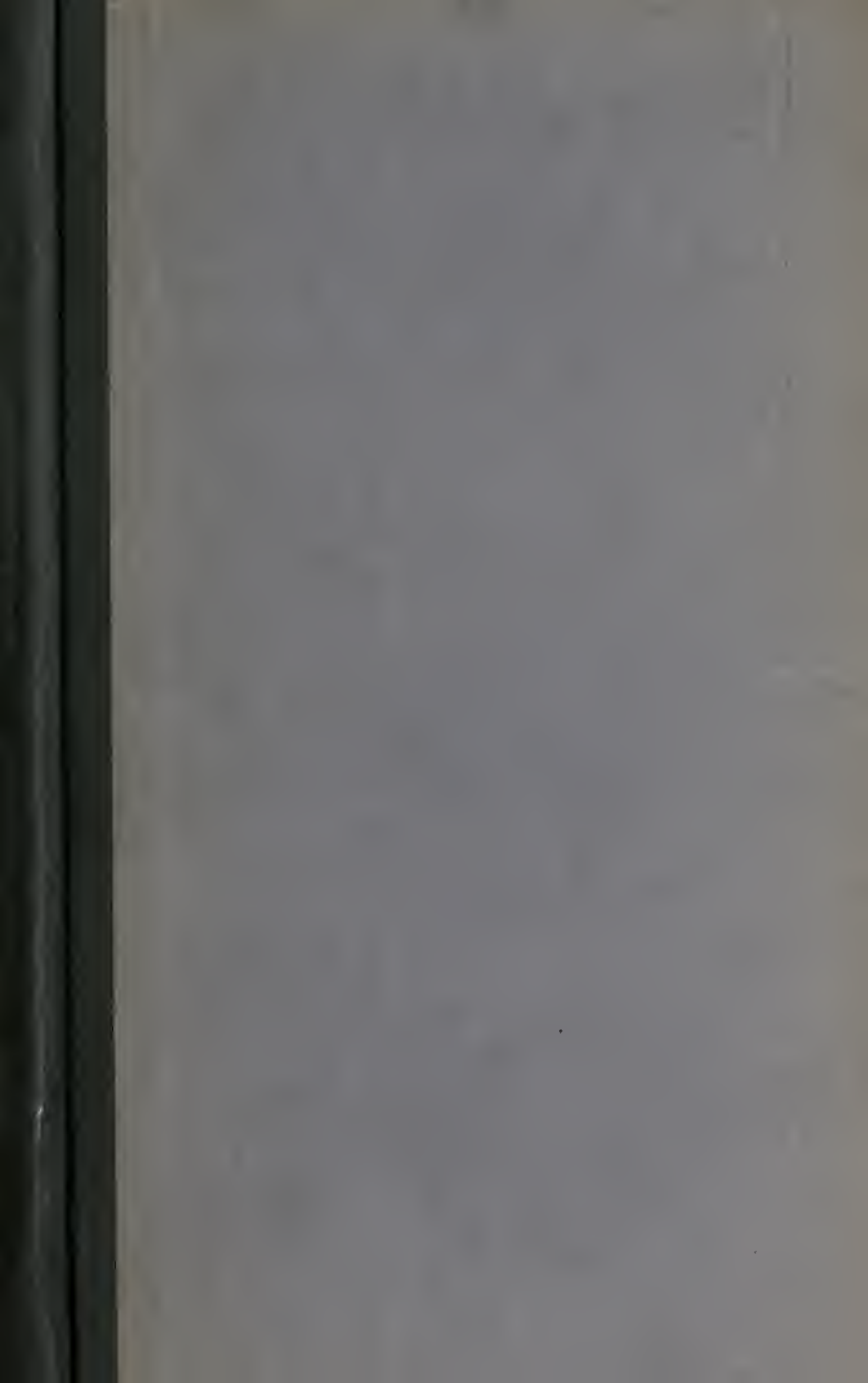
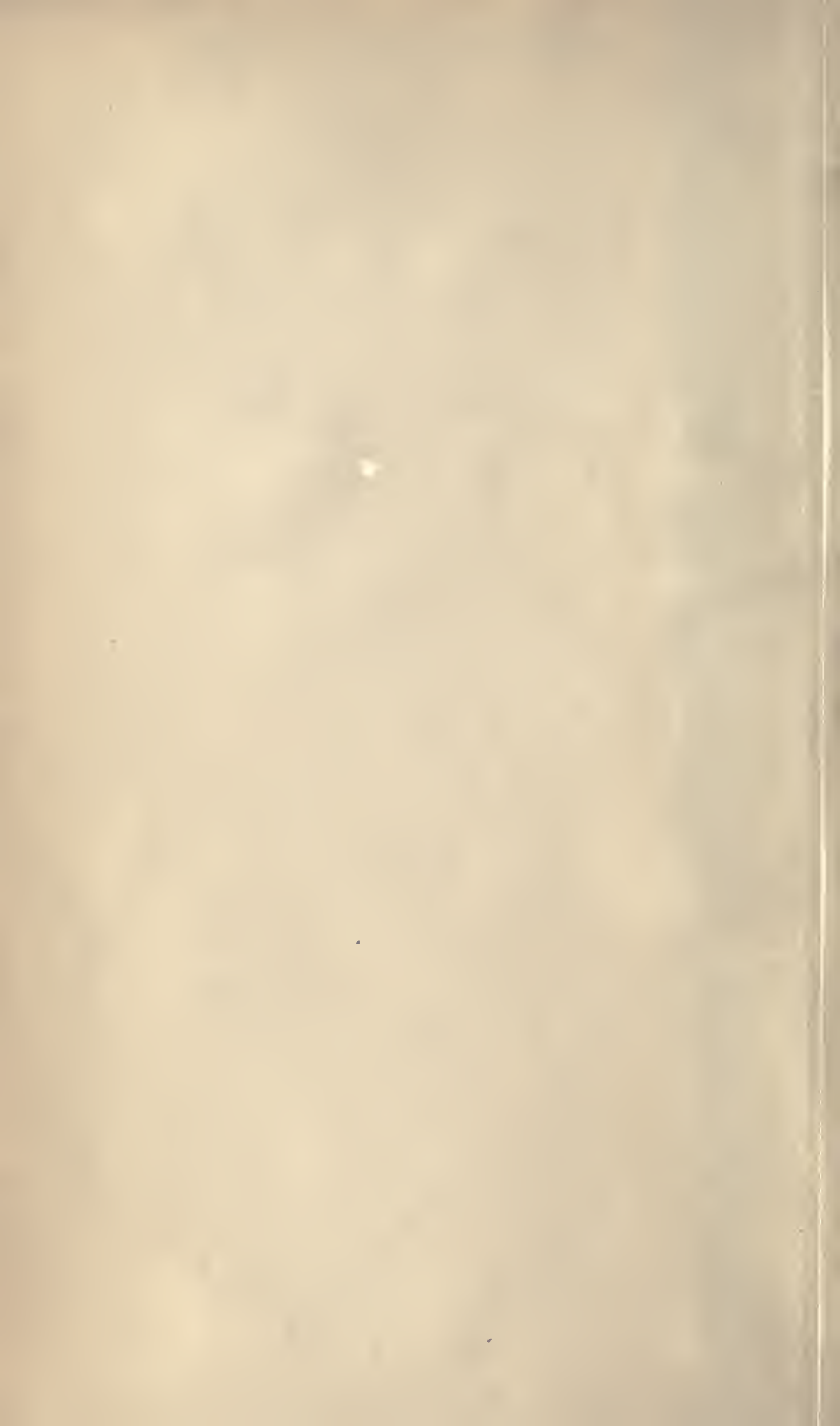






Die

Völker der Südsee.

Zweite Abtheilung.

Die Mikronesier und nordwestlichen Polynesier.

Ethnographisch und culturhistorisch dargestellt

von

Dr. Georg Gerland
Lehrer am Kloster U. l. Fr. zu Magdeburg.

Leipzig, 1870.
Friedrich Fleischer.

Anthropologie

der

Naturvölker

von

Dr. Theodor Waitz
Professor der Philosophie zu Marburg.

Mit Benutzung der Vorarbeiten des Verfassers fortgesetzt

von

Dr. Georg Gerland
Lehrer am Kloster U. l. Fr. zu Magdeburg.

Fünfter Theil.
Zweite Abtheilung.

Leipzig, 1870.
Friedrich Fleischer.



Vorrede.

Viel später, als ich beim Erscheinen der ersten Abtheilung dieses Bandes hoffte und hoffen konnte, erscheint jetzt endlich der zweite Theil desselben, welcher indeß nicht, wie zuerst beabsichtigt war, die Schilderung sämmtlicher Völker des großen Oceans, soviel deren von Neuholland bis zur Osterinsel wohnen, sondern nur Mikronesien und diejenigen zum Theil höchst verwickelten Vorfragen umfasst, welche einer Besprechung des eigentlichen Polynesiens nothwendig vorausgehen müssen. Ein sechster Band, dessen Druck schon begonnen hat und der in der ersten Hälfte des kommenden Jahres erscheinen soll, wird dann das noch Uebrige enthalten: zunächst die ethnologische Specialschilderung der eigentlichen Polynesier, dann der Melanesier und der Australier. Mit ihm wird die Anthropologie der Naturvölker abgeschlossen sein.

Ich habe nun zunächst mich über das verspätete Erscheinen, sodann über mein Verhältniß zu dieser Arbeit überhaupt auszusprechen.

An dem Tage, an welchem ich zuletzt meinen Lehrer und ich darf wohl sagen Freund Waitz vor seinem Tode sah — es war zu Marburg an einem unvergeßlichen Sommertage des Jahres 1863 — sprachen wir auch über die Anthropologie und den letzten Band derselben, zu welchem er die Vorarbeiten soeben der Hauptsache nach vollendet hatte. Es war ihm darum zu thun, die drückende Last dieses Werkes, die nun schon so lange auf seinen Schultern lag, los zu werden, um von diesen anthropologischen Arbeiten, welche ihn der Natur der Sache

gemäß auf so manches nicht zur Philosophie gehörige Feld hinführten, wieder zu rein philosophischen Aufgaben zurückkehren zu können. Zunächst wollte er die Religionsphilosophie, dann die Logik, zu welcher er schon bedeutendes Material liegen hatte, ausarbeiten. Allein er erlag der Last der Anthropologie, deren Vollendung ihn nicht mehr erfreuen sollte. Von München, wohin er Ostern 1864 gereist war, um noch fernere Studien für den stillen Ocean zu machen, kam er tödtlich erkrankt zurück und er erstand nicht wieder: am 21. Mai starb er. Was seine Familie, was seine Freunde durch seinen Tod verloren haben, ist unersetzlich: noch heute ist die schmerzliche Empfindung des Verlustes so groß wie am ersten Tag oder vielmehr viel, viel größer. Doch darüber soll hier nicht gesprochen werden. Auch was er der Wissenschaft war, braucht hier nicht auseinander gesetzt zu werden: es ist von bedeutenderer Kraft wenn auch nur kurz in dem schönen Nekrolog behandelt, welcher den 2. Juni 1864 in der Beilage der Augsburger allg. Zeitung erschien. Aber noch bis auf den heutigen Tag scheint man in Deutschland dem Verstorbenen nicht die Beachtung schenken zu wollen, welche er in so hohem Maaße verdient und in anderer Zeit gewiß noch findet; denn seine Anthropologie ist, wie man in England gleich bei ihrem Erscheinen aussprach, ein epochemachendes und für lange Zeiten grundlegendes Werk, ein Werk, dessen Wichtigkeit sich dann erst zeigen wird, wenn ein späteres Geschlecht die Consequenzen alles dessen was es enthält ziehen kann — und zu ziehen wagt. Daß es die Grundzüge der Lehre Darwin's und ihre wichtigste, folgenschwerste Consequenz aufs allerbedeutsamste und schlagendste bestätigt und ergänzt, wird jedem Einsichtig-Unbefangenen klar sein; daß es daher als Grundlage einer späteren Philosophie (wie ja Waitz die ungeheure Arbeit aus philosophischem Interesse unternahm) erst seine ganze Bedeutung bekommen wird, das kann man auch ohne prophetischen Geist behaupten, um so zuversichtlicher, als ethnologische Studien auch in Deutschland sich jetzt immer mehr und lebhafter ausbreiten; als man auch bei uns doch endlich wieder zu der Ueberzeugung mehr und mehr zu gelangen scheint, daß dies spröde Absondern jedes einzelnen Wissenszweiges

vom anderen dem Wissen selbst im höchsten Grade nachtheilig wird. Eine solche Vereinigung der Wissenschaften, ein solches Mit- und Füreinanderwirken wird immer mehr eintreten, wenigstens ist dafür mit allen Kräften zu wirken: dann wird ein neuer Geist alles Wissen durchdringen, dann auch wieder eine wahre lebenskräftige Philosophie (von der so vieles Heil zu erwarten steht) sich ausbreiten und nicht bloß über den Kreis der Gelehrten, sondern über alle wissenschaftlich Gebildeten; eine Philosophie, welche den Grundideen und tiefsten Grundlagen der neuen Zeit entsprechend das Wort des Vaters der kritischen Philosophie befolgt: *ὁμοίως οἱ λόγοι ἀληθεῖς ὥσπερ τὰ πράγματα;* eine Philosophie, welche von allen geistigen Bestrebungen nur und allein im Stande sein wird, das große Problem der Gegenwart zu lösen, an dem man sich so viel versucht, an dessen Lösung man so oft von beiden Seiten verzweifelt hat. Dies Problem ist die Vereinigung der wie es jetzt scheint entgegengesetzten Pole des geistigen Lebens, der Naturwissenschaften und des religiösen Glaubens. Nur eine solche Philosophie kann es lösen und sie wird es dereinst lösen, so wenig mächtig sie jetzt noch auftritt; sie wird es lösen zu reinster Harmonie in kommenden Jahrhunderten, wie sie es jetzt für den einzelnen Forscher löst. Für eine solche Philosophie wirkte Waitz, für sie schrieb er seine Anthropologie: und was würden wir für ein Werk besitzen, wenn er seine Religionsphilosophie noch hätte schreiben können! Wie würde dasselbe den tiefsten Bedürfnissen der Zeit entgegen gekommen sein!

Im Oktober 1864 forderte mich die Wittwe des Verstorbenen auf, die Vollendung der Anthropologie zu übernehmen: ich hatte im Sommer 1856 bei Waitz Anthropologie gehört und nach dem Erscheinen des Werkes die ersten Bände desselben in Steinthals Zeitschrift für Völkerpsychologie angezeigt. Männer, welche den Umfang der Arbeit besser übersahen, als ich damals, hatten die Uebernahme abgelehnt. Nur von der Londoner ethnologischen Gesellschaft war das Anerbieten gemacht, daß in England das Werk fortgesetzt und vollendet werden sollte. Drei Gründe vornehmlich waren es, welche mich trotz aller Bedenken die Fortsetzung des Werkes übernehmen ließen. Ein-

mal und zunächst, weil es das Hauptwerk meines Lehrers war, weil ich glaubte und wünschte, durch die Vollendung desselben so weit es eben meine Kräfte vermochten ihm, dessen Leben und Umgang mir so viel fürs ganze Leben gewesen war, meine Dankbarkeit noch nach dem Tode zu beweisen. Zweitens hatt' ich Lust und Liebe zur Sache und drittens, was soll ich es verschweigen? hielt ich es für eine nationale Ehrensache, daß dies Werk, wie es von einem Deutschen und gewiß von einem der Bedeutendsten und Besten seiner Zeit begründet und fast vollendet war, auch in Deutschland und in deutscher Zunge beendet würde, dies Werk, von welchem die anthropological review, das Organ der Londoner ethnologischen und anthropologischen Gesellschaft im November 1863 sagt: it is almost enough to shame our national pride to think that such a work should not come from one of our countrymen. Wie hätte es unseren nationalen Stolz beschämen müssen (der freilich in solchen Dingen nicht eben leidenschaftlich ist), wenn nun doch dies Werk von einem Ausländer in fremder Sprache vollendet wäre. Das waren die Gründe, weshalb ich die Arbeit übernahm, welche mich rechtfertigen mögen, wenn mein Unternehmen zu kühn, ja fast leichtsinnig erscheint; wenn ich es nicht so habe ausführen können, wie es ausgeführt zu werden verdiente.

Die Papiere, welche ich nun bekam, bestanden zunächst in der vollendeten ersten Abtheilung dieses Bandes, welche sofort gedruckt wurde; sodann in einer reichen Anzahl Excerpte aus den verschiedensten Werken; drittens in dem fertigen Manuskript, wonach Waitz zwei oder dreimal sein Collegium über Anthropologie gelesen hat. Weil dies Material sich sehr gut übersehen ließ, glaubt' ich auch, es leicht bewältigen zu können: aber darin hatt' ich mich geirrt, wie ich mit jedem Tage deutlicher einsah. Denn jene Excerpte waren alle nur ganz kurze Citate und Angaben, wo etwas und was da stehe, sie waren für die Art berechnet, wie Waitz zu arbeiten pflegte, und wohl wenige Menschen giebt es, welche einen so geringen Apparat brauchen, wie er; denn die kürzeste Notiz genügte ihm, um alles Gelesene wieder in ihm zu reproduciren und

da er bei seinen Vorstudien auch immer nebenher an der Form seiner Werke geistig zu arbeiten pflegte, so konnte er, wenn die Vorarbeiten beendigt waren in außerordentlich kurzer Zeit, in einem Flusse und Gusse das Manuskript seiner Werke niederschreiben, fast ohne ein Buch noch aufzuschlagen, fast ohne auch nur einen Satz zu ändern. Daher sah ich bald, daß, wenn ich was ich einmal übernommen und zugesagt hatte ausführen wollte, daß ich die Werke, welche Waitz excerpirt hatte, selbständig studiren mußte, und so dehnte sich meine Arbeit von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr: denn oft war es sehr schwer, die nöthigen Bücher zu erhalten und wenn ich sie erhielt, so mußte ich alles Lesen und Excerpiren selbstverständlich auf die Zeit aufsparen, welche bei meiner amtlichen Thätigkeit als Lehrer an einem sehr schülerreichen Gymnasium mir frei blieb. So ist es gekommen, daß die Vollendung des Werkes so lange auf sich warten ließ; und aus den mitgetheilten Umständen hoff' ich auch auf Nachsicht, wenn Sachkundige Manches vermissen werden, was man nicht vermissen sollte. Ich weiß wohl, daß Bücher noch zu benützen waren, die ich bis jetzt nicht benutzt habe. Aber einmal mußte doch, wenn das Werk jemals erscheinen sollte, gewaltsam ein Abschluß gemacht werden: ich habe ihn jetzt gemacht, am Schluß des Jahrzehnds, doch nicht mit leichtem Herzen. Auch an Reisen, um Bibliotheken zu benutzen, hinderten mich meine Verhältnisse so gut wie ganz.

Aus dem Angeführten geht nun auch schon mein Verhältniß zu dem Theile des Werkes, welchen ich liefere, hervor. Die Mehrzahl der von mir angeführten Werke hab' ich selbständig durchgearbeitet, die bedeutenderen fast alle. Das Manuskript, nach welchem Waitz seine Vorlesungen gehalten hatte, enthielt nur eine möglichst gedrängte Schilderung der Polynesier, Melanesier, Australier, welche auf verhältnißmäßig wenig zahlreichen Quellen beruht. Mikronesien sowie alle Fragen über Wanderungen u. dergl. waren in demselben fast gar nicht behandelt; daher zunächst die vorliegende Abtheilung des 5ten Bandes vollständig mein Eigenthum ist. Selbst nicht einmal irgend eine Andeutung war vorhanden, wie Waitz

den Plan dieses seines letzten Bandes einzurichten gedachte, ob er Mikronesien selbständig schildern, ob er auf das Verhältniß der einzelnen Stämme zu einander eingehen wollte oder nicht. Daher erscheint denn auch diese zweite Abtheilung mit eigener Paginirung und überhaupt ganz selbständig, wodurch ihr Verhältniß zum ersten Hefte des Bandes am klarsten ausgesprochen ist. Die Inkonvenienzen, welche den Besitzern des Werkes daraus erwachsen, durften zugelassen werden, da sie doch verhältnißmäßig unbedeutend und mehr äußerlicher Art sind. Aber auch der folgende Band wird ganz mein Eigenthum sein, weshalb ich ihn auch unter meinem Namen veröffentlichen muß. Das was Waitz angehört, ist nur der Theil des Materials, den ich nicht selbständig bearbeiten konnte, der aber trotz dem oben Gesagten immer noch bedeutend genug ist, und sodann das äußere Gerippe der Anordnung, welche bei der ethnologischen Schilderung dieser Völker befolgt ist, obgleich ich auch hier bisweilen von seiner Anordnung abgewichen bin, wo ich nach meiner Auffassung nicht anders konnte. Die Verwendung des Einzelnen, sowie die wissenschaftliche Auffassung des Ganzen gehen ganz und gar von mir aus, da Waitz keine Andeutungen darüber hinterlassen hat. Ich muß also die Verantwortung für Alles, was der noch erscheinende Rest des Werkes enthält, ganz auf mich nehmen.

Denn freilich ging ich von nicht ganz denselben Grundlagen und Grundgedanken aus, wie Waitz selber. Er war Philosoph: was ihn zu seinen anthropologischen Arbeiten antrieb, was ihn dabei interessirte, das war der sichere Gewinn, den er für seine Philosophie daraus zog. Nur um der Philosophie — sein nächstes Werk sollte die Religionsphilosophie sein — eine feste Grundlage zu geben, studirte und schrieb er die Anthropologie, wie er zur festen Begründung der Psychologie lange Zeit Anatomie studirte und als Frucht dieser Studien seine treffliche „Grundlegung der Psychologie“ (Hamburg und Gotha, Perthes, 1846) schrieb. Ich aber bin Philolog und hatte mich vornehmlich aus psychologisch-linguistischem Interesse zum Studium der Anthropologie gewendet, ohne welches mir das Studium menschlicher Rede seiner letzten und tiefsten Begrün-

dung sowohl psychologisch als physiologisch und historisch zu entbehren schien und immer mehr erscheint, je tiefer ich in anthropologische Studien eindringe. Als drittes fesselte und trieb mich naturgeschichtliches Interesse — und so fürcht' ich, denn ich fühlt' es oft bei der Arbeit, daß mich meine Interessen bei der Vollendung dieses Werkes zu sehr beherrscht haben, daß dadurch der Schluß desselben eine andere Färbung erhält, wie die ersten Bände. Da indeß der erste Band schon die allgemeinen philosophisch wichtigen Resultate gibt, zu welchen die folgenden Bände nur die Belege sein sollten, so wird diese Ungleichheit auch der philosophischen Brauchbarkeit, wie ich hoffe, keinen großen Abbruch thun; denn die Belege für jene Resultate, soweit sie dem stillen Ocean entnommen werden müssen, wird meine Arbeit dennoch bieten können.

Auch darin bin ich minder als es scheint vom Plane des Verfassers abgewichen, daß dieser fünfte nicht der letzte Band des Werkes sein sondern ihm noch ein sechster nachfolgen soll. Waitz selber äußerte an dem Tag, wo ich ihn zuletzt sah, und hat es auch sonst noch ausgesprochen, daß er nicht wisse, wie er das massenhafte Material zum fünften Band in einen einzigen Band bringen solle; er werde wohl einzelne Theile ausscheiden und irgendwo selbständig abdrucken lassen. Welche Theile, in welcher Form und wo er sie veröffentlichen wollte, darüber hatte er noch keinen festen Plan. Vielleicht also wäre auch ihm dieser letzte Band noch in zwei zerfallen, vielleicht auch nicht; aber jedenfalls stimmt es mit seinen Gedanken, wenn ich das Material, um den fünften Band nicht zu gewaltig anzuschwellen, in zwei Bände geschieden habe. Der Punkt, an welchem ich diesen Band abgeschlossen habe, ist allerdings insofern zufällig, als er hauptsächlich durch Rücksichten auf den Raum bedingt wurde. Da er aber immerhin einen Abschnitt bot, wenn dieser auch nicht scharf ist; da ferner der sechste Band unmittelbar nach diesem fünften erscheinen soll, so trug ich weiter kein Bedenken, bei ihm stehen zu bleiben.

So mag denn diese Frucht jahrelanger Studien in die Oeffentlichkeit dahin gehen und möge man sie nur nicht zu tief unter den ersten Bänden stehend finden! Möge es mir ge-

lungen sein, meine Dankbarkeit und Liebe auf eine würdige Art zu bethätigen! In den düsteren Fieberphantasien seiner letzten Krankheit hat Waitz öfters ausgerufen: „verlorenes Leben, nichts als Arbeit und keine Wirksamkeit“ — seine Schriften wirken schon jetzt und werden wirken und daß auch in seiner unmittelbaren Lehrthätigkeit sein Leben kein verlorenes war, das möchte dieses Buch beweisen: das Gute, was es enthält, gehört Waitz an, da es auf seiner grundlegenden Anregung beruht. —

Eine Hauptschwierigkeit bei meiner Arbeit war die Beschaffenheit des zu beschreibenden Gebietes, welches in lauter meist sehr kleine Inseln zerfällt, die über so gewaltige Räume zerstreut sind. Sehr häufig hat man daher Nachrichten nur von einzelnen Inseln, welche sich auf das ganze Gebiet beziehen, während umgekehrt bisweilen allgemein ausgesprochene Urtheile der Reisenden nur von einzelnen Inseln abstrahirt erscheinen. War es hier durchaus nicht immer leicht, kritisch das Richtige zu treffen, so machte dieser Umstand auch meiner eigenen Darstellung viel zu schaffen. Ich habe daher meist die Insel oder Inselgruppe, auf welche sich eine Angabe bezieht, genannt und nur dann dies unterlassen, wenn eine solche Angabe wirklich für das ganze Gebiet, zu welchem die einzelne Insel gehört, Geltung hat. Eine andere große Schwierigkeit lag in der geographischen Unsicherheit des Terrains. Ueber die Existenz mehrerer Inseln unserer Karten ist man noch im Zweifel; auf einige sind die Namen irrthümlich von anderen Inseln übertragen, wieder andere haben von verschiedenen Reisenden verschiedene Namen bekommen, dieselben Namen sind verschiedenen Inseln beigelegt und es ist oft schwer, sich aus diesem Labyrinth herauszufinden. Mein Grundsatz war, wo es irgend anging, den einheimischen Namen der Inseln zu benutzen, denn die ältesten Bewohner eines Landes müssen doch wenigstens das Recht haben, ihm seinen Namen zu geben, welcher Grundsatz ja auch in der neueren Zeit überall befolgt wird. Schwierigkeit macht dies namentlich in Mikronesien und Paumotu, da hier fast keine Insel ohne zwei bis drei Namen ist. Für Mikronesien aber hat Gulick im naut. mag. 1862

und für Paumotu Meinicke bei Wappäus Bahn gebrochen, indem sie die einheimischen Namen zusammenstellen. Ihnen folg' ich daher im Text und um den Lesern die Uebersicht über diese Namen zu erleichtern, folgt nach dieser Vorrede ein Verzeichniß derselben, soweit dasselbe nicht durch die Karten, welche dem sechsten Band beigegeben werden, überflüssig wird. Die Eingeborenen Polynesiens nennen die zusammengehörigen Inselgruppen gewöhnlich nach der Hauptinsel. Diesen Sprachgebrauch befolgt die neuere Geographie gleichfalls und so steht auch auf den folgenden Blättern Hawaii häufig für den Sandwicharchipel, Tahiti für die Gesellschaftsinseln u. s. w. Ein Mißverständniß ist nicht zu befürchten; wenigstens hab' ich mich stets bemüht, die Möglichkeit eines solchen zu vermeiden. Den Ausdruck Malaisien für das von Friedrich Müller angewandte Malainesien hab' ich beibehalten, um nicht ohne Noth am einmal herkömmlichen, so weit es brauchbar ist, zu rütteln.

Verschiedene Gelehrte haben sich nun auch bemüht, für die Mikropolynesier einen gemeinschaftlichen Namen aufzufinden. Da sind verschiedene Vorschläge und Versuche gemacht. Schirren (S. 48, Anm. 1) will die „sogenannten polynesischen Inselstämme" nur Maori nennen; und es ist wahr, daß dies Wort, über welches wir S. 46 genauer handeln und es auch für Mikronesien nachweisen werden, überall im Ocean „wahr ächt eingeboren" bedeutet, daß fast überall die Bewohner der einzelnen Inseln mit diesem Beiworte sich bezeichnen. Daß dies Wort stets mit tangata, taata, ta, tane u. s. w. Mensch verbunden vorkommt, ist kein Grund gegen seinen Gebrauch; ebensowenig, obgleich dies schon wichtiger ist, daß auf einigen Inseln das Wort von den Vornehmen, auf anderen vom gemeinen Volk und keineswegs überall von der Gesammtbevölkerung im Gebrauch ist. Der durchschlagende Grund gegen den Gebrauch desselben, wie ihn Schirren will, liegt darin, daß Maori vorzugsweise oder vielmehr so gut wie ausschließlich von den Neuseeländern gebraucht wird, ebenso wie Kanaka, das sich freilich auch sonst nicht zur Gemeinbezeichnung aller Mikro-Polynesier geeignet hätte, beschränkt ist auf die Bewohner Ha-

waiis. Wollte man Maori für alle Polynesier brauchen, so würde man fortwährend Mißverständnisse zu befürchten und zu verhüten haben. Auch ist nicht abzusehen, warum der Name Polynesier so „fatal“ ist, wie Schirren behauptet; und so gebrauchen wir ihn wie den entsprechenden Namen Mikronesier, Melanesier ohne irgend welches Bedenken.

Es bleibt mir nun noch die angenehme Pflicht, meinen Dank auszusprechen für manche Förderung meiner Arbeit, wie ich sie von verschiedener Seite her empfangen habe. Namentlich hat mich Se. Excellenz Herr geh. Rath H. C. v. d. Gabelentz mit seinem Rath sowohl als auch mit den Schätzen seiner reichen Bibliothek aufs freundlichste unterstützt und nicht geringeren Dank bin ich den Herren Bibliothekaren der Universitätsbibliothek zu Marburg schuldig, was öffentlich auszusprechen mir erlaubt sein mag. Auch dem Herrn Verleger, für welchen die Verzögerung der Vollendung des Werkes doch besonders unangenehm sein mußte, sage ich meinen Dank für die Freundlichkeit, mit welcher er mir überall entgegen kam.

Ich kann dies Vorwort nicht besser beschließen als mit den Worten, welche Waitz auf ein kleines Zettelchen sehr sorgfältig aufgeschrieben hat, das ich in seinen anthropologischen Papieren fand. Sie lauten:

„Es gehört zu den bewundernswerthesten Lehren, die uns das Studium des Menschen gibt, daß materielle Noth, Eitelkeit und Ehrgeiz unter allen die kräftigsten Triebfedern der Menschen und die mächtigsten Hebel zu wahrhaft bedeutenden Leistungen sind. Der Unverstand klagt über die Uebel in der Welt und Philosophen haben deshalb die göttliche Weisheit gegen seine Anklage rechtfertigen zu müssen geglaubt. Es ist wahr, die Masse des Uebels und des Bösen ist ungeheuer, aber es wird zu wenig bedacht, daß die Fehler und Schwächen der Menschen die Grundbedingungen für die meisten Fortschritte sind, welche die Gesellschaft macht. Selbst die eigentliche Erbsünde unseres Geschlechtes, die Trägheit, ist für den Bestand aller Cultur wesentlich nothwendig, denn ohne sie würde eine Autorität in der Kirche, im Staate, in der Kunst, in der Wissenschaft weder entstehen noch sich halten können, die

späteren Generationen würden nicht die Bildung der früheren traditionell sich anzueignen bereit, die niedere Classe aber in jedem Augenblick die Ordnung und den Bestand der ganzen Gesellschaft in Frage zu stellen geneigt sein.

Mit den menschlichen Fehlern zwar soll und kann diese Erkenntniß uns nicht versöhnen, aber sie vermag uns eine höhere Weisheit in der Entwickelung des Menschengeschlechts ahnen zu lassen, als die der Menschen selbst und weist uns eindringlich darauf hin, daß wenn auch diese es sind welche die Weltgeschichte bewegen, doch deren Leitung und Zielpunkte ganz andere sind als diejenigen, welche sie selbst sich vorsetzen."

Magdeburg, den 22. Nov. 1869.

Georg Gerland.

Die Inseln der Südsee.

(Die einheimischen Namen, welche wir anwenden, geben wir mit gesperrter Schrift; von den europäischen Benennungen der einzelnen Inseln stellen wir nur die hauptsächlichsten hier zusammen. Inseln, bei welchen keine Mannigfaltigkeit der Namen vorliegt oder kein Irrthum möglich ist, führen wir hier nicht an, da sie durch die Karte genau genug bezeichnet werden. Selbstverständlich will dies Verzeichniß keinerlei geographische Bedeutung haben; es ist nur für die Bequemlichkeit des Lesers berechnet.)

I) Mikronesien (Gulick naut. magaz. 1862, 358 f.).

Karolinen.

1) Palau, Pelew, Palaos. Einzelne Inseln: Babelthuap, Koror u. s. w. Kyangle, Angour. 2) Ngoli, Lamoliork, Matelotas. 3) Eap, Yap. 4) Ulithi, Elivi, Mackenzie, Egoi, Lumululutu, Mogemug, Mugmug (Chamisso 102). 5) Fais, Feis. 6) Sorol, Zaraol, Philippsinseln. 7) Sonsorol, St. Andrewinsel. 8) Anna, Curent, Wull. 9) Merir, Mariera, Warren-Hastings. 10) Tobi, Lord North, Nevil, Peakedhill. 11) Pegan, David, Freeville. 12) Eauripik, Kama. 13) Wolea, Ulie, Ulea (Chamisso) Thirteen Insel. 14) Faraulep, Farroilap, Gardner. 15) Ifalik, Ifeluk, Wilson. 16) Olimarao, Ollimirau, Lutke. 17) Elato, Elath, Haweis J. 18) Lamotrek, Lamurek, Namurek, Lamurka, Lamursee, Mugnak, Schwedeninsel. 19) Faiu, Fahieu, Falu, Fallao, Westfaiu (vergl. 27). 20) Satawal, Setoan, Seteuel, Satahoal, Tucker. 21) Pikela, Bigelle, Biguela, Lydia. 22) Pikelot, Pighe, Coquille. 23) Suk, Scheug, Suge, Polosuk, Ibargoita. 24) Poloat, Buluath, Enderby. 25) Tamatam, los Martires, Fanadik (?). 26) Namonuito, Lamoil, Anonima, Livingstone. 27) Faiu, Ostfaiu, Falalu, Lutke. 28) Namolipiafane, Namolipiafan. 29) Morileu, Morilö, Hall J. 30) Truk, Hogoleu, Rug, Tuch Torres, Royalist J. 31) Losap, Luasap, Duperrey. 32) Mokor, Haschmy. 33) Namoluk. 34) Etal, Mortlock. 35) Lukunor, Lugunor, Mortlock. 36) Sotoan, Young, William, Mortlock. 37) Nukuor, Nuguor, Monteverde, Dunkin. 38) Pigiram Greenwich fehlt bei Gulick. 39) Oraluk, St. Agostino, Bordelaise, Larkins Riff, Meaburn, J. St. Rafael (?) 40) Ngatik, Ngarik, Los Valientes, Raven J. 41) Pakin Pagenema. 42) Anton, Andema, Frazer. 43) Ponapi, Fanope, Falupet, Bonabey, Puinipet, Ascension. (41—43 Senjavin J.) 44) Mokil, Aura, Duperrey, Wellington. 45) Pingelap, Tugulu, Musgrave, Mac Askill. 46) Kusaie Ualan Strong J.

Ralikkette.

1) Ebon Boston. 2) Namerik Baring. 3) Kili Hunter. 4) Dschaluit Bonham. 5) Ailinglabelab Menschikoff, Lambert. 6) Dschabwat Bonham. 7) Lib Princessa. 8) Namo Margareta. 9) Lae Brown J. 10) Kwadschalein Quadelen, Catherine. 11) Udschae Lydia. 12) Wotho Schanz. 13) Ailinginae Rimski Korsakoff. 14) Rongerik Rimski Korsakoff. 15) Kongelab. 16) Bikini Eschholtz. 17) Eniwetok Brown.

18) Udschilong, Casobos, Providence, Arrecife. 4, 5, 6 bilden eine Gruppe, ebenso 13, 14, so daß die Gesammtzahl sich auf 15 Gruppen stellt.

Ratak-Kette.

1) Mili Mulgrave. 2) Madschuro Arrowsmith. 3) Arhno Daniel und Pedder. 4) Aurh Ibbetson. 5) Maloelab, Kawen, Calvert. 6) Erikub Bishop. 7) Wotje, Otdia, Romanzoff. 8) Likieb Count Heiden. 9) Dschemo Steeple. 10) Ailuk Krusenstern, Tindal, Watts. 11) Medschit Neujahrsinsel. 12) Utirik Kutusoff, Button. 13) Taka Suwaroff. 14) Bikar Bigar, Dawson. 15) Taongi Gaspar Riko, Cornwallis.

Gilbertinseln.

1) Makin Pitt. 2) Butaritari Tonching. 3) Marakei Mathew. 4) Apaiang Charlotte. 5) Tarawa Knoy, Knox. 6) Mariana Hall. 7) Apamama Simpson, Hopper. 8) Kuria Woodle. 9) Aranuka Nanuki, Henderville. 10) Nonuti Sydenham, Bishop. 11) Tapiteuwea Drummond. 12) Peru Francis J. 13) Nukunau Byron. 14) Tamana Rotcher. 15) Onoatoa Clerk J. 16) Arorai Hope Hurd.
Vereinzelt Banaba Ocean, Nawodo Onavero, Pleasant.

2) Polynesien.

Ueber die einzelnen Inseln des mittleren, nördlichen und nordwestlichen Polynesiens siehe S. 167 f. 177 f.

Nukuhiva, Markesas-, Mendanagruppe; der nördliche Theil der Gruppe Revolutionsinseln, Washingtoninseln (Meinicke bei Wappäus 567). Fatuhiva St. Madalena. Mohotani St. Pedro. Tahuata St. Christina. Hiva-oa la Dominika, Marchand. Fatahuku Hood. Uapoa Adams. Nukuhiva Federal, Baux. Uahuka Washington. Motu-iti Hergest. Hiau Masse. Fatu-uhu Hatutu, Chanal.

Paumotu, Tuamotu, niedrige, gefährliche Inseln. (Meinicke eb. 565 f.) Wir beginnen im Westen.

Mata-hiva Lazareff. Tikahau Krusenstern. Rangiroa Fliegeninsel. Nairsa Prinz Wales Inseln. Arutua Rurik. Apatiki Hagemeister. Makatea Matia, Aurora. Kaukura Palliser. Toau Elisabeth. Fakarawa Wittgenstein. Faaiti Miloradowitsch. Anaa Chain, Ketteninsel. Ahii Peacock. Manihi Waterland. Takaroa, Takapoto König Georg, Sondergrond. Tikei Romanzoff. Aritika Karlshoff. Kawahi Vincennes. Raraka. Katiu Sacken. Makemo Philipp. Tahama Tschitschagoff. Motutunga Adventure. Hekueru Bird. Taenga Holt. Takume Wolkonsky. Raroia Barclay de Tolly. Nihiru. Marutea Fourneaux. Marakau, Ravahere Twogroups. Nengonengo Pr. William Henry. Manuhangi Cumberland. Amanu Moller. Hao Hau, Harfe, Bogen. Paraoa Gloucester. Nganaiti. Tatakotoroa Egmont, Narcisso. Tepoto Dissapointment. Henuake Hundeinsel. Pukapuka Clerke. Pukaruha Serle. Reao Clermont Tonnere. Akiaki Kön. Charlotte. Tematangi St. Elmo, Bligh, Bligslagoon. Vairatea Osnabrück. Maturevavao Akteon. Marutea Lord Hood. Morane Barstow. Mangareva Gambier. Pittkairn. Waihu Teapi, Osterinsel.

Inhalts-Verzeichniss.

1. Abtheilung des fünften Bandes.

Die Völker der ostindischen Inseln.

1) Ethnographische Uebersicht.

2) Physische Eigenthümlichkeiten.

3) Kulturhistorische Schilderung.

2. Abtheilung.

Mikronesien.

Polynesien.

Wanderungen der Polynesier.

Literatur*).

Aanteekeningen betr. eene reis door de Molukken v. z. Exc. Duymaer van Twist. 'sGravenhage 1856.
Abd-Allah Ben-Abd-el Kader, Voy. de Singapore à Kalantan ed. Dulaurier. Paris 1850.
Aduarte, Hist. de la provincia de Filipinas Japon y China. Tomo I. Zaragoça 1693.
Anderson, Mission to the East coast of Sumatra in 1823. Edinb. 1826.
Andersson, Weltumsegel. mit d. schwed. Kriegsfreg. Eugenie. Lpz. 1854.
Andrew, grammar of the hawaiian language Honolulu 1854.
Angas, Savage life in Australia and N. Zealand. Lond. 1847.
Anson, Reise um die Welt (1740—44). Gött. 1763.
d'Argensola, Hist. de la conquête des Moluques, tr. de l'Esp. Amst. 1706.
Australia felix. Berlin 1849 (nach Westgarth).
v. Baer, Crania selecta ex thesaur. anthrop. Acad. Petropol. Petropol. 1859.
— Ueber Papuas und Alfuren. Petersb. 1859.
Baker, Sydney and Melbourne. London 1845.
Barchewitz, ostindianische Reisebeschreibung. Chemnitz 1730.
Barrington, Hist. of N. S. Wales. Lond. 1810.
— a, An account of a voy. to N. S. Wales. 2d ed. Lond. 1810.
— b, A sequel to his voy. to N. S. Wales. Lond. 1800.
Beechey, Narr. of a voy. to the Pacific (1825—28). Lond. 1831.
Karl Friedrich Behrens Reise durch die Südländer und um die Welt. Frankf. und Leipz. 1737.
Belcher, Narr. of the voy. of H. M. S. Samarang (1843—46). Lond. 1848.
— Narr. of a voy. round the world in H. M. S. Sulphur (1836—1842). Lond. 1843.
Bennett, Wanderings in N. S. Wales. Lond. 1834.
— Narr. of a whaling voy. round the globe (1833—36). Lond. 1840.
Bijdragen, tot de taal-, land- en volkenkunde v. Neerl. Indië. 'sGravenhage 1853 ff.
Bischoff, Sketch of the hist. of V. Diemen's Land. Lond. 1832.
Bleeker, Reis door de Minahassa en den Molukschen Archipel. 1ste deel. Batavia 1856.
Bligh, R. in das Südmeer. Berl. 1793.
Bougainville, R. um d. Welt (1766—69). Leipz. 1772.
Boudyck-Bastiaanse, Voy. faits dans les Moluques, à la N. Guinée et à Célebès (1830). Paris 1845.

* Das hier Fehlende findet sich in den Literaturangaben des zweiten und dritten Bandes angeführt. Unwichtiges ist nicht erwähnt. Nachträge bringt der 6. Band.

Bowring, A visit to the Philippine Islands. Lond. 1859.
Braim, Hist. of N. S. Wales. Lond. 1846.
Bratring, die Reisen der Spanier nach d. Südsee. Berl. 1842.
Breton, Excursions in N. S. Wales, W. Australia and V. Diemen's Land. London 1823.
Brief Statement of the aggression of the French on the island of Tahiti by the Directors of Lond. Miss. Society. London 1843.
Brodie, Remarks on the past and present state of New Zealand. London 1845.
Brooke, Narr. of events in Borneo and Celebes 2d ed. Lond. 1848.
Broughton, Voy. dans la partie septentr. de l'Océan pacif. (1795 ff.) Paris 1807. (Entdeckungsreise in d. stille Meer. Aus d. Engl. Weim. 1805.)
Brown, N. Zealand and its aborigines. Lond. 1845.
Brumund, Indiana, verzameling v. stukken over landen volken oudheden en gesch. v. d. Ind. Arch. Amst. 1853.
— a, Het Volksonderwijs onder de Javanen. Batavia 1857.
de Bry, orientalisches Indien. Frankf. 1597 ff.
Buckton, Western Australia. Lond. 1840.
Buschmann, Aperçu de la lang. des Marquises et de la l. Taitienne. Berl. 1843.
Buzeta, Diccionario geogr. est. hist. de la islas Filipinas. Madrid 1850.
Byrne, Twelve years' wandering in the Br. Colonies (1835—47). London 1848.
Byron, R. um die Welt in Geschichte der Seereisen u. s. w. v. Hawkesworth, übers. v. Schiller. 3 Bde. Berlin 1774.
Byron, Voy. of H: M. S. Blonde to the Sandwich isl. Lond. 1826.
Campbell, R. um d. Welt (1806—12). Jena 1817.
Careri, Gemelli, Voy. du tour du monde t. V. Paris 1719.
Carteret, R. um d. Welt in Geschichte der Seereisen u. s. w. von Hawkesworth, übers. v. Schiller. Berlin 1774.
Chamisso, Bemerk. auf einer Entdeckungsreise (1815—18). Weimar 1821.
Cheever, Life in the Sandwich Islands. Lond. 1851.
Cheyne, a description of islands in the Western Pacific Ocean, north and south of the Equator. London 1852.
Clutterbuck, Port Phillip in 1849. Lond. 1850.
Collins, Account of the colony in N. S. Wales. Lond. 1798.
Colnett, Voy. to the S. Atlantic and into the Pacific Ocean. Lond. 1798.
On the colonisation of N. Zealand by the Committee of the Aborig. Protection Soc. Lond. 1846.
P. Franc. Combes, Hist. de las islas de Mindanao. Madr. 1667.
Comyn, Estado de las islas Filipinas en 1810. Madr. 1820.
Cook, 1. Reise in Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeere von Hawkesworth, übers. v. Schiller. 3 Bde. Berl. 1774.
2. Reise in Samml. d. Reiseb. XV. ff. Berl. 1776.*)
3. Reise, übers. v. G. Forster, Berl. 1789.
Coutter, Adventures in the Pacific. Dublin 1845.
van der Crab, De moluksche eilanden. Reis door d. G. G. Pahud. Batavia 1862.
Crawfurd, Hist. of the Ind. Archipelago. Edinb. 1820.
— a, Descriptive Dictionary of the Indien Islands. Lond. 1856.
Crozet, R. R. durch die Südsee (1771 ff.). Leipz. 1783.
Cruise, Journal of a ten months' resid. in N. Zealand. Lond. 1823.

---

*) Im ersten Theil des Bandes sind alle drei Reisen Cooks nach dieser Sammlung citirt.

Cunningham, Two years in N. S. Wales. Lond. 1827.
Dalrymple, Voy. dans la mer du Sud par les Espagnols et les Hollandais. Paris 1774.
Dampier, Nouveau voy. autour du monde (1679—91. Amst. 1701.
Darwin, Naturwiss. Reisen, übers. v. Dieffenbach. Braunschw. 1844.
Davis, Maori Mementos. Auckland 1855.
Dawson, The present state of Australia. Lond. 1830.
Dentrecasteaux, Voy. à la recherche de La Pérouse (1792). Paris 1808.
Dieffenbach, Travels in New Zealand. Lond. 1843.
Dillon, Narr. of a voy. in the South Seas. Lond. 1829.
Dulaurier, Liste des pays qui relevaient de l'empire de Madjapahit. Paris 1846.
Dumont d'Urville a, Voy. de l'Astrolabe. Paris 1830.
— b, Voy. au Pole Sud. Paris 1841.
Duperrey, Voy. autour du monde (1822—25). Zoologie I.
Du-Petit-Thouars, Voy. autour du monde. Paris 1840.
W. Earl, a, The Eastern Seas or voy. and adv. in the Ind. Archip. London 1837.
— b, Enterprise in Tropical Australia. Lond. 1846.
— c, The native races of the Ind. Archipelago. Papuans. Lond. 1853.
A. Earle, Narr. of a nine month's resid. in New Zealand in 1827. London 1832.
Eden, Hist of. New Holland. Lond. 1787.
Ellis, Polynesian Researches. Lond. 1832.
Epp, Schilderungen aus Holländisch Indien. Heidelb. 1852.
Erskine, Journal of a cruise among the isl. of the Western Pacific. London 1853.
Eschels-Kroon, Beschr. der Insel Sumatra, herausg. von Schirach. Hamburg 1781.
Evans, Hist. and descr. of the present state of V. Diemen's Land. London 1824.
d'Ewes, China, Australia and the Pacific Islands in 1855—56. Lond. 1857.
Eyre, Journals of expedd. of discov. into Central-Australia (1840 f.). London 1845.
Field, Geographical Memoirs on N. S. Wales. Lond. 1825.
Finlayson, Mission to Siam and Hue (1821 f.) Lond. 1826.
Finsch, Neu-Guinea und seine Bewohner. Bremen 1865.
Flinders, Voy. to Terra Australis (1801—1803). Lond. 1814.
Forrest, Voy. to New Guinea and the Moluccas (1774—76). Lond. 1779.
Forster, Bemerk. auf seiner R. um die Welt. Berl. 1783.
— Ders. Reise um die Welt 1772—1775, beschr. u. herausg. v. Georg Forster. Berl. 1784.
Forster, Georg, Gesammelte Werke. Leipzig 1843.
Fox, The six colonies of New Zealand. Lond. 1851.
Freycinet, Voy. autour du monde (1817—1820). Paris 1827 (nebst Zoologie p. Quoy et Gaimard).
P. Mathias G***, Lettres sur les îles Marquises. Paris 1843.
v. der Gabelentz, H. C., Die melanesischen Sprachen (in Abhh. der K. Sächs. Ges. der Wiss. 1861).
— Grammatik der Dajak-Sprache. Leipzig 1852.
Fr. Gaspar de S. Augustin, Conquistas de las Islas Philipinas. Madr. 1698.
Geschichte der christl. Missionen auf den Freundschaftsinseln. Bremen 1857.
(Gervaise), Description hist. du royaume de Macaçar. Paris 1688.
Gill, Gems from the Coral islands. Lond. 1855.

de la Gironière, Aventures d'un gentilhomme Breton aux îles Philippines. Paris 1855.
Le Gobien, Histoire des Isles Marianes. Paris 1700.
Grant, Narr. of a voy. of discovery to N. S. Wales. Lond. 1803.
Grey, G., Journals of two expedd. in NW. and W. Australia (1837 — 1839). Lond. 1841.
— a, Pol. mythology and ancient trad. hist. of the N. Zeal. race. Lond. 1855.
— b, Proverbial and popular sayings of the Ancestors of the N. Zeal. race. Cape Town 1857.
Grey and Bleek, The library of Sir George Grey. Lond. 1858.
Gulick, Micronesia, nautical Magazin 1862.
Haast, report of a topogr. a. geol. explor. of the west. distr. of the Nelson prov. Nelson 1861.
Haensel, Letters on the Nicobar Islands. Lond. 1812.
Hageman, Handleiding tot de Kennis der geschiedenis enz. v. Java. Batavia 1852.
Hale, Ethnography and Philol. (U. St. Explor. Exped.). Philad. 1846.
A. Hamilton, A new account of the East Indies. Edinb. 1727.
G. Hamilton, R. u. d. Welt i. d. kön. Freg. Pandora. Mag. v. Reiseb. XI.
A. Hãolé, Sandwich Island notes. Lond. 1854.
van der Hart, Reize rondom het eiland Celebes. 'sGravenhage 1853.
Haßkarl, Australien und seine Kolonieen. Elberf. 1849.
— b, Aantekeningen over het nut door de Bewoners van Java aan eenige planten van dat eiland toegeschreven uit berigten der inlanders. Amsterdam 1845.
Haussmann, Voy. en Chine, Cochinchine, Inde et Malaisie (1844 ff.) Paris 1847.
Haydon, Five years in Australia felix. Lond. 1846.
Henderson, Excursions and adv. in N. S. Wales. Lond. 1851.
Hill, Travels in the Sandwich and Soc. Islands. Lond. 1856.
Hobbart Town Almanack for the year 1830.
v. Hochstetter, Neuseeland. Stuttgart 1863.
Hockin, A supplement to the account of the Pelew Isl. Lond. 1803.
Hodgkinson, Australia from P. Macquarie to Moreton Bay. Lond. 1845.
Hodgson, Reminiscences of Australia. Lond. 1846.
van Hoëvell, Reis over Java, Madura en Bali. Amsterd. 1849.
Hogendorp, Coup d'oeil sur l'île de Java. Bruxelles 1830.
de Hollander, Handleiding by de beoefening der Land- en Volkenkunde v. Nederl. Oost-Indië. — Ide deel. Breda 1861.
— a, Handleiding tot de Kennis der maleische taal en letterkunde. Breda 1845.
Howitt, Impressions of Australia felix. Lond. 1845.
— a, Abenteuer in Australien. Berl. 1856.
Humboldt, W. v., Ueber die Kawi-Sprache. Berl. 1836.
Hunter, R. nach N. S. Wallis (Magaz. v. Reiseb. XI).
Hursthouse, Account of the settlement of N. Plymouth in N. Zealand. Lond. 1849.
Jameson, New Zealand, S. Austr. and N. S. Wales. Lond. 1842.
Jarves, Hist. of the Sandwich Islands. Lond. 1843.
Informe sobre el estado de las islas Filipinas en 1842. Madrid 1843.
Journal of the Indian Archipelago. Singapore 1847 ff.
Jukes, Narr. of the surv. voy. of H. M. S. Fly (Capt. Blackwood 1842 ff.) Lond. 1847.
Junghuhn, Reisen durch Java. Magdeb. 1845.
— Die Battaländer auf Sumatra. Berl. 1847.

Keate, Account of the Pelew Islands. Basil 1789.
Keppel, Exped. to Borneo of. H. M. S. Dido. Lond. 1846.
— a, Visit to the Ind. Archip. in H. M. S. Macander. Lond. 1853.
King, Nachr. v. d. Norfolk-Insel u. Rückkehr über P. Jackson (1788) im Magaz. v. Reiseb. XI.
King, a, Narr. of a survey of the intertrop. and w. coasts of Australia (1818—1822). Lond. 1827.
King and Fitzroy, Narr. of the surv. voy. of H. M. S. Adventure and Beagle (1826—36). Lond. 1839.
v. Kittlitz, Denkwürdigkeiten auf einer R. nach d. russ. Am., Mikronesien u. Kamtschatka (1826 ff.). Gotha 1858.
Kolff, Voy. of the Dutch Brig Dourga to the Moluccan Archip. and N. Guinea (1825 ff.). Lond. 1840.
v. Kotzebue, Entdeckungsreise (1815—18). Weimar 1821.
— Neue Reise um die Welt (1823—26). Weimar 1830.
Krohn, Das Missionswesen in der Südsee. Hamb. 1833.
Krusenstern, Reise um die Welt (1803—6). Petersb. 1810.
Kussendrager, Beschreibung der Insel Java, aus d. Holl. frei bearbeitet v. J. Müller. Berl. 1860.
Labillardière, Relation du voy. à la recherche de La Pérouse (1791 ff.). Paris an VIII.
Lafond, Quinze ans de voy. autour du monde. Paris 1840.
D. Lang, View of the origin and migrations of the Polynesian nation. Lond. 1834.
— a, Account of N. S. Wales. 3d ed. Lond. 1840.
— b, Cooksland in N. E. Australia. Lond. 1847.
Lange, H. M., Het eiland Banka en zijne aangelegenheden. 's Hertogenbosch 1850.
v. Langsdorff, Bemerk. auf e. Reise um d. Welt (1803—7). Frankf. 1812.
Laplace, a, Voy. autour du monde (1830 ff.). Paris 1833.
— b, Campagne de circumnavigation (1837 ff.). Paris 1841.
La Pérouse, Entdeckungsreise (1785). Berl. 1799 f.
de La Salle, Voy. autour du monde sur la Bonite comm. p. Vaillant (1836 s.) Paris 1845.
Lassen, Indische Alterthumskunde II. Bonn 1852.
Lauts, Het eiland Balie en de Balienezen. Amsterd. 1848.
Trad. Lay, Notes made during the voy. of the Himmaleh in the Malayan Archip. (in dessen: Claims of Japan and Malaisia upon Christendom. New Y. 1839).
Leichhardt, Tagebuch einer Landreise in Australien. Halle 1851.
Leigh, Reconnoitering voy. in S. Australia. Lond. 1839.
Lesson, Voy. médical autour du monde (1822—25). Paris 1829.
Lesson, P. A., Voy. aux îles Mangareva. Rochefort 1845.
Leyden, Malay Annals, transl. Lond. 1821.
Lilienfeld, Reise um die Welt. Marb. 1854.
Lindschotten's Reise, s. unter de Bry.
Lisiansky, A voy. round the world (1803—6). Lond. 1814.
H. Low, Sarawak, its inhabitants and productions. Lond. 1848.
Lundie, Missionary life in Samoa. Lond. 1846.
Lutké, Voy. autour du monde (1826—29). Paris 1835.
Lutteroth, Gesch. der Insel Tahiti. Aus d. Französ. von Bruns. Berl. 1843.
Macgillivray, Narr. of the voy. of H. M. S. Rattlesnake (1846—50 command. Capt. Owen Stanley). Lond. 1852.
M'Leod, Voy. of H. M. S. Alceste. 2d ed. Lond. 1818.

Majoribanks, Travels in N. S. Wales. Lond. 1840.
Mallat, Les Philippines. Paris 1846.
Marchand, Die neueste Reise um die Welt (1790—92). Lpz. s. a.
Mariner, Tonga Islands. Lond. 1818.
Marryat, Borneo and the Ind. Archipelago. Lond. 1848.
Marsden, Sumatra. Berl. 1788.*)
— Miscellaneous works. Lond. 1834.
Marshall, Rückreise v. N. S. Wales (1788, Magaz. v. Reiseb. I).
Martin, New Zealand. Lond. 1845.
Mason, Burmah, its people and natural productions. Rangoon 1860.
Meinicke, Die Südseevölker u. d. Christenthum. Prenzlau 1844.
— a, Das Festland Australien. Prenzlau 1837.
— b, Beiträge z. Ethnographie Asiens (Programm). Prenzlau 1844.
— c, Neue Bearbeitung von Australien in Wappäus Handbuch der Geogr. u. Statistik. Leipz. 1866.
Melville, Vier Monate auf den Marquesas-Inseln. Lpz. 1847.
— a, The present state of Australia. Lond. 1851.
Memoirs of a Malayan family transl. by Marsden. Lond. 1830.
Mertens, recueil des actes d. l. séance publ. de l'Ac. imp. Scienc. de St. Petersburg, 29. Dec. 1829.
Meyen, Reise um d. Erde (1830—32). Berl. 1834.
Michelewa y Rojas, Viajes cientificos en todo el mundo (1822—42). Madrid 1843.
Mitchell, Place expedd. into the Interior of E. Australia. Lond. 1838.
— Journal of an exped. into the Interior of Trop. Austr. London 1848.
Moerenhout, Voy. aux îles du grand Océan. Paris 1837.
Moor, Notices of the Ind. Archipelago and adjacent countries. Singapore 1837.
Mortimer, Observv. made during a voy. in the B. Mercury (1789, command. Cox.). Lond. 1791.
Müller, a, Friedr., ling. Theil der Novaraexped Wien 1867.
— b, Ethnographie der Nov. expedition Wien 1868.
Müller, Joh., Ueber Alterthümer des ostind. Archipels. Berl. 1859.
Müller, Sal., a, Bijdragen tot de Kennis v. Sumatra. Leiden 1846.
— b, Land- en Volkenkunde in Verhandelingen over de natuurlijke geschiedenis der Nederl. overzeesche bezittingen door de leden der natuurkundige commissie in Indië. Leiden 1839—44.**)
Mundy, Our antipodes or residence in the Australasian colonies. London 1852.
Nahuijs, Brieven over Beencoolen. 2de druc. Breda 1827.
Die Neuseeländer nach dem Engl. (nach Knight). Leipz. 1833.
Newbold, Account of the British settlements in the Straits of Malacca. London 1839.
Nicholas, Reise nach Neu-Seeland (1804 f.) Weimar 1819.
Nieuw Guinea, ethnogr. en natuurk. onderzocht in 1858 door sen Nederl. Ind. Commissie. Amsterd. 1862 (Bijdragen N. V. 5de deel.).
Nixon, cruise of the Beacon. London 1857.

---

*) Wo die 3. Ausgabe dieses Buches (Lond. 1811) benutzt ist, findet sich dies besonders angegeben.

**) Ist identisch mit Sal. Müller, Reizen en onderzoekingen in den Indischen Archipel. Amst. 1857.

Novara, Reise der österr. Fregatte (1857—59) unter der Bef. des B. von Müllerstorf. Wien 1861.
Olivier, Land- und Seereisen im Niederländischen Indien (1817—26). Weimar 1829.
Olmsted, Incidents of a whaling voyage. N. York 1841.
de Oosterling, Tydschrift toegew. aan de verbreiding de Kennis v. Oost-Indië d. Olivier. Kampen 1835.
Oxley, Journals of two expedd. into the Interior of N. S. Wales (1817 f). London 1820.
de Pagès, Reisen um die Welt (1767—76). Frankf. u. Leipz. 1786.
Parkinson, Journal of a voy. to the South Sea in H. M. S. Endeavour. London 1773.
Perkins, Na Motu or Reef-rovings in the South Sea. N. York 1854.
Péron, Voy. de découvertes aux terres Australes (1800—4). 2de éd. p. Freycinet. Paris 1824.
— a, Mémoires sur ses voyages. Paris 1824.
Pfyffer zu Neueck, Skizzen von der Insel Java. Schaffh. 1829.
Phillip, R. nach N. S. Wales (Magaz. v. Reiseb. I.).
— Tagebuch a. d. Ereignissen in Port Jackson (1790—92. Ebend. XI.).
Pigafetta, Premier voy. autour du monde sur l'escadre de Magellan 1519—22). Paris an IX.
Pickering, Memoir on the Languages and Inhabitants of Lord Norths Island. Cambridge 1845.
Polack, Manners and customs of the New Zealanders. Lond. 1830.
— a, New Zealand, being a Narrative of travels and adv. (1831—37). London 1838.
Porter, Journal of a cruise made to the Pacific Ocean (1812—14). 2d ed. N. York 1822.
Power, Sketches in New Zealand. Lond. 1849.
Quatrefages, hist. naturelle de l'homme Rev. des 2 mondes 1864.
Quoy et Gaimard, Zoologie zu Dumont d'Urville, Voy. de l'Astrolabe.
St. Raffles, Hist. of Java. Lond. 1817.
Reding, Atlas van het Kon. der Nederlanden. 'sGravenhage 1841 (in Mendel's Album v. d. Aardryksk).
Reuvens, Verhandeling over drie groote steenen beelden (Java). Amsterdam 1826.
Reinwardt, Reis naar het oostelyk gedeelte van d. Ind. Archipel (1821). Amst. 1858.
Remy, Hist. de l'Archipel Hawaiien, texte et traduction Paris et Lpz. 1862.
Reynolds, Voy. of the U. St. frigate Potomac (1831—34). New Y. 1835.
van Rhijn, Reis door den Indischen Archipel. Rotterdam 1851.
Rink, Die nikobarischen Inseln. Kopenh. 1847.
Röding, Schilderung der Insel Van Diemens Land. Hamb. 1823.
Roorda van Eysinga, Handboek der land- en volkenkunde v. Nederl. Indië. Amst. 1841.
Roquefeuil, Journal d'un voy. autour du monde (1816—19). Paris 1823.
Ruschenberger, Narr. of a voy. round the world (1835—37). Lond. 1838.
St. John, Horace, The Indian Archipelago, its hist. and present state. London 1853.
Salazar, Vicente de, Hist. de la prov. de Philipinas China y Tunking. 3za parte Manila 1742 *).

*) Ist die wenig bekannte Fortsetzung von Aduarte u. Santa Cruz.

Salvado, Memorie storiche dell' Australia, part. della miss. benedettina. Roma 1851.
Santa Cruz, Baltas. de, Hist. de la prov. de Filipinas, Japon y China. Tomo II. Zaragoça 1693.
Saugnier, Relation de ses voyages (1783 ff.) publ. p Laborde, Paris 1799.
Savage, Some account of New Zealand. Lond. 1807.
Schirren, Die Wandersagen der Neuseeländer u. der Mauimythos. Riga 1856.
Schmarda, R. um die Erde (1853—57). Braunschw. 1861
Diarium vel descriptio laboriosissimi et molestissimi itineris facti a G. Corn. Schoutenio 1615—17. Amst. 1660.
Schwaner, Borneo, Beschr. van het stroomgebied van den Barito en reizen (1843—47). Amst. 1853.
Seemann, Reise um die Welt u. nach d. nördl. Polarmeer (1845—51). Hannover 1853.
Selberg, Reise nach Java. Oldenb. 1846.
Semper, Die Philippinen und ihre Bewohner, sechs Skizzen. Würzb. 1869.
Shortland, The southern districts of New Zealand. Lond. 1851.
— a, Traditions and superstitions of the New Zealanders. Lond. 1854.
Steen Bille, Bericht über die Reise der Corvette Galathea um die Welt (1845—47). Kopenh. u. Lpz. 1852.
Stewart, Journal of a resid. in the Sandwich isl. (1823—25). Lond. 1828.
— a, Visit to the South Sea im Baseler Miss.-Magaz. 1839.
J. L. Stokes, Discoveries in Australia (1837—43). Lond. 1846.
Strzelecki, Physical descr. of N. S. Wales and V. Diemen's Land. Lond. 1845.
Sturt, Two expeditions into the interior of S. Australia. Lond. 1834.
— a, Narr. of an exped. into Central Australia (1844—46). Lond. 1849.
de Surville, Reisen in d. Südmeer. Berl. 1793.
Swainson, New Zealand and its colonization. Lond. 1859.
Taylor, Rich., Te Ika A Maui or New Zealand and its inhabitants. Lond. 1855.
Tegg's N. S. Wales Pocket Almanac for 1841. Sydney.
Teichelmann and Schürmann, Outlines of a grammar of the aborig. lang. of South Australia. Adelaide 1840.
Temminck, Coup d'oeil sur les possessions néerland. dans l'Inde Archipelagique. Leide 1846.
Tench, Voy. à la Baie Botanique in Voyages dans les pays des Hottentots etc. trad. de l'Anglais. Paris 1790.
— a, Geschichte Port Jacksons in Neuholl. v. 1788—92. Hamb. 1794.
Thomson, The story of New Zealand. Lond. 1859.
Tydschrift voor Neêrland's Indië Batavia 1838 ff., fortgeſ. Groningen u. Zalt Bommel 1849 ff.
Tydschrift a, voor indische taal-, land- en volkenkunde. Batavia 1853 ff.
Turnbull, Reise um die Welt (1800—4). Berl. 1806.
Turner, Nineteen years in Polynesia. Lond. 1861.
Tweejaarige Reyze rondom de wereld met drie schepen (1721) door last v. d. Nederl. westind. maatschappen. Dordrecht 1728.
Tyermann and Bennet, Journal of voy. in the S. Sea islands. Lond. 1831.
Valentyn, Oud en Nieuw Oost-Indiën. Dordr. en Amst. 1724.
Vancouver, Reisen nach der Südsee (1790—95). Berl. 1799 f.
Van Diemen's Land Almanack for the year 1831.
Verhandelingen van het Bataviaasch genootschap der Konsten en weetenschappen.
Joh. Verken, Elfte Schifffahrt od. kurze Beschr. einer R. so v. d. Holländern in d. Ost-Indien 1607—9 verrichtet worden. Frankf. 1612.

Veth, Borneo's wester-afdeeling, geogr. statist. hist. Zaltbommel 1854.
Vincendon-Dumoulin et Desgraz, Iles Marquises. Paris 1843.
—, Iles Taïti. Paris 1844.
Virgin, Erdumsegelung der Fregatte Eugenie (1851—53), übers. v. Etzel. Berl. 1856.
Vocabulary of dialects spoken by aboriginal natives of Australia (intercolonial exhibition 1866). Melbourne 1867.
Vosmaer, Beschcrijving van het zud-oostelijk Schiereiland van Celebes. Batavia 1835.
de Waal, E., Indisch Magazijn I 4—12, II 1—12. Batavia 1844 f.
Wagner, Moritz, Die Darwin'sche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen, Leipzig 1868.
Wakefield, E. J., Adventure in New Zealand. Lond. 1845.
Walckenaer, Die Inselwelt, übers. v. Leidenfrost. Weimar 1822.
Wallace, A. R., Der malayische Archipel, die Heimath des Orang-Utan und des Paradiesvogels. Deutsch von A. B. Meyer. 2 Bände. Braunschweig 1869.
Wallis, Reise um die Welt. Berl. 1774 (siehe Cook 1. Reise).
Walpole, Four years in the Pacific (1844—48) 2d ed. Lond. 1850.
Wegener, Gesch. der christl. Kirche auf d. Gesellschafts-Archipel. Berl. 1844.
Westgarth, s. Australia felix.
White, Reise nach N. S. Wallis im Magaz. v. Reiseb. V.
Wilhelmi, Manners and customs of the Australian natives. Melbourne 1862.
Wilkes, Narr. of the United. States-Explor. Exped. Philad. 1845.
Willer en Cornets de Groot, Het eiland Boeroe. Amst. 1858.
Williams, narrative of Miss. Enterprises. Lond 1837.
Williams and Calvert, Fiji and the Fijians ed. by Rowe. Lond. 1858 (im Baseler Miss.-Mag. 1838).
Wilson, Missionsreise in d. stille Meer (1796—98). Berl. 1800.
Wilson, Narr. of a voy. round the World. Lond. 1835.
Wise, Los Gringos or an in side view of Mexico and Calif. Paris 1850.
Woodard, Gesch. seiner Schicksale auf Celebes. Weimar 1805.
Woordenboek, aardrijkskundig en statistisch, van Nederl. Indië I. Amsterdam 1861.
Yate, Neu Zealand im Baseler Miss.-Mag. v. 1836.
Yldefonso de Aragon, Descripcion de la Ysla de Luzon. Manila 1819.
Zuñiga, Hist. de las islas Philipinas. Sampaloc 1803.

Die zweite Hauptabtheilung der malaiischen Völker bilden die zahlreichen Stämme, welche man unter dem Namen Polynesier zusammenfaßt. Sie bewohnen das weite Gebiet der Inselwelt ostwärts von den Malaien bis fast zum amerikanischen Festland; und wie sie sich von den Malaien durch ihr Aeußeres, ihre Sprache, ihre Lebensweise trotz ihrer Verwandtschaft mannigfach und deutlich genug unterscheiden, so bestehen auch unter ihnen eine Menge größerer und kleinerer Gegensätze, wie schon die weite Ausdehnung des Gebietes, welches sie bewohnen, annehmen läßt. Gleich dem ersten Blick unterscheiden sich mehrere Hauptgruppen: Mikronesien, welches den nordwestlichen Theil des bezeichneten Gebietes umfaßt und dessen Völker wie räumlich so auch geistig und leiblich den Malaien näher stehend erscheinen; östlich von ihnen die Inselwelt, welche man im engeren Sinn Polynesien zu nennen gewohnt ist und welche den Samoa- und Tonga-Archipel, Neuseeland, die Cooksinseln, die Gesellschafts-, Austral- und Paumotugruppe bis zur Osterinsel, die Markesas- und Sandwichinseln, sowie viele einzelne Eilande innerhalb dieser Grenzen umfaßt; und drittens und im merkwürdigen Gegensatz zu den beiden ersten Abtheilungen der Fidschiarchipel, der obwohl der Tongagruppe so nahe und mit ihr in fortwährendem lebhaftem Verkehr eine melanesische Bevölkerung besitzt.

Wohl nirgends auf der ganzen Erde hat sich ein ganzer großer Völkerstamm unter eigenthümlicheren Bedingungen entwickelt, als im stillen Ocean und nirgends ist es daher nöthiger, sich ein Bild der umgebenden Natur zu machen, als gerade hier. M'Culloh scheint zuerst die Ansicht ausgesprochen zu haben (in den researches on America, welche 1817 zu Baltimore erschienen), daß Polynesien ursprüng-

lich ein großer Continent gewesen sei, welche Ansicht dann später durch Dana, den Geologen der amerikanischen explor. expedition, und durch Darwin weiter ausgeführt und wissenschaftlich begründet ist.

Nehmen wir nun auch an, daß dies nach und nach gesunkene Festland aus mehreren gänzlich geschiedenen Theilen bestand, zu welcher Annahme wir durch den Umstand gezwungen sind, daß die Hawaiigruppe sowohl wie Neuseeland botanisch und zoologisch als ganz isolirte Gebiete für sich stehen, so sind doch alle Inseln zwischen Neuguinea und Paumotu gleichmäßig Reste oder letzte Spuren dieser verschwundenen Welt, indem wir in den hohen Inseln die höchsten Bergspitzen derselben oder Producte ihrer jetzt unterseeischen Vulkane zu sehen haben, die niedrigen Inseln aber nichts sind als meist ringförmige Felsen von Korallenkalk, welche sich beim Untertauchen des Landes um die Berggipfel anbauten und immer höher stiegen, je tiefer der jetzt zum Meeresgrund gewordene Boden sank. Diese niederen Inseln herrschen in Mikronesien bei weitem vor und hohe sind selten, während in Polynesien gerade das umgekehrte Verhältniß gilt. Hoch sind in Mikronesien zunächst die Marianen, deren nördlichste Inseln fast nur aus unwirthbaren Felsenspitzen bestehen; allein auch der Süden der Kette ist gebirgig und enthält, wie die Insel Aguiguan, so unwegsame Felsenpartieen, daß ihre Eroberung den Spaniern außerordentlich erschwert wurde (le Gobien 308). Die Palaus sind gleichfalls eine Gruppe hoher basaltischer Inseln, welche nur im Westen von einem Korallenriff umgeben sind (Keate 381. Gulick N. M. 174). Von den 48 Inselgruppen dagegen, welche die Kette der Karolinen bilden, sind nur vier basaltisch und hoch, zunächst Eap, dann Truk (Hogoleu), Ponapi und Kusaie (Ualan); doch sind auch sie mit Riffen umgeben. Im eigentlichen Polynesien dagegen sind niedrige Inseln nur die Union- und Phönixgruppe nebst allen den kleinen zerstreuten Inseln bis nach Hawaii hin, ferner der gesammte Paumotuarchipel außer Mangareva (Gambier), Pitkairn und Waihu (Osterinsel) und die Cooksinseln außer Rarotonga. Doch sind letztere in so fern eigenthümlich, als der Korallenfels, aus welchem sie bestehen, durch vulkanische Einflüsse bis zu 300 Fuß gehoben ist, eine Erscheinung, welche wir auch sonst nicht selten finden, z. B. bei einem Theile der Australinseln, einigen Inseln des Paumotuarchipels, bei Nive (Savage, Beechey 1, 45), in Mikronesien an der südlich von den Karo-

linen liegenden merkwürdigen Insel Banaba (Ocean), die durch ihre steil abfallenden Wände fast unzugänglich ist für den Schiffsverkehr (Cheyne 74), bei Fais in den Karolinen (Kittlitz 2, 417) und sonst.

Eine solche Koralleninsel ist äußerst merkwürdig gestaltet. Sie besteht aus einem verhältnißmäßig schmalen Riff aus Madreporenkalk, welches, meist von ovaler oder runder oder sonst gebogener Gestalt, entweder ganz oder nur an einzelnen Stellen über dem Wasser emporragt. Die Windseite des Riffs ist die höchste, weil die felsbildenden Polypen die Brandung lieben; nächst ihr die hervorragenden Ecken des Atolls. An diesen Punkten trägt das Riff, wenn es sich nicht ganz über das Wasser emporhebt, meist mehrere Inseln, welche durch die unterseeische Mauer, die zur Zeit der Ebbe oft gangbar ist, zusammenhängen. Ist aber das Riff ganz über die Meeresfläche erhöht, dann bildet es eine einzige ringförmige Insel, die in ihrem Inneren wieder einen See einschließt, welcher zwar meist durch irgend eine Lücke auf der Leeseite der Umfassungsmauer mit dem Ocean zusammenhängt, sich aber stets von demselben durch ruhigeres Wasser und viel geringere Tiefe unterscheidet. Denn während nach dem Meere zu das Riff meist sehr steil oft in fadenlose, fast immer aber höchst bedeutende Tiefe abfällt, so ist die Lagune nie sehr tief, es steigen öfters Felsen meist aus Korallenkalk, doch auch aus vulkanischen oder anderem Gestein in ihr empor, wodurch oft Binneninseln entstehen, ja bisweilen — und so natürlich immer bei den gehobenen Koralleninseln — trocknet sie ganz aus und dann bildet das Riff nur ein mehr oder weniger rundes, in der Mitte vertieftes Eiland. Doch ist dies seltener; meist haben die niederen Inseln eine entweder ganz ringförmige Gestalt, oder sie bestehen aus mehreren im Kreis liegenden Inseln, oder das Ganze bildet, wenn Binneninseln vorhanden sind, einen Inselhaufen von zwei bis fünfzig und mehr Eilanden, von denen indeß nur die größten bewohnt werden; das größeste Atoll Mikronesiens, Maloelab (Kawen) im Marshall-Archipel, enthält 64 größere und kleinere Inseln. Das größte inseltragende Riff, welches Beechey beobachtete, hatte 30 Seemeilen, das kleinste nicht ganz eine Seemeile im Umfange (1,186); die Lagune fand er nirgends über eine halbe Meile breit, oft aber viel kleiner; und diese Beobachtungen, welche er im Paumotuarchipel machte, gelten für alle niederen Inseln. Wahrhaft fürchterlich ist die Brandung, welche diese Riffe auch bei ruhiger

See umtost, und bei ihrer Niedrigkeit sind sie der Gefahr überfluthet und dadurch von Wasser und Sand gleichmäßig verwüstet zu werden sehr leicht ausgesetzt, obwohl das Meer selbst im Lauf der Zeiten hiergegen sie in etwas schützt, indem es am Rand der Inseln oft einen nicht unbedeutenden Damm von Korallentrümmern aufhäuft. Auch sonst ist ihre Niedrigkeit gefahrvoll: Der einheimische Schiffer verliert die Heimath gar zu leicht aus dem Gesicht, da man die meisten von ihnen nur wenige Seemeilen weit sehen kann; die Landung, welche für größere Schiffe oft ganz unmöglich ist, hat auch für kleinere oft große Gefahren; und wie gefährlich für europäische Schiffe die Fahrt in diesen Korallengewässern ist, davon zeugen alte und neue Reiseberichte gleichmäßig.

Die hohen Inseln, deren Hauptgebiet man von dem der niederen abscheiden kann durch eine Linie, welche man nach Hales Vorgang etwa von Pitkairn zwischen den Paumotu- und Gesellschaftsinseln, sodann zwischen Samoa und der Uniongruppe bis zum Ellicearchipel hinzieht, die hohen Inseln sind in mancher Beziehung günstiger gestaltet durch ihre oft sehr bedeutende Höhe und ihre größere Ausdehnung, wie denn z. B. Eap in den Karolinen 20 Seemeilen lang ist (Gulick 174). Allein auch sie sind immer noch ungünstig genug. Zunächst sind mehrere von ihnen im Innern so steil und fast unzugänglich schroff aufsteigend, daß sie bis auf einen nicht eben breiten Küstensaum unbewohnbar sind, wie z. B. Tahiti mit seinem 7000′ hohen außerordentlich schroffen Pik, den man nur mit Lebensgefahr besteigen kann; Darwin, der das Wagniß unternahm, schildert seine Mühseligkeit. Nicht anders ist der Bau der Markesasinseln, namentlich Nukuhivas; und Hawaii mit seinen bis zu 14,000′ aufsteigenden Bergen, dem Maunaloa, Maunakea, dem Hualalai ist theils durch diese Höhen, theils durch seine wildvulkanische Beschaffenheit zum großen Theil unbrauchbar wenigstens für ein uncultivirtes Volk. Auch Oahu ist großentheils wüst (Pickering 88). Die meisten hohen Inseln haben ferner Korallenriffe, die sie oft ganz umgeben und nur den Mündungen der Bäche gegenüber Lücken haben, da die Lithophyten gegen süßes Wasser außerordentlich empfindlich sind; natürlich ist dadurch der Zugang vielfach erschwert. Die aber, welche frei sind von diesen Umwallungen, wie viele Inseln oder Küstenstrecken im Samoa-, Hawaii- und Markesasarchipel, fallen meist steil und ohne rechten Ankergrund in unendliche Tiefe ab. Für die Entwickelung ihrer Bewohner

wie nicht minder für ihre eigene geologische Stellung ist der Umstand wichtig, daß beinahe alle Inseln der Südsee in Gruppen oder Reihen beisammen liegen, niedere wie hohe, in Gruppen die Markesas-, Fidschi-, Samoa-, Cooks- und Gesellschaftsinseln, in Ketten, welche in ihrer Hauptrichtung von Osten nach Westen streichen, die Karolinen, die Uniongruppe nebst den zwischen ihr und den Markesas sich hinziehenden einzelnen Inseln, die Phönixgruppe; mehr in der Richtung von Nord nach Süd die Marianen, die Palaus, die Ralik- und Ratakkette, der Tongaarchipel, die Kingsmill- und Sandwichinseln.

Schon die vorhin besprochene Senkung eines großen Theiles des Meeresbodens — die noch heute fortdauert z. B. in den Karolinen, da Hale (85—6) daselbst Gebäude jetzt im Wasser stehend fand, welche einst auf dem trockenen Lande gestanden haben mußten — so wie die ruckweise Erhebung mancher Koralleninseln beweisen, wie sehr vulkanisch dieser Theil der Erde ist. Man kann wohl sagen, keine Gegend der Welt ist es mehr. Wenn man auch nicht anzunehmen braucht, daß sämmtliche inselbildende Korallenriffe auf Kratern unterseeischer Vulkane sich aufgebaut haben; so haben es einige doch gewiß, wie z. B. das Riff von Mangareva, welches vulkanische Inseln einschließt und fast alle hohen Inseln des Oceans verdanken entweder Vulkanen ihren Ursprung oder sind selbst Vulkane. So die nördlichen oder (bei le Gobien) neuen Marianen, die Ganiinseln, welche die Spanier geradezu las islas de Bolcanes nannten und von denen Pagon zwei, Assonsong einen noch jetzt sehr thätigen Vulkan besitzt; so die Tongainseln; Samoa enthält ausgebrannte Krater, Fidschi heiße Quellen; so Neuseeland und vor allen Hawaii mit jenen schon genannten vulkanischen Bergriesen und dem überaus merkwürdigen Feuersee Kilauea, einem Krater, der vier deutsche Meilen Umfang und 1000′ Tiefe mißt und dessen Boden aus flüssiger Lava besteht. Von Erdbeben, die indessen nie sehr stark sind und anderen vulkanischen Naturereignissen dieser Gruppe berichtet Jarves 17—22. Auch auf Tonga und Samoa sind Erdbeben nicht selten (vergl. Petermann 1866, 198), besonders stark und häufig sind sie auf den Karolinen (Chamisso 123). Vulkanisches Gestein zeigen alle hohen Inseln, die Palaus, die hohen Karolinen, die Gesellschaftsinseln u. s. w., auf welchen letzteren jedoch wie auf Neuseeland, Hawaii und manchen anderen Urgestein zu Tage geht (Ellis 1, 112). Auch die beiden Gebirgsseeen Tahitis sind wohl vulkanischen Ursprungs (Cook 3. R. 2, 328).

Metalle finden sich in ganz Polynesien nicht, wenigstens nicht als selbstständiges Gestein und waren daher den Eingeborenen vor Ankunft der Europäer gänzlich unbekannt. Ueberhaupt gab es auf den niederen Inseln und also fast in ganz Mikronesien kein anderes Gestein, als jenen Korallenkalk, der freilich, da er ziemlich leicht und in breiten Platten bricht als Baumaterial nicht zu verachten ist. Doch ist er daran Schuld, daß die niederen Inseln sehr wasserarm sind, da der harte Boden das Regenwasser nicht aufnimmt und Quellen sich also nicht bilden können. Da er aber Ritzen und Spalten genug hat, in denen es sich sammeln kann, so benutzt man diese oder gräbt auch künstliche Cisternen, welche z. B. auf Lukunor (Mortlock, Karolinen) Wasser genug zum Baden und Waschen, so wie zum Bewässern der eßbaren Kalladien enthalten (Kittlitz 2, 90 f.). Chamisso (108) fand auf Wotje (Otdia, Ratak) sogar einen Süßwasserteich. Auf Oatafu (Union) dagegen, das gänzlich wasserlos ist, schneiden die Einwohner Löcher in die Kokosbäume, um in ihnen das Regenwasser zu sammeln (Wilkes bei Behm, Petermann 1859, 182). Ebenso macht man es im Paumotuarchipel. Die hohen Inseln sind sämmtlich an Wasser reich, wie denn Tahiti seinen Wasserfällen, Neuseeland seinen vielen Seen einen großen Theil seiner landschaftlichen Reize verdankt.

Das Klima ist natürlich bei einem so ungeheuer ausgedehnten Gebiet nicht ganz gleichmäßig, im allgemeinen aber mild und gesund und nirgends übermäßig heiß, weil es stets durch die Seewinde abgekühlt wird, welche z. B. in Tahiti ganz regelmäßiger Morgens und Abends einmal nach dem Lande das andere mal nach dem Meere zu wehen. Plötzliche Uebergänge von heiß zu kalt oder umgekehrt kommen nie vor. Die niederen Inseln sind natürlich heißer als die meist dicht bewaldeten hohen, deren gebirgiges Innere häufig bedeutend kälter ist, daher denn im Innern von Hawaii wegen der hohen Berge Regen, ja zur Zeit auch Schnee und Hagel gar nicht selten vorkommen (Jarves; Beechey 433), der Küstensaum aber hat gleiches Klima mit dem übrigen Polynesien. Regen fällt auf Tahiti nur vom Dezember bis März, wo der Passatwind nicht weht, viel und heftig, während er in der übrigen Zeit nicht gerade selten aber immer nur leicht ist; zu jener Regenzeit entladen sich oft auch starke Gewitter, welche manchen Schaden verursachen (Ellis 1, 27 f.). Im Centrum des Gebietes, in Tonga und Samoa ist das Klima wechselnder als sonst in Polyne-

sien, obwohl noch immer gesund, und die Regenmenge zu allen Jahreszeiten nicht unbedeutend. Neuseeland außerhalb der heißen Zone liegend hat ein dem englischen ähnliches, das ganze Jahr hindurch gleichmäßiges Klima, das auf der Ostküste kälter ist, wie auf der Westküste. Allein da die beständigen Winde stets Wolken herbeiführen, so ist ein steter Wechsel zwischen Regen und Sonnenschein, ohne daß dies feuchte Klima, welches durch die vielen Berge und Wälder noch verstärkt wird, dem animalischen Leben wirklich schädlich wäre. Die Temperatur sinkt im Winter bisweilen, aber nur selten bis zum Gefrierpunkt (Dieffenbach 1, 172—184).

Mikronesien liegt fast ganz im Bereiche des Passatwindes, welcher von Nordost wehend auch noch den Marshall- und Gilbertarchipel erreicht, obwohl der letztere zum Theil wenigstens in der Region der Aequatorialcalmen liegt. Doch weht der Passat nur in den Sommermonaten, im übrigen Theil des Jahres herrschen veränderliche und westliche Winde vor (Gulick 414). Ganz dasselbe gilt von den Sandwichinseln, wo der Passatwind bis zu sturmartiger Heftigkeit sich bisweilen steigert. Auch hier wehen vom Dezember bis März Westwinde, welche indeß häufig mit Südwinden abwechseln und diese letzteren sind oft sehr heftig so wie durch allzustarken Salzgehalt schädlich (Beechey 433, Jarves 12—16). Im übrigen Polynesien mit Ausnahme von Neuseeland herrscht der Südostpassat vom April bis November, welcher gleichfalls vom Dezember bis März durch veränderliche meist indeß aus Westen kommende Winde abgelöst wird (Ellis 1, 27 f. Virgin 2, 36). Nach Beechey (169) liegen die sämmtlichen Inseln Ostpolynesiens noch im Bereich der Westmonsune. Im Paumotuarchipel ist auch der Passatwind veränderlich genug, welche auffallende Erscheinung wohl durch die große Menge der Inseln, welche den Archipel bilden, veranlaßt wird (Beechey 197). Stürme sind namentlich zur Zeit der veränderlichen Winde häufig und auf den Marianen, (le Gobien 282, 383) den Karolinen, den Ralik- und Ratakketten, wo Chamisso (110) ihre schlimmen Spuren sah, oft von so verheerender Wirksamkeit, daß sie ganze Inseln der Pflanzendecke beraubt und unbewohnbar gemacht haben (Chamisso 123), daher man sie sehr fürchtet. Furchtbaren und alles verheerenden Orkanen sind gleichfalls die Paumatugruppen sowie die Austral- und Cooksinseln ausgesetzt, allerdings nach Mörenhout, der genauer über sie berichtet, nur alle 8—10 Jahre (1, 362—5); und in Fidschi,

Tonga und Samoa, wo überhaupt die Winde ziemlich unregelmäßig sind, trifft man schon jene schrecklichen Wirbelstürme, welche weiter nach Westen immer häufiger, namentlich das chinesische Meer so gefährlich machen. Günstiger sind die Gesellschafts-, Markesas- und Sandwichinseln gestellt; denn wenn gleich auch hier heftige Stürme manchen Schaden anrichten, so kommen eigentliche Orkane hier nie vor (Ellis Jarves a. a. O.). — Diese Luftströmungen sind von großer Wichtigkeit, namentlich aber für die niederen Inseln, da auf ihnen die Gestalt der Korallenriffe beruht. Denn weil die Lithophyten auf der Windseite am höchsten bauen, die von Osten wehenden Passate aber im ganzen Gebiete bei weitem vorherrschen, so erstrecken sich die Atolle meist von Osten nach Westen und bilden mit nur seltenen Ausnahmen die Hauptinseln auf der Ostseite.

Auch die Meeresströmungen, auf welche die Winde einen so großen Einfluß haben, müssen wir kurz besprechen. Mörenhouts Behauptung (2, 231), daß unter den Tropen die Strömungen der Südsee alle nach Westen gerichtet seien, ist für die Inseln südlich vom Aequator richtig; nicht aber für die, welche nördlich liegen. Denn wenn auch hier die Hauptströmung, welche von China und Japan beginnt und unterhalb der Aleuten bis nach Kalifornien hinströmt, sich von Amerika aus wieder nach Westen wendet, so daß auch die Sandwichinseln wie die Marianen und die nördlichsten Gruppen des Marshalsarchipels und der Karolinen gleichfalls in westlicher Strömung liegen: so fließt doch, kleinere Strömungen, wie z. B. die von Fidschi nach Tonga und Samoa nicht gerechnet, im Gegensatz hierzu ein mächtiger Strom, welcher etwa 10 Breitengrade vom Aequator nach Norden zu einnimmt, von Malaisien aus ostwärts bis zur Küste von Amerika, indem er die Karolinen (Gulick 414), den Marshall- und Gilbertarchipel, sowie die dicht am Aequator liegenden Inseln des eigentlichen Polynesiens bespült (vergl. Berghaus Weltkarte 1864). Diese Strömung ist es hauptsächlich, welche Mikronesien mit Treibholz, Schleifsteinen u. s. w. versorgt; ihr aber werden diese Inseln auch die meisten ihrer vegetabilischen Produkte verdanken.

Diese letzteren sind freilich armselig genug auf den Koralleninseln, wie man nach der Schilderung ihrer Bodenbeschaffenheit nicht anders erwarten kann. Doane fand auf Ebon (Marshallarchipel) nur etwa 50 Pflanzenarten (Zeitschr. f. allg. Erdk. 1861, 216), Chamisso

auf Ratak 59, darunter 7 angebaute, und wenn er auch der Meinung ist, daß einzelne seltenere sich seinem Blicke entzogen hätten, so kann ihm doch auf keinen Fall Vieles entgangen sein. Auf Romanzoff (Tikei) im Paumotuarchipel fand er 20 Arten, welche bis auf zwei alle auch auf Ratak vorkamen (139). Dieselbe Zahl gibt Forster (Bemerk. 132) für Waihu an. Auf vielen dieser Inseln, wenigstens auf den trockeneren (nördlicheren) Gruppen des Marshallarchipels hat alles Grün (Doane a. a. O.) ein krankes, gelbliches Aussehn, und während die drei wichtigsten Pflanzen, die Kokospalme, der Pandanus (P. odoratissimus) und der Brodfruchtbaum (Artocarpus incisa mit vielen Varietäten und integrifolia) auf den einigermaßen begünstigten Koralleninseln gut gedeihen, ja besser sogar und fruchtreicher wohl durch die freiere Einwirkung der Seeluft (Gulick 364) als auf den hohen Inseln: so wächst der Brodfruchtbaum auf den nördlichen Ratakgruppen schon gar nicht mehr oder nur noch selten, die Kokospalme trägt nur kleine Früchte, verkümmert auf den nördlicheren Inseln zusehends und ist schon auf Taongi (Cornwallis, Gaspar Riko) ganz verschwunden (Cham. 111; 122). Noch unfruchtbarer, überhaupt die unfruchtbarsten Inseln Mikronesiens, sind die des Gilbertarchipels nach Gulick (411), welcher 1852 daselbst den Brodfruchtbaum nirgends fand; doch bemerkte ihn Pierson (1855) auf dem kleinsten Atolle der Gruppe, auf Peru. Ganz gleiche Armuth zeigen die meisten Gruppen des Paumotuarchipels (Mörenhout 1, 364, Beechey 135). Bei weitem die wichtigste Pflanze für den östlichen Theil Mikronesiens und die niederen Inseln überhaupt ist der Pandanus, der auf den Gilbertinseln bis zur Höhe der Kokospalme gedeiht und das beste Bauholz liefert (Gulick 305), und dessen außerordentlich wohlriechende Blüten, der gesuchteste Schmuck der Eingebornen, die Lüfte mit ihrem Duft erfüllen und den Seefahrenden oft auf weite Ferne die Nähe des Landes verkünden. Bananen, ferner die eßbaren Aroideen (Calladium esculentum macrorrhizon sagittifolium), die oft, wie z. B. auf Tobi (Lord North), mit der äußersten Mühe gebaut werden, so wie Tacca pinnatifida wachsen nur auf den reicheren Inseln. Als Faserpflanzen haben die ärmeren mehrere strauchartige Urticeen (Boehmeria), welche zu Netzen und Stricken ein gutes Material liefern, ferner, aber seltener, die Thespesia populnea, aus deren Blüten zugleich eine gelbe Farbe bereitet wird und die zu Klei-

derzeugen den Bast gebende Tiliacee Triumfetta procumbens. Rankt letztere in Gemeinschaft einiger anderer Pflanzen auf dem weißen Korallensand des Strandes umher, der meist als breiter Gürtel die niederen Inseln umzieht, so sind die Hauptpflanzen des Inneren außer den schon genannten Bäumen noch Inocarpus edulis, der wegen seiner wohlriechenden Blüten und eßbaren Früchte überall in Polynesien und Malaisien (Haßkarlb Nr. 106) gezogen wird, dann Terminalia mollucana (mit eßbaren Früchten eb. 485), Hernandia sonora, Calophyllum inophyllum, welcher schöne Baum indeß auf Natak (Chamisso 108) selten ist und gleichfalls selten und angebaut am Ufer Rhizophora gymnorrhiza. Das Unterholz fehlt diesen Wäldern fast ganz; Moose, Schwämme sind selten (Chamisso 139). Auch der Blumen wegen, die man zu Kränzen und zum Schmuck braucht, werden manche Gewächse gezogen, Guettarda speciosa, Ixora coccinea, und manche andere, sowie man ein Crinum (wie auf Tahiti Forster Bem. 142) und eine Dracäne besonders hoch hält, wobei bemerkt werden mag, daß die Dajaken auf Borneo ganz ähnliche Pflanzen, Pancratium amboinense, und gleichfalls eine Dracäne heilig halten (Low 273). Auch wildwachsende Pflanzen sucht man der Blüthen wegen auf, wie Scaevola Koenigii und die gelbblühende Suriana maritima. Durch Einführung (wie z. B. die von Chamisso angepflanzte Yamswurzel nebst der verwilderten Katze Kotzebue auf seiner zweiten Reise noch vorfand Cham. Werke I. 366), und was für uns wichtiger ist, durch Anschwemmung bereichert sich die Flora fortwährend; so fand Chamisso angeschwemmte Früchte von Barringtonia speciosa, Aleurites triloba, der Nipapalme, ja er fuhr bei Sumatra (ges. W. I. 401) wie durch grünende Wiesen, welche ganz von keimenden Baumfrüchten gebildet waren, und so vorbereitet kann allerdings ein Keim leicht Wurzel fassen. Je weiter man daher vom Osten Mikronesiens nach Westen kommt, um so reicher wird die Flora: auf den Karolinen finden wir schon die Arekapalme, eine Cycas (Kittlitz), Bambus, Zuckerrohr, Orangen (diese und eine Feigenart auch auf Ebon nach Doane), Curcuma longa, den Kawapfeffer, den Gewürznelkenbaum, diesen aber nicht im Gebrauch, vielmehr als Beispiel alles schlechten, häßlichen, nutzlosen ganz verachtet (Cham. 123), ferner als Bastpflanzen Hibiscus tiliaceus und verschiedene Musaarten, dann zu lebenden Zäunen gezogen (Kittlitz I. 371) und mit eßbarer

Wurzel (Ellis I. 64) Dracaena terminalis, ferner Bataten, Dioscorea und manches Andere. Die Marianen, auf welchen auch Reis gebaut wurde (Garcia de Loaisa 1526 bei Navarrete V. 50; Fra Gasp. de S. Augustin 71), besaßen ganz den Reichthum der Philippinen, wenn auch Guaham nach le Gobien und Kittlitz 2. 124, an einigen Stellen Steppencharakter hat. Die Schilderungen, welche le Gobien und noch vierzig Jahre nach ihm Lord Anson machen im Vergleich mit den Zuständen, welche Byron, Marshal und Andere vorfanden, beweisen, wie groß die Bodenkultur der so rasch ausgerotteten Bevölkerung war.

Die Flora der hohen Inseln ist natürlich eine viel reichere, tropisch üppige, wenn sie freilich auch weit hinter der Fülle und Mannigfaltigkeit anderer tropischen Länder zurückbleibt. Tahiti ist bis zum Gipfel gut bewaldet, die Bäume sind hoch und als Bauholz brauchbar; unter ihnen finden sich außer den schon auf den niedern Inseln genannten Casuarina equisetifolia, dann Aleurites triloba, dessen ölreiche Nüsse als Lichter dienen, die prachtvolle Barringtonia speciosa, Calophyllum inophyllum, ebenso schön, wie als Bauholz werthvoll; neben Thespesia und Hibiscus Morus papyrifera, dann mehrere Ficusarten, darunter auch sehr alte Exemplare von ficus religiosa u. s. w. Von Nahrungspflanzen hat man außer den schon genannten die Batate, die Yamswurzel (Dioscorea) in verschiedenen Varietäten, Bananen, welche kultivirt meist samenlos sind und wild sehr häufig den Wanderer bis auf die Höhe des Gebirges begleiten (Darwin 2, 183), wo jetzt allein noch der früher so verbreitete Kawapfeffer Piper methysticum vorkommt, Spondias dulcis, Eugenia malaccensis nebst vielen anderen; in der neueren Zeit Ananas, Kaffee, Citronen, Orangen, kurz fast alle Nutzpflanzen warmer Länder, von denen sich die Guave zum lästigen Unkraut vermehrt hat und immer mehr vermehrt. Wohlriechende Blumen werden auch hier vielfach gezogen. Dieselben Pflanzen zeigen alle polynesischen Inseln, doch sind die Markesas (z. B. durch die schöne Leguminose Abrus precatorius) und namentlich Tonga und Samoa reicher. Auch die Sandwichgruppe, auf welcher das wichtige Santelholz reichlich wuchs, hatte dieselben Nutzpflanzen, obwohl sie sonst ganz selbstständig für sich steht, denn mit Griesebach (bei Petermann 1866, 53) müssen wir drei große Abtheilungen in Flora und Fauna des stillen Oceans unterscheiden, zunächst Hawaii, dann Neuseeland mit den Norfolk-, Aukland- und

Warekauri- (Chatham-) Gruppen und endlich drittens alle übrigen Inseln von den Marianen bis Paumotu und Waihu. Neuseeland war an Nahrungs- und Nutzpflanzen ärmer als die anderen Gebiete des Oceans; es hatte zu Cooks Zeiten eßbare Farrenkräuter (Pteris esculenta, Cyathea medullaris) und einige andere Wurzeln, wenige Baumfrüchte, eine Palme mit gutem Palmkohl (Areca sapida, Hochstetter 418) und die beste Faserpflanze Polynesiens Phormium tenax; die Wälder geben reichliches und treffliches Holz zu allen Zwecken. Da das Land namentlich reich an Akotyledonen und Nadelhölzern ist, so ist es von dichten düsteren blüthenlosen Wäldern und ausgedehnten Gebüschfluren bedeckt (Hochstetter 410 f.). Tropische Produkte hat nur die Nordinsel. Die Flora jenes mittleren Mikronesien ganz und Polynesien fast ganz umfassenden Gebietes steht in so vollkommener Abhängigkeit von der indisch-malaiischen, das ihr außer einigen nach Melanesien weisenden Pflanzen alle übrigen angehören. Sie muß ganz aus Malaisien eingewandert sein.

Noch ärmer als die Flora, welche reich nur in Neuseeland genannt werden kann und auch da kaum, ist die Fauna dieser Inseln, die gleichfalls meist von Westen stammt. Es gibt, die hohen Breitengrade und etwa die Wüsten abgerechnet, keine thierärmere Gegend auf der Erde, als dies Inselgebiet des stillen Oceans, welches von Säugethieren außer einigen Walarten nur das Schwein, den Hund und die Ratte — in Mikronesien, Samoa und Tonga auch eine Art Fledermaus, wohl Pteropus edulis — besaß. Die Ratte, mus setifer findet sich als wahre Landplage durchs ganze Gebiet (doch fand sie Chamisso auf Tikei im Paumotuarchipel nicht), ja selbst auf vielen unbewohnten Inseln und muß auch auf letzteren schon sehr lange eingebürgert sein, denn auf Enderbury hatten diese Thiere, um den Ueberfluthungen zu entgehen, welche die Insel häufig treffen, ihre Nester auf 2—3' hohen Grasbüscheln angelegt (Behm bei Petermann 1859, 181 nach Wilkes) und auf Howland (Hague bei Petermann 1863, 84) waren sie durch Klima und Lebensweise auffallend verändert und nur von der Größe einer Maus. Das Schwein war in Mikronesien vor Ankunft der Europäer unbekannt (Kittlitz 2, 8) und auch jetzt ist es daselbst noch nicht häufig, (Virgin 2, 97; 100). Nach Chamisso (97) tödteten die Karoliner die von Torres am Ende des vorigen Jahrhunderts gebrachten Schweine und Rinder, weil sie die jungen Kokos-

pflanzungen zerstörten. In Polynesien ist das Schwein häufig, doch fehlte es auf Fakaafo (Turner 528) und Neuseeland (Forster Bem. 166). Dies oceanische Schwein gehört nach Forster 166 zur chinesischen Raçe, welche sich durch hängenden Bauch, aufrecht stehende Ohren und nur dünne und krausbehaarte Haut kennzeichnet. Die tahitischen Schweine waren so an ihre einheimische Nahrung gewöhnt, daß sie eher Hungers starben, als auf den europäischen Schiffen etwas fraßen; ebenso die Hühner daselbst (Wallis 1, 245. Cook 1. R. 2, 266). Auch die Hunde waren auf den Karolinen keineswegs häufig (Clain bei le Gobien 405), aber sie fanden sich daselbst vor Ankunft der Europäer vor (Kittlitz 2, 77); in Polynesien waren auch sie verbreiteter, doch fehlten sie nach Forster 166 auf den Markesas- und Tongainseln. Sie hatten einen dicken Kopf, kleine Augen, langes Haar und kurzen starkbehaarten Schwanz; sie waren dumm und träge und heulten nur, ohne jemals zu bellen (Forster 167), was wohl daher kam, daß man sie förmlich mästete, um sie zu essen. Jetzt ist diese Raçe sowie die des polynesischen Schweines durch Kreuzung mit europäischen Thieren zerstört. Zahlreicher sind die Vögel. So war das Huhn von gleicher Raçe wie das unsere (Bougainville 176) mit einziger Ausnahme der Marianen (le Gobien 44) und der Uniongruppe (Hale 153) gleichmäßig durch Mikronesien wie Polynesien verbreitet, obwohl man es selten aß. Doch hielt man es öfters gezähmt. Ferner fanden sich über den ganzen Ocean verschiedene Arten prächtig gefärbter Tauben und Papageien, verschiedene Singvögel, Schnepfen- und Numeniusarten, Reiher, wilde Enten (Ellis 1, 70 f.) und natürlich, doch im östlichen Mikronesien minder häufig als im eigentlichen Polynesien, zahlreiche Seevögel, unter denen der Tropikvogel (Phaethon) wegen seiner langen Schwanzfedern, die zum Schmuck eifrig begehrt werden, genannt werden mag. Besonderer Erwähnung verdient noch der berühmte Didunculus strigirostris von Samoa, Tonga und Fidschi, ein lerchenähnlicher Vogel auf Paumotu, dessen Vorkommen hier, da er sehr ungern fliegt und fast nur läuft, sehr merkwürdig ist (Mörenhout 1, 397), verschiedene Nektarineen der Sandwichgruppe, denen wegen ihrer schönen Federn sehr nachgestellt wurde, etwa noch eine Art Kukuk auf Ebon, da (Doane) er den Eingeborenen zu verschiedenen Sagen den Anlaß gegeben hat und schließlich die merkwürdigen Kiwis auf Neuseeland, deren straußgroße Arten zwar schon vor Ankunft der

Europäer ausgerottet waren, deren kleinere Species sich wenigstens auf der Südinsel noch findet. Raubvögel gibt es nirgends; auch treten eigentlich zahlreich wohl nur die Seevögel auf, während die Zahl der Landvögel, die sich in wenig Arten vertheilten, viel geringer ist (Vergl. Hartlaub Ausland 1867 S. 1079—80).

Von Amphibien finden sich nur Schildkröten und einige Arten nicht großer Eidechsen, nur auf Neuseeland soll, nach den Erzählungen der Eingebornen welche das Thier sehr fürchten, eine 4—8' große schwarze Landeidechse sich in den Gebirgen aufhalten. Von Schlangen, die sich sonst im ganzen Gebiete nirgends finden, soll eine kleine ungiftige Art auf den Markesas vorkommen; das Krokodil zeigt sich nur im äußersten Westen des Gebietes (Keate. Chamisso 125). Dagegen sind die Fische äußerst zahlreich, ja sie scheinen hier wie auch die niedere Welt der Seethiere, Muscheln, Korallen u. s. w., eine größere Mannigfaltigkeit in Farbenpracht und Bildung zu entwickeln als irgendwo sonst auf der Welt. Der Haifisch ist überall häufig; auch gibt es giftige Fische (Chamisso 113). — Auffallend arm ist die Insektenwelt, von welcher nur die Stubenfliege weiter verbreitet und zahlreich auf einzelnen Inseln vorkam, schon zu Schoutens Zeit (1616), der auf Rangiroa (Paumotu) mit seinem Reisegefährten peinvoll unter ihnen litt und deshalb das Eiland Fliegeninsel nannte. (Diar. 28). Die Insel, auf welcher die Spanier 1772 eine ähnliche Qual litten (Bratring 92) war wohl dieselbe. Auf den meisten übrigen Gruppen ist sie erst durch die Europäer verbreitet, wie dies z. B. le Gobien von den Marianen und Jarves 10 von Hawaii sagt. Jetzt fehlt sie wohl nirgends. Auch den Floh (Chamisso 126 Gulick 239) so wie die Moskitos, welche Plage früher dem ganzen Ocean fremd war, haben erst die Europäer hingebracht (Jarves 10) und schon Byron (1, 114) ward von ihnen aufs ärgste gequält auf den ganz verwilderten Marianen. Ameisen, Skolopender, wenige Schmetterlinge und Käfer und einige ungefährliche Skorpione (doch hat Mikronesien auch einen bösartigen Cham. 126) finden sich überall (Cham. 114; Wallis 1, 264 Ellis 1, 70 f.) Unangenehm ist der große Reichthum der Eingebornen an Läusen, welche z. B. die Karoliner wie so viele uncultivirte Nationen zu essen pflegen (Lütke 1, 378). Die Krustaceen sind zahlreicher vertreten und von den niederen Seethieren verdienen etwa noch Erwähnung der in Mikronesien häufige

Trepang, die Perlenmuschel, welche am häufigsten im Paumotuarchipel gefunden wird, die Riesenmuschel, deren Thier man auf den Palaus (Keate 400) ißt, und das überall als Trompete dienende Tritonshorn. — Daß jetzt auf den meisten Gruppen die europäischen Hausthiere eingeführt sind, ist selbstverständlich; und so trifft man jetzt fast überall Pferde, Rinder, Ziegen, Schafe (welche wegen des allzufeuchten Klimas in Neuseeland nicht recht gedeihen), Katzen, auch Mäuse, welsche Hühner Enten, Tauben, Gänse in der Südsee an (Pickering 313; 333).

Nach allem Vorstehenden wird man mit vollstem Rechte behaupten können, daß nirgends auf der ganzen Welt, die höchsten Polarkreise ausgenommen, die Verhältnisse für die Entwickelung des Menschengeschlechtes so ungünstig sind, als auf den Inseln des stillen Oceans, auf diesen in der Unermeßlichkeit des Meeres so verschwindend kleinen Punkten, die, wenn sie einmal etwas größer sind, im Inneren theils so hohe Berge oder so unfruchtbare Strecken haben, daß nur der Strand bewohnt werden kann. Dana, der Geolog der amerikanischen Expedition, nennt das Leben auf den Koralleninseln auch in seiner besten Form ein elendes, ein Vorwurf, welchem zwar Gulick wenigstens in Beziehung auf einzelne Inseln widerspricht, in den aber Chamisso, der doch sonst eher zu günstig urtheilt, mit einstimmt, wenn er das Leben auf diesen Inseln eintönig und ermüdend nennt (109). Nirgend, weder auf den niederen noch auf den hohen Inseln, Neuseeland mit eingerechnet, lebt ein den Menschen wahrhaft förderndes Hausthier, das er als Lastthier oder als wirklich ausgiebiges Nahrungsthier verwerthen können; nirgend auch nur ein größeres Jagdthier, wenn man hier nicht den von den Maoris ausgerotteten Riesenapteryx erwähnen will, dessen Jagd aber gewiß keine gefährliche war; dabei entweder üppiger Nahrungsüberfluß ganz ohne oder doch schon bei sehr geringer Anstrengung der Eingeborenen, wie auf den hohen Inseln und in der guten Jahreszeit, oder empfindlichster Mangel an Lebensmitteln trotz aller Anstrengung wie in Neuseeland, auf fast allen niederen Inseln und auf den hohen nach einem von jenen Stürmen, und meist auch in der schlechten Jahreszeit; nirgend Metalle; ferner ringsher der wildbrandende für jede Art von Schifffahrt gefährliche Ocean mit seinen unendlichen Entfernungen, welcher keineswegs durch bequeme Küstengliederung, wie das mittelländische Meer zu leichter Befahrung einlud; daher waren die Bewohner — und dies war das allerschlimmste

— auf ihre enge Insel oder Inselgruppe und die wenigen auf ganz gleicher Bildungsstufe stehenden nächsten Nachbarn angewiesen, so daß selbst ein Krieg nichts neues lehren konnte; ja und hatte man wirklich die ungeheure Wasserwüste bezwungen und eine fernliegende Inselgruppe erreicht, fand man nicht genau dieselben Menschen, Producte und Verhältnisse wieder? Konnte man sich hierdurch zu einem häufigen, dauerndem Verkehr, selbst wenn er möglich gewesen wäre, angeregt fühlen? Konnte ein solcher Verkehr fördernd sein, der nicht ein einziges neues Culturelement brachte? Nur im Fidschiarchipel trafen die Polynesier mit einem fremden Volke, mit Melanesiern zusammen; diese aber standen an Bildung tief unter ihnen und so traf sie zumeist die Förderung durch diesen Verkehr, der indeß nicht ohne Segen auch für die Polynesier blieb; denn sicher ist er ein sehr wesentlicher Grund für die hervorragende Stellung, welche Tonga und Samoa zur Zeit der Entdeckung einnahm. Wie viel günstiger war die Lage fast aller anderen Stämme der Menschheit, welche nicht zum wenigsten auch durch die wechselnden Schicksale, die sie betrafen, zur Cultur erzogen sind. Aber was konnte denn die Polynesier in ihrer eintönigen beschränkten Umgebung Anregendes treffen? Sie konnten kaum etwas anderes erleben, als alle Tage dasselbe; ein schwererer Schlag, eine Verwüstung ihres Landes durch Naturereignisse oder Krieg konnte sie nur zerstören, da sie ihm nicht aus dem Weg zu gehen vermochten. Hale hat durchaus Recht, wenn er (14) sagt: „bei einer Bevölkerung von wenigen Tausenden, auf eine kleine Insel zusammengedrängt, ohne Metalle, ohne größere Thiere zur Arbeit und zum Transport, ohne Nachbarn, die durch Handelsverkehr das Mangelnde gewähren konnten, findet der Fortschritt der Civilisation über einen gewissen Punkt hinaus unübersteigliche Hindernisse.“ So hatten wohl schon lange vor Ankunft der Europäer die Polynesier die Stufe der Bildung, welche ihre Naturumgebung irgend zuließ, erreicht, ja nach Meinickes (6) und Bakers (ethnol. soc. of London N. S. 1, 48) gewiß sehr richtiger Ansicht waren sie schon im Verfall begriffen, welcher eintreten muß, wenn ein befähigtes lebhaftes Volk durch unüberwindliche Mächte geistig zurückgehalten wird. Dasselbe behauptet Hale (74 f.) wenigstens von Mikronesien. Wir müssen diesen Einfluß noch etwas näher specialisiren. Die ewigen Kämpfe, in welchen die Markesasinsulaner (und so auch die Bewohner der hohen Inseln Mikronesiens) befangen

sind, hat seinen letzten Grund in der eigenthümlichen Gestalt der Inseln. Nukuhiva z. B. erhebt sich vom Meere ohne Küstensaum steil bis zu einem Scheitelpunkt, zu welchem sich von verschiedenen Seiten einzelne Thäler, die meist von schroffen, schwer zu übersteigenden Graten getrennt sind, hinanziehen. Nur diese Thäler also sind bewohnbar, und jedes nur von einem Stamm bewohnt; doch ist ihr beschränkter Raum natürlich nicht sehr ausgiebig und so ist einerseits die erbitterte Feindschaft und der ewige Krieg zwischen allen diesen Stämmen, andererseits der Umstand begreiflich genug, daß die Markesaner noch bis zu Hales Zeit (1840) wenig oder nichts von europäischer Bildung angenommen hatten (Hale 17). Ein ähnlich zersplitterter Zustand und Krieg aller gegen alle herrschte zur Zeit der Entdeckung auf Neuseeland, das namentlich im Inneren, wo Fische und Schalthiere fehlten, nicht Nahrung genug bot, um die Bevölkerung zu sättigen (Pickering 78. Hale 17). Daher mußten sich auch früher vereinte Stämme trennen. Diese Trennung aber erzeugte Entfremdung und Krieg, und jener Krieg mit den eigenen Volksgenossen wieder die wilde Grausamkeit und den Blutdurst, welchen die Neuseeländer zeigten. Aehnlich erklärt Hale 17 die Wildheit der Paumotuaner durch ihr Zerstreutsein über so viele kleine Inseln und den dadurch entstandenen ewigen Krieg; ihre Rohheit aber, welche sie am tiefsten von allen Polynesiern und geradezu den Neuholländern nahe stellt, erklärt sich nur aus der engen Abgeschlossenheit und der gänzlichen Sterilität der einzelnen Inseln, welche der Cultur so hindernd entgegentritt, daß selbst höher cultivirte Völker, als die jetzigen Bewohner bei ihrer Einwanderung waren, zu den ersten Anfängen menschlicher Gesittung zurückgeworfen wären. Auch die grenzenlose Stumpfheit und Faulheit dieser roheren Völker wird hierdurch bedingt, wie auf der anderen Seite die große Unkeuschheit, welche man durch fast ganz Polynesien, nirgend aber ärger als auf dem fruchtbaren und bequemen Tahiti findet. Die Bewohner hatten nichts, was sie tiefer und dauernd anregte; kam daher der Hang zur Wollust in ihnen auf, so mußte er gar bald sie ganz beherrschen und daß er aufkam, lag wiederum in ihrer Thatlosigkeit begründet. Allerdings sind in Mikronesien bei gleicher Gestaltung der Inseln nicht dieselben Folgen, wenigstens nicht in dem Grad wie in Polynesien eingetreten; aber Mikronesien hat, wie wir gleich sehen werden, seine Bevölkerung viel

später empfangen als Polynesien, ferner kam sie schon entwickelter in ihre jetzigen Sitze und sie hatte durch die Berührung mit den gebildeten Marianen, die wieder mit den Philippinen nicht außer Zusammenhang waren, mancherlei Anregung.

Mag nun auch Kindermord und Kannibalismus, die beide den Polynesiern so gefährlich geworden sind, zwar keineswegs hervorgerufen aber doch mannigfach unterstützt sein durch die Natur dieser Inselwelt; wichtiger ist der Einfluß dieser Natur nach einer andern Seite hin, die wir noch kurz betrachten müssen. In Sitte, Sprache, aber auch in leiblicher Beschaffenheit haben die Polynesier sich durch verhältnißmäßig sehr lange Zeiten fast ganz unverändert gehalten. Zu Cooks Zeiten verstanden sich Tahitier und Neuseeländer, deren Trennung vielleicht auf mehrere 1000 Jahre anzuschlagen ist und noch genauer Tahitier und Markesaner, obwohl auch seit der Auswanderung der Markesaner aus Tahiti sehr lange Zeiträume verstrichen sein müssen. Dieses fast ans wunderbare grenzende Gleichbleiben des geistigen und leiblichen Lebens ist nur zu erklären aus der ganz gleichen Natur und dem engen Vorstellungskreis der Inseln, welche eine neue Anregung durchaus nicht gab und deshalb keine Aenderung hervorrief. Wir finden ein solches Gleichbleiben nirgend in der Welt wieder, da nirgend in der Welt sich eine solche Gleichmäßigkeit der Lebensbedingungen durch Jahrhunderte hindurch erhalten hat; und so zeigt sich in dieser Erscheinung ein wichtiger Beleg für Wagners Behauptung (die Darwinsche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen) daß ohne Wanderung eine Weiterbildung der Organismen nicht zu denken sei. Freilich, die polynesischen Sprachen haben sich in Tahiti Hawaii, Neuseeland von einander geschieden. Wodurch aber? nur durch weiterschreitende Verkümmerung und Verweichlichung, gerade wie die Polynesier selbst — was wir indeß hier nur andeutend berühren, später erst genauer entwickeln können.

Wenn wir nun nach dem muthmaßlichen Ursprung der polynesischen Bevölkerung fragen, so haben wir zunächst näher auf das einzugehen, was in der ersten Abtheilung dieses Bandes S. 8 kürzer berührt ist: auf die Möglichkeit der Einwanderung von Westen nach Osten, welche von namhaften Gelehrten geleugnet ist. Ist doch sogar die Ansicht laut geworden, die Polynesier seien die Urbewohner jenes jetzt versunkenen Continentes. Allein hiergegen spricht (um nur einiges

anzuführen) zunächst der Umstand, daß sich auf den Coralleninseln überhaupt keine Bewohner halten konnten, da ihnen Bildung erst nach dem Untergang des Landes möglich war, daß ferner Neuseeland und Hawaii erst in späterer, geschichtlicher Zeit, wie aus den unzweifelhaften Ueberlieferungen der Eingeborenen hervorgeht, durch Einwanderung bevölkert sind und endlich, daß die sämmtliche Pflanzen- und Thierwelt des mittleren und bei weitem größeren Gebietes des stillen Oceans aus Malaisien stammt — wie hätte sich aber der Urmensch jener versunkenen Welt halten können und keins ihrer sonstigen Produkte? Wovon hätte der Mensch leben sollen? Die jenen Inseln eigenthümlichen nicht eben zahlreichen Thiergattungen beweisen nichts hiergegen, da sie nur Vögel und Insekten sind, diese aber leicht einwandern und dann in dieser Abgeschlossenheit und der langen Reihe der Jahrhunderte sich eigenthümlich verändern mußten (Wagner, Migrationsgesetz).

Da nun aber Flora und Fauna nach Asien hinweist, und da sie, weil die Uebereinstimmungen immer zahlreicher werden, je mehr man sich Asien nähert, sicher eingewandert sein müssen und nicht blos wie man einwenden könnte, auf gleichem Ursprung beruhen: so liegt es auch nahe, anzunehmen, daß die Menschen dieses Gebietes von Westen stammen. Unfreiwillige Fahrten von Westen nach Osten sind häufig genug und werden uns auch nach der Schilderung der Winde und Strömungen der Südsee nicht eben Wunder nehmen. So kamen 1832 verschlagene Japanesen nach Oahu (Jarves 27 Bennett a 1, 142, Wilkes V, 260), 1833 sogar nach Point Greville an der amerikanischen Küste (Wilkes V, 295), wohin selbst chinesische Schiffe bisweilen verschlagen werden (Michelis 49). Japanesen, welche nach Oahu verschlagen waren, erwähnt auch Cheever 57, und von einem japanesischen Schiff das in Hawaii scheiterte, erzählt Belcher 1, 304 mit dem Bemerken, daß ein derartiges Verschlagenwerden von Japanesen nach Aussage der Hawaiier gar nicht selten sei. Die große japanesische Strömung ist es, welche diese Schiffe wegführte. Kleiner war die unfreiwillige Fahrt der Bewohner von Anaa (Chaininsel, Paumotu), welche Beechey (172) auf Barrow fand, obwohl die Entfernung immer noch 420 Seemeilen beträgt. Eingeborene der Karolinen sind nicht selten nach den Ralik- und Ratakketten verschlagen, wie Kadu, jener Freund Chamissos, von Wolie, wie Einwohner vom Eap und von Lamotreck (Chamisso 87). Einen andern Fall erwähnt

Dillon 1, 294, daß nämlich ein Rotumaner nach einer Fahrt von 3 Monaten endlich nach Samoa getrieben wurde und besonders wichtig ist der Umstand, daß Wilkes (Behm bei Petermann 1859, 181) Treibholz, das von Westen stammen mußte, auf Enderbury (Phönixgruppe) angetrieben fand. Beispiele des Verschlagenwerdens von Norden nach Süden oder umgekehrt, sind gleichfalls nicht selten; so kamen Japanesen 1690 nach Manilla (Careri V, 64) und nach den Marianen sollen sie öfters Fahrten unternommen haben; ein Bewohner der Kingsmillinseln gerieth nach Rotuma (Polack narr. 2, 427), ein Rotumaner nach dem Fidschiarchipel (Quoy bei d'Urville a V, 362). Giebel (Tagesfr. a. d. Naturgesch. 90) erinnert daran, daß Cook auf Tahiti 3 Eingeborene aus Watau vorfand, welche 550 Seemeilen weit hergetrieben waren und Williams (narr. 469) erzählt die Geschichte eines Bewohners von Rurutu (Australinseln), welcher nach einer Irrfahrt von 6 Wochen bis nach Manahiki (Humphrey) verschlagen wurde. Aber auch freiwillige Fahrten nach Westen sind häufig. So segeln die Rotumaner nicht selten nach Vaitupu, Fidschi und Samoa (Dillon 2, 103), Schiffsverkehr zwischen Ratak und Ralik herrscht fortwährend (Cham. 121), ebenso nach Mariner zwischen Fidschi und Tonga, zwischen Tahiti und den Cooksinseln (Hervey), um von dem Verkehr Tahitis mit dem Paumotuarchipel und mehreren Inseln desselben untereinander gar nicht zu reden. Die Bewohner der Karolinen fuhren häufig nach den Marianen und wieder zurück (Cham. 95), welcher Verkehr schon alt sein muß, denn bei der Zerstörung der marianischen Cultur durch die Spanier flüchteten viele der vertriebenen Eingebornen nach den Karolinen und ebenso fuhren nach der neuseeländischen Sage die Einwanderer zwischen Neuseeland und Samoa öfters hin und her (Grey a 130—5; 136 f.). Ein merkwürdiges Beispiel führt Dillon an, der (2, 104—5) erzählt, daß im Juni 1824 ein amerikanisches Schiff in den Hafen von Valparaiso einlief, welches von Mulgravesarchipel an Samoa vorbei immer mit West- und Nordwestwinden gefahren war. Auch Hale, welcher sich gleichfalls gegen die Wanderungen der Polynesier von Ost nach West erklärt und freilich anfangs nicht ganz stichhaltige Gründe vorbringt, fügt hinzu, daß er selbst im Februar 1840 durch widrige Westwinde im Samoaarchipel festgehalten sei, daß die Westwinde, welche während unsrer Wintermonate bis über Paumotu wehen, weit heftiger als die Ostwinde sind und so viel

Wolken und Nebel heraufführen, daß der Himmel ganz verhüllt und dadurch den polynesischen Schiffen jedes Mittel der Orientirung genommen ist (118 f.). Man sieht also, Wanderungen von West nach Ost und nach Norden und Süden waren nicht nur möglich, sondern sogar häufig genug auch unfreiwillig; sie wurden natürlich durch den Inselreichthum des Oceans sehr erleichtert, wie denn Humboldt (Hist. de la geogr. II., 58) bemerkt, eine Fahrt von Japan nach Amerika sei möglich, ohne daß man jemals länger als zwei Tage zur See sei. Freilich hatten die meisten Verschlagenen längere Seereisen auszuhalten und es ist erstaunlich, was sie alles zu ertragen fähig waren; Kadu irrte mit seinen Gefährten 5 Monate umher, indem sie sich von gefangenen Fischen nährten und zum Trinken in Kokosschalen Seewasser aus größerer Tiefe heraufholten, weil dies minder salzig sei. Von einer anderen Irrfahrt, die 9 Monate gedauert hatte, sowie von einem Weib, das 5 Tage in offener See umhergeschommen war, berichtet Chamisso 121 f. Jener Rotumaner, welcher nach Fidschi kam, war 3 Monate, die Japanesen, welche 1832 in Oahu landeten, gar 11 Monate unterwegs gewesen. Lyell (princ. of geol. 1832 II, 121) stellt sehr merkwürdige und gut beglaubigte Fälle monatelanger Seereisen zusammen, die über hunderte von Meilen (leagues) sich erstreckten und von den Eingeborenen verschiedener Länder ohne andere Nahrung als gefangene Fische und Regenwasser vollbracht wurden.

Aus allem Vorstehenden ergibt sich, daß Mörenhouts Behauptung die Polynesier könnten nicht von Asien herstammen, weil sie nicht von Westen hätten einwandern können (2,230) durchaus falsch ist; weder Winde noch Strömungen hindern es und die Erfahrung spricht gegen ihn. Vielmehr sind die mannigfachen Strömungen in Luft und Meer, die nach den verschiedensten Seiten hin gerichtet, nach den verschiedensten Seiten die Wanderung erst ermöglichten, der Grund, weshalb man bei der Entdeckung so ziemlich das ganze Polynesien bevölkert fand.

Daß diese Bevölkerung von Westen kommen konnte, ist bewiesen, aber keineswegs, daß sie von dorther gekommen sein muß. Crawfurd wenigstens erklärt sich gegen den Zusammenhang der Polynesier mit den Malaien und ebenso Schirren (46 f.), der es für vorsichtiger hält, ein selbständiges Schöpfungscentrum im stillen Ocean anzunehmen, als die Verwandtschaft zwischen Malaien und Polynesiern zuzugeben. Spricht nun schon gegen letzteres die Gleichheit der oceanischen Flora

und Fauna, wie denn auch das, was Schirren 45 n. 1. gegen Hooker vorbringt, sehr nichtssagend ist, so bleibt es ebenfalls ganz unbegreiflich, wie man nach Humboldts Kawisprache jene ethnologische Trennung vornehmen will: wenn irgendwo so wird hier der Zusammenhang beider Völkergruppen durch die Sprache bewiesen, welche nicht nur in der inneren Sprachform sondern auch in den Wurzeln so sehr übereinstimmt, daß an der allerengsten Stammverwandtschaft nicht zu zweifeln ist. Und doch spricht Schirren den Crawfurdischen Satz nach, die Aehnlichkeit beider Sprachen beruhe nur auf einem dürftigen lexikalischen Schatz! (50). Allein trotzdem bliebe es doch immerhin möglich, daß, wie Mörenhout will, die Malaien aus Polynesien, nicht die Polynesier von Westen hergekommen seien. Denn wenn Hale (117 f.) als Beweis für das letztere anführt, daß die Sprachen im Westen vollkommener in Form und Wortschatz seien als die östlichen und daß die Mythologie im Westen des Gebietes einfach, im Osten zu blutigem Götzendienst verkehrt sei, so wär' es doch auch möglich, daß die westlichen Völker bei ihren Wanderungen erst die reinere und höhere Geistesentwickelung erlangt hätten, welcher Sprache und Religion diesen Aufschwung verdankten. Aber freilich stützt er sich auf den wichtigen Umstand, daß die malaiischen Sprachen den polynesischen gegenüber häufig die ursprüngliche Bedeutung und die Worte bewahrt haben und außerdem gibt es noch einige andere Punkte, welche zu der Annahme zwingen, daß die Polynesier von Malaisien in ihre jetzige Heimath eingewandert seien und zwar zu einer Zeit, wo die einfacheren Sprachformen, welche sie uns aufbewahrt haben, noch allgemeine Geltung hatten für den ganzen Sprachstamm. Zunächst muß hier wieder auf die malaiisch indische Heimath der oceanischen Thier- und Pflanzenformen hingewiesen werden, nach deren Einwanderung erst der Mensch dies Gebiet betreten konnte. Allein von diesen Pflanzen sind, wie wir schon sahen, die meisten auch auf den malaiischen Inseln von derselben praktischen Bedeutung für den Menschen, wie in Polynesien, ja sie werden sogar meist ganz ebenso dort wie hier gebraucht und die polynesische Flora besteht in ihren ärmeren Gebieten fast nur aus malaiischen Nutzpflanzen. So werden in Malaisien zu verschiedenen Zwecken gebraucht Cerbera (Haßkarl b 173) Morinda citrifolia (Blätter und Früchte zur Speise, auch zum Färben eb. 866), Ixora, Gardenia (die aus Japan nach Malaisien

eingeführt ist), Erythrina in verschiedenen Arten sind als Zierpflanzen um die Häuser angebaut und dienen zu Kränzen und zum Schmuck, ganz wie im stillen Ocean (Haßk. 193; 447; 207 f.; Chamisso, Ellis, über die Wichtigkeit der Erythrina-Blüthen für die Neuseeländer Grey a 136 f.); Cassyta filiformis (Haßk. 109) verschiedene Böhmerien als Bastpflanzen (eb. 326, 472); Barringtonia (822), Termin. Katappa, Inocarpus edulis, Calophyllum inophyllum, wegen der eßbaren und ölreichen Früchte und wohlriechenden Blumen (485, 306, 416); die ölreichen Früchte von Aleurites vertreten dort wie hier (in Polynesien freilich ausschließlicher) die Stelle von Lampen (459. Cook 1 R. 2, 203; 155). Von Pandanus (345, 351), der Kokospalme, von Spondias dulcis, Eugenia malacc. Broussonetia papyrifera, Hernandia sonora und noch einer Reihe anderer Pflanzen gilt dasselbe. Und nicht minder von den wenigen Hausthieren der Polynesier, zunächst vom Huhn, das seine Heimath ohne Zweifel auf den malaiischen Inseln hat, vom Schwein, das schon durch seine Raçeneigenthümlichkeit nach Asien weist, vom Hund und von der Ratte, deren polynesische Species (mus setifer) gleichfalls auf den Sundainseln zu Haus ist. Keins dieser Thiere, wenigstens Huhn, Schwein und Hund nicht, konnten sich ohne Zuthun des Menschen verbreiten, vielmehr läßt sich ihr Vorhandensein in Polynesien nicht anders als durch die Annahme erklären, daß die ersten Einwanderer sie mit sich eingeführt haben.*)

Ist hierdurch schon die Einwanderung aus Malaisien bewiesen, so weisen auch alle Sagen und Ueberlieferungen der Polynesier nach Westen, nicht eine einzige nach Osten. Von Westen kamen in fast allen Mythen, wie wir nachher ausführlicher betrachten werden, die ersten Menschen nach Tonga, nach Tahiti, in verschiedene andere Gruppen des Archipels: wenn dagegen wirklich eine Einwanderung von Osten stattgefunden hätte, so würde die polynesische Sage, welche so treu das Aelteste festhält, auch dies uns wenigstens andeutend überliefert haben. Und wenn die Oceanier von Osten kamen, wo kamen

*) Es scheint auch, als ob die Ratte überall durch den Menschen eingeführt sei, denn auf den meisten jetzt unbewohnten Inseln, wo sie vorkommt, fand man auch Schiffstrümmer oder Spuren ehemaliger Bewohner. Auch ist es sehr denkbar, daß Ratten auf einzelnen Inseln eingeführt sind durch nur vorübergehende Besucher.

sie her? Dieffenbach (2, 85) und Taylor (192) meinen (verleitet durch eine mißverstandene Sage) von Hawaii im Sandwicharchipel. Allein wie kamen sie dahin? Dort konnte doch kein Völkercentrum sein? und wenn es war — müßten wir dann nicht von Hawaii an die Sprachen bis nach Malaisien hin immer entwickelter, selbständiger und freier finden? Doch dies ist keineswegs der Fall, vielmehr stehen alle polynesischen Sprachen so ziemlich auf derselben Stufe. An Amerika ist nun vollends nicht zu denken, denn Sprache, Sitte und Leibesbeschaffenheit setzen einer solchen Annahme unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen, und wenn Ellis (I, 123) erst Malaien oder Japanesen nach Amerika verschlagen und von da nach Hawaii gelangen läßt, um nun von ihnen wieder die Polynesier ableiten zu können, so widerlegt sich diese Annahme schon durch ihre Künstlichkeit, ganz abgesehen davon, daß sie nichts Neues bringt: denn auch Ellis läßt ja die Polynesier von den Malaien abstammen. Wenn er jedoch (124) gegen ihre direkte Herleitung aus Malaisien einwendet, daß die polynesischen Kähne für so weite Fahrten zu schlecht wären, so bleiben ja weite Seewege, z. B. von Hawaii nach Nukuhiva, auch bei seiner Annahme, und wenn man ferner an die Fahrten denkt, welche die Polynesier zu allen Zeiten unternommen haben, von den Karolinen nach Guaham, von Hawaii nach Tahiti (Turnbull 158), von Rotuma nach Fidschi, Tonga und Vaitupu, so wird man eine Einwanderung von Westen her durchaus nur leicht finden. Schließlich mag noch bemerkt werden, daß man in Malaisien selber, in abgelegenen Gegenden, z. B. auf den Pagehinseln, auf Engano (erste Abth. dieses Bandes 34 f., 93 f., Koner 16, 420 f., von Rosenberg 409) Völker findet, welche einen ganz polynesischen Typus und polynesische Sitten haben. Auch die Dajaken (Hombron bei d'Urville b Zool. I, 284) sind den Polynesiern ähnlich, ebenso die Battas und andere malaiische Bergvölker auf Sumatra (v. Kessel 60). Wir werden später auf die Wanderungen der Oceanier genauer eingehen: für jetzt genügt es zu wissen, daß die Polynesier von Westen in den Ocean gekommen sind und zwar von Malaisien aus. Ueber dies letztere Gebiet hinaus sie zu verfolgen ist, bei dem jetzigen Stand ethnologischer Forschung, unmöglich und Alles, was man über ihre Abstammung aus Asien (Lang polyn. nat. Lesson; Lütke; Bopp; Wegener 198)t o der gar über ihren mosaischen Ursprung (Swainson 14) gesagt ha

ist wissenschaftlich haltlos. Hombron (a. a. O.) und Rienzi sind der Meinung, daß die Polynesier von den Dajaken unmittelbar abstammen, wobei sie sich auf die ebenerwähnte Aehnlichkeit stützen. Obwohl nun diese Ansicht noch aus manchen anderen und wichtigeren Gründen alle Beachtung verdient und vielleicht das Richtige trifft, so dürfte doch auch sie sicher kaum zu erweisen sein und mag hier eben nur erwähnt werden.

Dagegen müssen wir auf eine andere wichtige Frage genauer eingehen: fanden diese Einwanderer in dem ungeheuren Gebiet von den Marianen bis nach Waihu, von Neuseeland bis Hawaii eine Urbevölkerung vor, die sie ausrotteten oder mit der sie verschmolzen? Lesson ist allerdings dieser Ansicht (Mangareva 110), die auch von anderen vielfach ausgesprochen oder wenigstens als möglich zugegeben ist. Nach D'Urville a II 387 f. war die von den Polynesiern unterdrückte Raçe eine Negritobevölkerung, welche dereinst auf allen Inseln des Oceans existirte, später aber in die polynesische Raçe aufging (Jacquinot bei D'Urville b, Zool. II, 274). Crozet (26. 72) und Quatrefages (Rev. des deux mondes Febr. 1864, 525 f.) lassen gar die Polynesier aus drei Raçen, einer weißen, gelben und schwarzen gemischt sein und Hale ist einer Mischung wenigstens der Mikronesier mit Negritostämmen nicht abgeneigt. Und freilich wird diese Ansicht sehr unterstützt durch den Umstand, daß überall in Polynesien sich Individuen finden, welche durch dunkele, ja schwarze Farbe und krauses oder wolliges Haar den Bewohnern Melanesiens sehr nahe stehen. So erwähnt schon Cantova am Anfang des 18. Jahrhunderts (lettres edif. tom. XV und demnach Sprengel Beiträge 10, 217 f.) schwarze Menschen niederes Standes auf den Karolinen, welche er aus Neuguinea eingeführt glaubt (233). Aehnliches berichtet sein Zeitgenosse Clain (eb. 206) von einer anderen Inselgruppe der Karolinen, deren schwarzbraune Bewohner er wie die Melanesier mit Bogen und Pfeil bewaffnet sein läßt. Hale (82) nennt das geringe Volk auf Ponapi einen Negerstamm und rechnet es zu den Papuas. Wenn er dies aber mit der Autorität Lütkes stützen will (er selbst war nie in Ponapi) so ist das ein Irrthum, denn Lütke nennt die Eingeborenen der Insel keineswegs Papuas, sondern sagt nur (2, 25), daß sie sich im Vergleich mit den Bewohnern von Kusaie (Ualan) mehr dem Papuatypus näherten. Hale erfuhr von OConnell, einem Engländer, der 5 Jahre auf Ponapi gelebt hatte,

die Haut der Insulaner fühle sich wie die der Melanesier rauh an, ihr Haar aber sei schlicht. Letzteres deutet er sich jener Annahme einer Negerbevölkerung zu Liebe dahin, daß O'Connell mit schlicht nur nicht wollig gemeint habe; was denn doch ein seltsamer Sprachgebrauch wäre. Mehr freilich weiß Morrell (bei D'Urville a 5, 369) von einer Negerbevölkerung auf den zu Truk (Hogolen, Karolinen) gehörigen kleinen Inseln zu erzählen, die er als klein, aber muskulös und gut gebaut mit kleinen Händen und Füßen und krausem aber nicht negerartigem Haar, kurzem dicken Hals u. s. w. schildert. Allein wie das ganze Buch des Verfassers einen romanhaften Anstrich hat, so wird auch die Schilderung dieser Neger, die kein anderer Berichterstatter kennt, mit jedem Zuge gewählter, überschwenglicher und alberner, so daß wir diese Neger und alles übrige, was Morrell berichtet, ganz auf sich beruhen lassen können. Aber auch Gulick sah (178) einzelne Individuen auf Ponapi, die keineswegs der Sonne besonders ausgesetzt und doch so schwarz waren, daß man unwillkührlich an eine Vermischung mit Melanesiern zu denken veranlaßt wurde, um so mehr, als sie schon die ersten Entdecker der Insel vorfanden, daher man weder einen Einfluß von Melanesiern, die durch Europäer eingeführt wurden, noch etwa der Neger annehmen konnte, welche sich häufig auf europäischen Schiffen befinden. Diese negerähnlichen Individuen sind nun aber auch über das eigentliche Polynesien weithin ausgebreitet. Roggeveens Begleiter fanden 1722 unter den braunen Bewohnern der Osterinsel einzelne sehr dunkle Menschen (Behrens 87), Bougainville 1767 auf Tahiti Leute mit ganz krausem und hartem Haare, das von dem weichen schlichten oder nur leicht gekräuselten der übrigen Eingeborenen sich sehr unterschied (179, 153) und dem Haare der Melanesier gleich war. Auch Ellis sah solche Tahitier (1, 81). Wolliges Haar auf Nukuhiva erwähnt 1804 Krusenstern (1, 175); und Jacquinot (D'Urville b, Zool. II, 254) der solche Individuen gleichfalls daselbst antraf, die dunkler waren als die andern Markesaner, nennt sie geradezu scheinbare Melanesier. Auch auf der Hawaiigruppe, deren Bewohner ohnehin dunkler als die übrigen Polynesier sind, giebt es einzelne noch dunklere Individuen (Cook 3 R. 2, 429), deren Schwarz den afrikanischen Negern gleich kommt und findet melanesisch-krauses Haar sich daselbst ebenfalls, wenn auch selten (Jarves 79). Nicht anders ist es auf Neuseeland. Denn dort findet sich

ein ganzer Stamm, die Ngatipowa (Browne 30), der kraushaarig, dunkelgefärbt und den Negritos ähnlich ist, der aber durch allmähliche Zwischenstufen in den dort vorherrschenden gelbbräunlichen Menschenschlag übergeht (Dieffenb. 2, 10 f.). Daher nimmt auch Polack zwei verschiedene Raçen in Neuseeland an, eine braune und eine schwarze von kleiner Statur und schlechten Proportionen (1, 129; narr. 1, 360), welcher letzteren die Eingeborenen am Ostcap (doch widerspricht Dieffenb. 2, 11) angehören sollen; und nach ihren eigenen Erzählungen sind diese nicht von gleicher Abstammung wie die übrigen Maoris (Polack narr. 1, 360). Nach Thomson sind diese dunkleren Individuen über das ganze Land verstreut und zwar so, daß auf 100 braune Eingeborene drei schwarze kommen, deren Haar kraus ist und in Büscheln wächst (72). Diese Schwarzen treten ganz sporadisch in den braunen Familien auf, oft ohne in ihrer Verwandtschaft nur einen ihres Gleichen zu haben (Thomson in British and foreign medico-chirurg. rev. 1854 n. XXVI, 489). Dieffenbach (2, 8) fand sie an der Küste häufiger als im Inneren. Während nun Thomson und ebenso Quatrefages diese schwarzen Maoris durch Mischungen die vor der Einwanderung stattfanden, erklären wollen, hat man andererseits von eingeführten Negritosclaven gesprochen, welche Mangamanga genannt würden (Quart. rev. June 1854) und auch D'Urville a 2, 26 fand die Sclaven so verschieden von ihren Herren, daß man sie leicht für eine andere Raçe hielt. Noch zahlreicher aber sind diese dunklen Menschen auf dem Paumotuarchipel, der obwohl sich auch hellere Eingeborene daselbst finden (Beechey 1, 154, 156), im ganzen doch von einer den Melanesiern vielfach näherstehenden Bevölkerung bewohnt ist (Belcher a 1, 386; Beechey 1, 138; 147; 175; Wilkes 4, 276; 319; 344; D'Urville a II, 618; Hale 11), welche D'Urville geradezu für eine Zwischenstufe zwischen Polynesiern und Melanesiern erklärt. Auch die Bewohner der Unionsgruppe haben, abweichend von den übrigen Polynesiern, starke Bärte und wolliges Haar, daher denn Hale (163) auch bei ihnen an Mischung mit Melanesiern, wenn auch ablehnend, denkt. Ganz ähnlich aber finden wir die Haare auf Nive: auf der Kokos- und Verrätherinsel (und so schon Schouten*), auf Tonga und Samoa, also überall im ganzen

*) Diar. 44: dictu mirum: nonnullis capillos stetisse erectos ad longitudinem quadrantis ulnae, in modum setae porcinae.

Ocean. Diese melanesische Urbevölkerung hätte also die ganze Inselwelt in Besitz gehabt, als die Polynesier sie unterjochten. Denn wie will man aus einer Einmischung melanesisches Blutes vor der Einwanderung, die doch nur vorübergehend zu denken wäre, ein so constantes Erscheinen schwarzer Individuen erklären? Aber wenn auch die Inseln alle noch mit Melanesiern besetzt waren, wunderbar ist diese Dauer des schwarzen Typus ohne neue Beimischung melanesisches Blutes im höchsten Grad, da sie allen übrigen Erscheinungen in der Natur widerspricht; denn sonst merzt die Stammart, sobald sie nach einer vorübergehenden fremden Einmischung sich selbst überlassen bleibt, nach wenig Generationen das fremde Blut wieder vollständig aus. Der braungelbe Typus muß doch, weil er der bei weitem vorherrschende ist, der Stammtypus der Polynesier sein; je mehr aber Rückschlag eintritt, um so weniger können schwarze oder helle Individuen geboren werden. Daher erklärt die Annahme einer früheren Mischung jene anders gefärbten Menschen nicht.

Hätte aber wirklich eine so starke Einwirkung von Seiten jener Urbevölkerung stattgefunden, daß das Blut der polynesischen Einwanderer durch sie auf die Dauer versetzt wäre, müßten wir da nicht im ganzen Ocean eine Mulattenbevölkerung antreffen, welche den Typus beider Stammarten zugleich zeigte, etwa ähnlich, wie wir die stark mit Polynesiern gemischten melanesischen Fidschiinsulaner wirklich finden? Gerade bei der Kleinheit der einzelnen Inseln sind wir zu dieser Erwartung berechtigt.

Da sich diese aber nicht bestätigt und da namentlich das niedere Volk, die dienende Classe die Eigenthümlichkeiten jenes dunkeln Menschenschlags bewahrt hat, z. B. auf Ponapi (Hale 82), auf Tahiti (Ellis 1, 84) und nach Dieffenbach (2, 9 f.) und anderen auf Neuseeland, so hat man behauptet, daß die Urbevölkerung von den Einwanderern unterjocht und zu Sclaven gemacht seien, daher denn freilich der melanesische Typus der Sclaven sich erklären würde. Allein woher kam es denn, daß auch in den Familien der Häuptlinge solche melanesisch gebildeten Individuen durchschnittlich eben so häufig vorkommen, als im niederen Volk? Denn wenn sie auch auf Neuseeland (nach Dieffenbachs Behauptung gegen Thomson Ausland 1855, 107) unter den Sclaven häufiger sind, so finden wir sie auf Tonga, der Unionsgruppe, den Markesas (Noblet bei Marchand 1, 116) auf Tahiti

wohl ebenso oft unter den Vornehmen, ja Browne (im directen Widerspruch mit Dieffenbach), spricht (30) auch den neuseeländischen Sclaven die dunklere Farbe ganz ab, die nach ihm nur einzelne Stämme vom Adel bis zum Sclaven besitzen. Gänzlich unmöglich gemacht wird aber diese Sclaventheorie durch schon erwähnte Bemerkung Thomsons, daß jene melanesischen Individuen — und nicht bloß in Neuseeland sondern überall — so ganz sporadisch inmittelst nur brauner Verwandten auftreten. Diese physische Eigenthümlichkeit haftet also nicht am Stand.

Von minderem Gewicht, aber doch nicht zu übergehen, ist ein dritter Grund gegen eine solche Urbevölkerung des Oceans: das ist die sehr geringe Entwickelung der melanesischen Schifffahrt. Wir finden Negritos außer an manchen Punkten des eigentlichen Malaisiens auf dem Festlande von Neuholland, sowie der Inselreihe von Neuguinea bis Neukaledonien, nirgends also durch größere Meeresstrecken von einander getrennt. Auch ihre am weitesten nach Osten vorgeschobene Niederlassung im Fidschiarchipel, wie gering ist ihre Entfernung im Vergleich zu den gewaltigen Bahnen der Polynesier. Nirgends treten die Negritos als eine seefahrende, ja auch nur wasserliebende Nation auf, wo sie unberührt von polynesischem Einflusse sind: nur wo sie mit Polynesiern in Berührung kamen, haben sie, von diesen mehr angeregt, gleichfalls mehr Eifer für die Schifffahrt bekommen, wie in manchen Punkten des westlichen Melanesien (Gegend um Tukopia, D'Urville a V. 135, Uwea Gill 205, Fotuna u. s. w.) und vor allen Dingen im Fidschiarchipel selbst, dessen Schiffe nach D'Urville b 4, 259 besser sind, als alle polynesischen. Daß aber auch die Fidschis erst von den Polynesiern im Schiffsbau unterrichtet sind, geht aus den alten Sagen über die alte Bevölkerung des Archipels (Hale 177 f.) klar hervor. Nautische Kenntnisse aber oder Geschicklichkeiten haben die übrigen Melanesier gar nicht; nie bot sich irgend ein Melanesier als Begleiter europäischer Seeleute an. Auch ist nicht zu glauben, daß sie je, vor langen Jahrhunderten etwa, anderer Natur waren, da man gar keinen Grund einsieht, warum sie das Meer später vermieden hätten, zumal sie doch ihre Schiffe nach derselben Art bauen, wie die Malaio-Polynesier überhaupt.

Spricht also auch dieser Umstand nicht für eine melanesische Urbevölkerung der polynesischen Inselwelt, so läßt sich doch aus ihm kein

ganz streng beweisender Schluß ziehen. Ein solcher aber ergibt sich ferner vielleicht aus einer genaueren Betrachtung der polynesischen Sprache, von welcher man (z. B. Hale 163) geradezu gesagt hat, daß sie durchaus nichts melanesisches enthalte; und finden wir diese Behauptung bestätigt, so würde damit jede Mischung abgewiesen sein. Denn die Polynesier haben, abgeschieden wie sie waren auf ihren kleinen Inseln, ihre Sprache in der Reihe der Jahrhunderte so außerordentlich wenig verändert, daß der Sprachstoff noch heute fast ganz in den verschiedenen malaiischen Sprachen sich nachweisen läßt und die Sprachform sich noch heute nicht von der unterscheidet, welche sie aus ihrer malaiischen Urheimath mitbrachten. Mischten sie sich also auf eine so dauernde Weise mit Melanesiern, daß ihr leiblicher Typus dadurch verändert wurde, lebten sie auf ihren kleinen Inseln mit Melanesiern, mochten diese nun frei bleiben oder als Sklaven dienen, längere Zeit zusammen, so muß durchaus ihre Sprache melanesische Elemente zeigen.

Und die zeigt sie denn auch und sehr reichlich. Denn erstlich ist die Art der Wortbildung, sodann auch vieles in der Formenlehre der melanesischen (so weit sie bekannt sind) und der polynesischen Sprachen mit einander verwandt, die Pronomina aber und die so sehr wichtigen Determinativpartikeln fast ganz identisch (Gabelentz S. 253 f.).

Durch die von den Polynesiern unterjochten oder doch wenigstens als Urbevölkerung der östlichen Inseln vorgefundenen Melanesier können diese Eigenthümlichkeiten, wenn sie wirklich polynesischen Ursprungs waren, unmöglich nach Melanesien gebracht sein und doch treffen wir dieselben Sprachformen in Neukaledonien wie im Salomonsarchipel. Also sind sie vielleicht ursprünglich melanesisches Eigenthum und von den siegreichen Polynesiern in ihre eigene Sprache herübergekommen. Allein gerade das, was in beiden Sprachen gemeinschaftlich ist, kann überhaupt nicht entlehnt sein, weil es das innerste Wesen und die tiefste Grundlage menschlicher Rede betrifft und die hat noch nie ein Volk vom andern entlehnt, wenn es nicht die eigene Sprache aufgegeben hat und wird sie auch nie entlehnen aus Gründen, die nahe genug liegen, am allerwenigsten aber ein Volk der Sieger von dem besiegten Stamm. Auch v. d. Gabelentz (266) kommt, wenn gleich zweifelnd und zögernd, doch mit Norris zu dem Resultat, „daß die melanesischen und polynesischen Sprachen mehr mit einander gemein haben, als aus einer bloßen Entlehnung der einen von der anderen

hervorgehn kann". Ohne nun hier auf diesen höchst interessanten Gegenstand der eine Behandlung für sich verlangt näher einzugehen, müssen wir wenigstens soviel behaupten. daß diese Aehnlichkeiten beider Sprachen für unsere Frage durchaus nichts entscheiden. Denn sie beruhen auf einer Zeit, in welcher, wenn Melanesier und Polynesier jemals eine Einheit bildeten, die Trennung in zwei Völkerstämme noch nicht vor sich gegangen war; allein diese Zeit liegt natürlich weit von aller Geschichte und weit vor allen polynesischen Wanderungen. Die Stücke, hinsichtlich deren eine Sprache von der andern entlehnt, eine auf die andere einwirkt, sind zunächst das Lautsystem, ferner der Wortschatz und drittens die Syntax. Das Lautsystem nun der polynesischen Sprachen zeichnet sich durch große Armuth und eine gewisse Kraftlosigkeit und Weichlichkeit aus und wenn diese Eigenschaften auch im Laufe der Jahrhunderte zugenommen haben, so sind sie doch auch wohl schon bei der Abtrennung von den malaiischen Sprachen vorhanden gewesen, da auch die malaiischen Sprachen ähnliches zeigen, denn auch sie haben ein ursprünglich keineswegs reiches Lautsystem und auch sie vermeiden Consonantenhäufungen im Inlaut und noch mehr im Auslaut (Müller, linguist. Theil der Novarareise 279). Das Melanesische aber hat bis auf den heutigen Tag zahlreichere Consonanten und kräftigere Consonanzen, inlautend und auslautend, bewahrt (Gabelentz 253). Nur das Fidschi, welches stark mit Polynesischem versetzt ist, macht eine Ausnahme; aber nicht diese Sprache hat auf das Polynesische gewirkt, sondern umgekehrt von diesem so starke Einwirkungen erfahren, daß es jetzt gleichfalls einen polynesisch weichlichen Consonantismus besitzt. Wäre also nach dieser Seite hin irgend welche melanesische Einwirkung erfolgt, so hätte sich wenigstens, auch ganz abgesehen von direkter Bereicherung, der Consonantismus des Polynesischen kräftiger und dauernder erhalten. Der Wortschatz zeigt mancherlei Berührungspunkte. Am meisten mit dem Fidschi (v. d. Gabelentz 10 f.), allein hier hat diese Sprache nicht das in beiden Gleiche, wenigstens bei weitem nicht alles aus dem Polynesischen entlehnt, denn einmal sind es Worte, welche eine Sprache nicht von einer anderen entlehnt, weil sie zum ersten Grundbesitz jeder Sprache gehören, wie fast alle bei Gabelentz a. a. O. angeführte und zweitens findet sich eine ganze Reihe dieser Worte in den übrigen melanesischen Sprachen und zwar so sehr umgestaltet wieder, daß man sieht, alle diese Sprachen haben

ihr eigenes Erbgut nach eigener Weise verwendet und die Aehnlichkeiten beruhen auf ursprünglicher Gleichheit des Sprachstoffes. Wenn das Fidschi aber mehr übereinstimmende Worte besitzt, als die übrigen melanesischen Sprachen bei v. d. Gabelentz (die aber weit mehr entsprechendes aufzuweisen haben, als Gabelentz anzunehmen scheint); so hat diese Erscheinung darin ihren Grund, daß das Fidschi seit langen Jahrhunderten dem polynesischen Einfluß ausgesetzt war, daher es nicht wundern kann, wenn es gerade die Wurzeln bewahrte, welche mit dem Polynesischen gleich oder verwandt waren. Nirgends aber finden wir eigenthümlich melanesische Worte in irgend einer polyne- Sprache, wenn wir nicht einiges wenige im Neuseeländischen und mehr natürlich im Tonganischen und Samoanischen anführen wollen (v. d. Gab. 266). Allein das erklärt sich natürlich aus der westlichen Lage dieser Inseln, welche dadurch nothwendig sich mit jenen Völkern berühren und dann auch einzelnes aufnehmen mußten. Wäre aber eine Mischung beider Völkerstämme nach Niedersetzung ihrer jetzigen Sprachgestalt im stillen Ocean erfolgt, so müßte doch der Osten, die Unionsgruppe u. s. w. gleichfalls solche melanesische Spuren zeigen, die man aber sowohl im Markesanischen, als Tahitischen, Hawaiischen u. s. w. vergeblich sucht.

Wenn nun auch die Syntax beider Sprachstämme manche Aehnlichkeiten gleich dem ersten Blick schon aufzuweisen hat, so ist doch auch hier von einem Einwirken des Melanesischen auf das Polynesische gar keine Rede, denn beide Sprachen weichen in außerordentlich wichtigen Punkten total von einander ab, die Uebereinstimmungen aber sind, wie man deutlich sehen kann, denn wir finden (Fidschi in einigen Fällen ausgenommen) nirgends sklavische Nachahmung, selbstständige Verwendung gleiches Grundeigenthums. So können wir wohl behaupten, daß auch hier die Sprache gegen eine Mischung und also auch gegen eine melanesische Urbevölkerung der polynesischen Inseln entschiedenes Zeugniß ablegt. Das mikronesische Gebiet gehört zwar sprachlich zu den unbekanntesten der ganzen Erde, denn außer Hales Tarawagrammatik haben wir eigentlich nur Wortverzeichnisse (Hale, Chamisso, Keate, Marsden, Cheyne, Pickering u. s. w.). Aber aus diesen dürftigen Quellen läßt sich soviel doch mit Sicherheit abnehmen, daß die mikronesischen Sprachen den melanesischen viel ferner stehen als die polynesischen und daß von einer Einwirkung des melanesischen Sprach-

stamms auf sie nicht die Rede sein kann. Sie schließen sich in ihrer Form am nächsten dem einfacheren malaiischen Sprachstamm an, ohne jedoch eine gleichfalls nahe Verwandtschaft zu den polynesischen Sprachen zu verläugnen. Das was sie mit dem Malaiischen gemein haben, beruht gleichfalls auf Urverwandschaft.

So ist denn auch die Sprache, welche anfangs jene Mischungstheorie sehr zu begünstigen scheint, bei genauerer Betrachtung streng gegen sie. Aber noch ein anderer sehr wichtiger Umstand ist zu erwähnen, der, indem er jene Theorie widerlegt, den Grund derselben, die dunkle Farbe mancher Polynesier, zugleich auf eine andere Weise so befriedigend erklärt, daß hiermit die Annahme einer schwarzen Urbevölkerung des gesammten Oceans vollkommen haltlos wird. Und das ist der Umstand, daß die Farbe der Polynesier sich ganz und gar von Natureinflüssen abhängig, daß ihre ganze physische Erscheinung die größte Variabilität zeigt. Physiognomie und Hautfarbe ist bei den Karolinern sehr verschieden (Arago 2, 30), so daß Hale (71) sogar — offenbar übertrieben — behauptet, die Völkermischung Mikronesiens sei etwa der des römischen Reiches gleich! Auch von Polynesien wird eine ganz europäische Mannigfaltigkeit der äußeren Erscheinung vielfach erwähnt. Und in Betreff der Hautfarbe erzählt Mörenhout*) (2, 247—8 Note), daß sehr dunkle Paumotuaner so hell wie die Bewohner von Tahiti wurden, als sie auf jener kühleren, schattigeren und minder kärglichen Insel einige Zeit gelebt hatten. Umgekehrt erzählen Quoy und Gaimard (D'Urville a Zool. 26), daß Hawaier, welche gewaltsam nach Mikronesien geschleppt waren, dort so dunkel wurden, daß man sie kaum noch als zur braunen Race gehörig wieder erkannte. Auch an sehr dunkelfarbigen Individuen sind ferner die Stellen, welche vom Gewande stets bedeckt sind, weit heller als der übrige Leib und daher auch die Frauen, da wo sie reichlichere Gewänder tragen und mehr im Schatten leben, durchschnittlich lichter gefärbt als die Männer.

*) Man könnte freilich sich versucht fühlen, diesen Mittheilungen nicht ganz strengen Glauben zu schenken, da Mörenhout ebendaselbst versichert, daß er trotz eifrigstes Forschens nie auch nur ein kraushaariges Individuum auf den polynesischen Inseln gefunden habe. Indeß ist es vielleicht nur eine andere Auffassung des Begriffes kraushaarig (crépus), der ihn zu dieser allen übrigen Berichten widersprechenden Behauptung verleitet hat. Denn die kraushaarigen Polynesier sind niemals so crépus, wie die afrikanischen Neger, aber das sind die Melanesier ebensowenig.

Auffallend ist die Erscheinung, daß die Fürsten meist heller sind als das gemeine Volk und dies um so dunkler wird, je tiefer seine Stellung ist; wie man ja auch gerade hierdurch auf den Gedanken gekommen war, das gemeine Volk, die Sklaven gehörten einer anderen unterdrückten Raçe an. Allein einmal finden sich auch in den fürstlichen Familien solche dunkele Individuen (Gulick 178) und ferner bedenke man nur, daß jene Fürsten durch bequemes Leben, reichlichere Nahrung, bessere Kleidung und Wohnung u. s. w. außerordentlich vor dem Volke bevorzugt sind, welches bei geringer Nahrung so gut wie keinen Schutz gegen Sonne, Wind und Regen hat. Sind nicht bei uns Leute in denselben Verhältnissen gleichfalls dunkler gefärbt als andere? Daher wollte Hale (11) und Dieffenbach (2, 10) das Vorkommen dunklerer Menschen unter den Mikronesiern und Maoris nur aus diesem Grunde erklären und auch Ellis sagt (1, 81) nur, daß die Fischer, der ausgesetzteste Stand, der dunkelste sei. Hierzu stimmt auch die wichtige Erscheinung, daß die Paumotuaner auf ihren meist kleinen heißen, ungeschützten und so überaus kärglichen Inseln dunkler sind als die übrigen Polynesier und ebenso die Bewohner anderer kleinerer Inseln, z. B. von Nive (Virgin 2, 55) von Penhryn (Behm bei Petermann 1869, 185) und die More-ore auf den ziemlich baumlosen Warekauriinseln, welche den Neuseeländern nahe verwandt doch viel dunkler waren als sie (Travers bei Peterm. 1866, 62). Doch wird von anderen auch das Gegentheil berichtet, wie denn die Bewohner der Uniongruppe (Hale 11) und Tukopia (Wilson 410; D'Urville a V, 312) keineswegs sehr dunkel sind. Auch über die Mikronesier schwanken die Urtheile: während nach Meinicke (Zeitschr. n. F. 1863, Bd. 15, 396) die östlichen dunkler sind als die Hawaier, während auch Quoy und Gaimard (D'Urville a Zool. 26) die Bewohner von Satawal (Tucker, Karol.) für besonders dunkel halten wegen ihrer niederen heißen Inseln, sagt Gulick, der gerade im Osten Mikronesiens verweilt hat, daß die Mikronesier heller seien, als die Polynesier (416), womit die Abbildung bei Virgin 2, 102 und Hales Beschreibung (71) übereinstimmt. Die verschiedenen Urtheile mögen durch die Verschiedenheit der Bewohner verschiedener Gruppen hervorgerufen sein.

Die größere oder geringere Hitze scheint also nicht allein, auch nicht vorzugsweise dunklere Farbe hervorzurufen; Feuchtigkeit vielmehr und Nahrungsmangel, überhaupt ungesunderes und kärglicheres

Leben scheinen die Hauptursachen zu sein, zu welchen sich denn oft noch der Sonnenbrand hinzugesellt. So würde sich wohl auch die dunklere Farbe der Hawaier, der Neuseeländer erklären. Hombron (D'Urville b, Zool. 282) hat die Beobachtung gemacht, daß, wo Polynesier in einem sumpfigen Lande wohnen — z. B. auf den überschwemmten Stellen von Samoa — sie den Malaien gleich würden, welcher unbestimmte Ausdruck doch nur bedeuten kann, da er (278) die Polynesier „nur verschönerte Malaien" nennt, daß an sumpfigen Stellen der Wuchs zurückbleibt, das Aeußere verkümmert. Malaien, welche auf Bergen wohnen, bekommen nach ihm ein polynesisches Gepräge.

Mögen diese Einflüsse, über die wir durchaus noch nicht aufgeklärt sind, sein wie sie wollen, so darf man doch gewiß aus ihnen oder ähnlichem die dunkleren Bewohner verschiedener Inseln der Tahitigruppe (Ellis 1, 83) und die dunklen Stämme auf Neuseeland erklären. Bei der Abgeschlossenheit, in welcher diese Stämme und Insulaner lebten, war es eine Naturnothwendigkeit, daß, wenn durch irgend eine Veranlassung die dunkele Farbe unter ihnen aufkam, sie im Laufe der Generationen, welche stets auf demselben Raum verweilten, nur immer mehr Ueberhand nahm. Daß übrigens auch die malaiischen Stämme selbst vom Schwarz bis zu Hellgelb durch alle Farbennüancen schwanken, lehrt die erste Abtheilung dieses Bandes; gleiche Schwankungen nimmt Gulick (414) zur Erklärung der dunkleren Individuen in Mikronesien an; und ähnlicher Meinung sind die Gelehrten der Novara-Expedition. Gewiß mit Recht. Lag aber jene dunklere Farbe, jenes krause Haar im Kreis der Variationen, welche die Körperbeschaffenheit der Malaiopolynesier durchmachen kann, ohne in ihrem Wesen alterirt zu werden, so ist damit das Auftreten dunkler, kraushaariger Individuen in allen Theilen des Gebietes und inmitten lichter gefärbter Familien ganz vollständig erklärt. Bleibend konnte die dunkle Farbe im Allgemeinen nicht werden, da die betreffenden sich mit hellfarbigen Individuen ungehindert kreuzen konnten. Wo dies aber nicht der Fall war, wie in dunkleren Stämmen, oder wo die dunklere Farbe durch irgend welche äußeren Einflüsse begünstigt wurde, da breitete sie sich immer mehr und mehr aus. So erklärt es sich, daß uns ganze Inseln und Stämme mit schwärzerer Haut begegnen.

Nach allem Gesagten wird Niemand mehr eine schwarze Urbevöl-

kerung des stillen Oceans anzunehmen geneigt sein. Aber auch an spätere Mischungen ist außer auf Fidschi und der Ostküste Melanesiens, wohin die Polynesier in jüngerer Zeit manche Streifzüge unternommen haben, nicht zu denken. Die geringe Entfaltung melanesischer Schifffahrt verbietet die Annahme irgend welcher Negritoexpeditionen freiwilliger oder unfreiwilliger Art; die Mikronesier haben, so weit wir geschichtliche Rückschlüsse machen können, nie ihre Fahrten nach Melanesien gerichtet und hätten sie es auch, so würden sie dabei nicht anders als die Polynesier verfahren haben, welche die Küstenstrecke, die Insel, wo sie landeten (z. B. Futuna, Immer in Melanesien) nach Verdrängung der Eingeborenen mit denen sie sich nicht mischten für sich behielten, indem sie dort neue Wohnungen aufschlugen, nicht aber etwa mit Beute und Sclaven beladen — dies verbot schon die Kleinheit der polynesischen Schiffe — sich wieder nach Haus begaben. Also war auch hierdurch melanesischer Einfluß auf Polynesien nicht möglich, wenn auch an jenen neu eroberten Punkten sich manches melanesische Element unter den Eroberern erhalten mochte. — Auch was Hale (82) als Folge einer melanesischen Urbevölkerung in Mikronesien zu sehen glaubt, die strenge Scheidung der Stände in Ponapi u. dergl. ist allgemeine polynesische Sitte und keineswegs fremdem Einfluß zuzuschreiben.

Unser Resultat ist also, daß eine schwarze Urbevölkerung nirgend in Mikro- und Polynesien, melanesischer Einfluß aber nur da zu finden ist, wo beide Stämme in nächster Nähe an einander grenzen, also im Gebiet des Fidschiarchipels. Doch war hier die Einwirkung der Polynesier auf die Melanesier bei weitem bedeutender, als die der Melanesier auf jene. Einzelnheiten freilich in Körperbeschaffenheit und Lebenseinrichtungen, von welchen aus man hiergegen noch Einwände erheben kann und erhoben hat, werden wir noch an verschiedenen Stellen später besprechen, da sie hier minder verständlich sein und anderwärts uns fehlen würden.

So können wir denn jetzt zur Betrachtung jenes helleren Stammes der Südsee selbst übergehen. Er zerfällt in zwei große Abtheilungen, deren eine, welche bisher im Zusammenhang noch nicht erschöpfend geschildert ist, Mikronesien, deren andere das eigentliche Polynesien bewohnt. Wir beginnen mit

Mikronesien.

Die nördlichste hierher gehörige Gruppe sind die Marianen. Denn die Boninseln waren, als Beechey 1827 sie für England in Besitz nahm, trotz ihrer Fruchtbarkeit unbewohnt (Beechey II,, 576 f.) und ebenso fand sie Kittlitz (II, 165); doch 1830 haben sich Hawaier von Oahu im Verein mit einigen Europäern verschiedener Nationalität dort als Colonie niedergelassen (Journ. of the royal geogr. society, Bd. 24, 233). Die Marianen gehören gleichfalls hierher, jetzt aber fast nur noch geographisch, da nur noch die beiden südlichsten Inseln bewohnt sind, auf denen eine Mischbevölkerung von 4000 Seelen lebt, Spanier, Tagalen und vielleicht noch die letzten Reste der Urbevölkerung, welche indeß ganz zu Tagalen umgebildet sind (Chamisso 81). Früher aber war die Gruppe reichbevölkert, nach le Gobien (46) und Anson (463) hatten die drei Inseln Guam, Saypan und Tinian jede 30,000 Einwohner, und da die übrigen kleineren Inseln in demselben Verhältniß bevölkert waren, so muß man nach diesen Angaben die Gesammtziffer der Bevölkerung etwa auf 100- bis 120,000 Seelen ansetzen. Obwohl nun manche Berichte noch höhere Zahlen, bis zu 300,000, anführen, so sind doch auch andere wieder niedriger als die bei le Gobien. Nach den spanischen Archiven (Freycinet II, 327 f.) hatten die drei südlichen Inseln im Ganzen über 50,000 Einwohner, was nach Freycinet der die Zahl nach der Größe der Inseln theilt, für Guam 35,000, für Saypan 11,000. für Rota 8000 und für Tinian 7000 Seelen ergibt; die Gani-Inseln hatten 12,000 Einwohner, die ganze Gruppe nach diesen Berichten also 73,000, was auf jede einzelne Quadratmeile 1325 Seelen beträgt. Die geringeren Angaben bei Chamisso 79, der sich gleichfalls auf spanische Quellen stützt, beziehen sich wohl immer auf die südlichen Inseln und treffen dann, wenn man noch die Volkszahl der Gani-Inseln hinzufügt, mit Freycinets Zahlen zusammen, welche letztere durchaus nicht übertrieben erscheinen. Allein schon am Anfange des 18. Jahrhunderts waren die Eingebornen durch die spanische Eroberung, Christianisirung und Bedrückung fast ganz vernichtet. Auch die Ansiedlung, welche 1809 einige Engländer mit gewaltsam entführten Hawaiern auf Tinian und Saypan machen wollten, sowie eine friedliche Colonie von Amerikanern, Engländern und Sandwich-

insulanern, welche seit 1807 des Santelholzes wegen auf Agrigan bestand, haben die Spanier aufgehoben (Chamisso 82 f., Freycinet II. 223; 225).

Die erste wirklich von Völkern der gelben Race bewohnte Gruppe Mikronesiens sind heut zu Tage deshalb die Karolinen, 48 Gruppen mit 4—500 Inseln (Behm, Peterm. 1859, 190), von denen nur einige kleinere Gruppen nicht, hingegen die großen verhältnißmäßig stark bevölkert sind. Behm, der den bewohnbaren Flächenraum der ganzen Gruppe auf nur 17½ Quadratmeile und doch immer noch höher angibt als Dana oder Mertens, welcher letztere ihr Gebiet nicht größer schätzt als St. Petersburg (99), Behm setzt die Bewohnerzahl auf etwa 9000 an; Gulick dagegen, welcher die Palaus mit ihren 2000 Einwohnern sowie die Inseln Sonsorol, Wull, Anna, Merir und Tobi (Nevill, Lord North), mit zu den Karolinen zählt, gibt ihnen 21,680 Seelen, und da seine Nachrichten auf genauester Sachkenntniß und eigenem Augenschein beruhen, so ist ihm natürlich voller Glauben beizumessen. Unbewohnt sind nach ihm nur Ant (Frazer), Oraluk (Augustin, Bordelaise), Mokor, Pikelot, Pikela, Faiu und Faraulep. Auch die Pegangruppe (Freewill Carteret bei Schiller I, 388, David) gehört mit ihren drei Koralleninseln: Pegan, Orello und Onata (Carterets Karte), welche alle drei von einem großen Riff umschlossen sind, sowohl ihrer Struktur als auch ihrer Bevölkerung nach hierher; wenigstens zeigt diese letztere mit ihrer Kupferfarbe, ihrem langen schwarzen Haar, ihren guten Zähnen und der Reiselust der Einwohner, deren einer die Engländer auf ihrer Fahrt begleitete, durchaus nichts Melanesisches, und das eine Wort, parram, Eisen, welches Carteret (I, 388) aus ihrer Sprache anführt, finden wir auf den Karolinen wieder: auf Wolea heißt Eisen parang (Chamisso 61), auf Satawal paran.

Oestlich von den Karolinen stoßen wir auf 2 den Marianen etwa parallele, von Nord nach Süden streichende Inselreihen, die Ralik- und Ratakkette, oder, wie man beide mit einem Namen benennt, Marshalls Archipel. Ratak- und Ralikinsulaner haben fast dieselbe Sprache (Gulick 170; Chamisso 110; Vocabular von Mille Hale 432 f.; von Ebon, Turner 19 years Sprachtafel, von Ratak Cham. 55 f.), welche auch auf den westlich nach den Karolinen zu gelegenen isolirten Inselgruppen Eniwetok (Brown, 30 Einwohner, welche nach

Kittlitz 1, 350 sich auf der eigentlich unbewohnten Gruppe nur vorübergehend aufhielten) und Ujilong (Providence, Arrecife, 1000 Einwohner) gesprochen wird (Gulick 359 f.). Der gesammte Archipel, dessen beide Ketten aus je 15 Gruppen bestehen, hat gegen 11,000 Einwohner (Gulick 358 f.); unbewohnt ist in Ratak nur Kili (Hunter) und Ailinginae (Rimski Korsakoff), in Ratak Bikar Taongi und Erikub, denn die 5 Familien, welche Chamisso dort vorfand hielten sich zu Gulicks Zeiten nicht mehr dort auf (Gulick a. a. O.; Chamisso 109; 122). — Geographisch nah mit Marshalls Archipel verbunden, dessen südliche Fortsetzung er bildet, ist Gilberts Archipel, der gleichfalls, da Makin (Pitt) und Butaritari (Touching) zusammengehören, aus 15 Atolls besteht, aber viel reicher als Marshalls Archipel bevölkert ist. Die Einwohnerzahl beträgt nach Randalls genauen Forschungen, auf welche gestützt Gulick seine Angaben gemacht, an 50,000 Seelen. Sprachlich steht er zwischen Mikronesien und Polynesien (Gulick 411), wie denn auch starke Einwanderungen von Samoa aus stattgefunden haben (Gulick 414; Hale 190). — Zu ihm sind wohl noch zwei isolirte Inseln, welche in dem noch wenig durchforschten Theil des stillen Oceans südlich von den Karolinen liegen, zu rechnen: Banaba (Ocean) von Cheyne (74 f.) und Nawodo (Pleasant) von Rojas (176) und Cheyne (76 f.) genauer beschrieben. Simpson (naut. mag 1844 und daher bei Cheyne 79) stellt die Bewohner von Banaba ihrem Aeußeren nach denen von Ponapi gleich, wozu auch der gleiche Name beider Inseln stimmt. Allein nach anderen ist das Aeußere dieser Insulaner gleich den Bewohnern des Gilbertsarchipel, zu welchen sie auch sprachlich gehören, wie auch die Inseln in Flora und Fauna diesem Archipel gleich sind (Meinicke, Zeitschr. n. F. 15, 385); daher sie auch Gulick (358) zum Gilbertarchipel rechnet.

Sehen wir so im Osten des Gebietes zwei Sprachcentren, so bilden die Karolinen ein drittes, deren Sprache (Gulick 170) mit der von Ratak und Ralik nahe verwandt ist; daher wurden verschlagene Karoliner, wie Chamissos Freund Kadu von Wolie stammend auf Ratak vollkommen verstanden. So dürftig nun auch unsere Nachrichten über karolinische Sprachen sind, so können wir doch durch genauere Betrachtung derselben die Karolinen in verschiedene kleine sprachlich und also auch ethnologisch näher zusammenhörige Gruppen eintheilen, welche aufzustellen bei der großen Längenausdehnung des

Gebietes, die über 30° beträgt, nicht unwichtig ist. Schon Cantova (letters édif. XV. Sprengel Bd. 10) unterscheidet fünf „Provinzen“ der Karolinen; doch sind ihm die östlichen Inseln des Gebiets unbekannt. Seine westlichste Provinz (bei ihm die 5te) umfaßt die Palaus und diese stehen nach den Wortsammlungen bei Keate, Hockin und Cheyne allerdings selbständig genug da. Zunächst nach Nordosten folgt Eap, dessen Sprache (Chamisso Wortverz.*) wieder ganz für sich steht und nur noch auf der nächstgelegenen Gruppe Ngoli (Cham. 103) die von Eap aus bevölkert ist (Cheyne 141) geredet wird. Doch war ihnen ein Eingeborener der Palaus verständlich (Cheyne 146). Beide Gruppen, letztere unter dem Namen Lamoliork stellt auch Cantova zu einer abgeschlossenen Provinz, zur 4ten zusammen; wir zählen sie als 2ten Bezirk. Gleichfalls in nordöstlicher Richtung schließt sich Cantovas 3te Provinz an, die auch wir als 3ten Bezirk zählen; sie umfaßt Ulithi (bei Cantova Egoi oder Lumul-ulutu) und Fais, obwohl Cheyne die Sprache dieser letzteren Insel mit der von Eap zusammenstellt (140) und Kittlitz 2, 417 ihre Bewohner denen von Wolie gleich nennt, sowie die kleine Gruppe Sorol (Zaraol Cantova, Phillippsinseln Hunter 1791 p. 152), welche nach den sagenhaften einheimischen Berichten Kadus von Ulithi (Mogemug) aus bevölkert waren. Diese Gruppe, welche zu Chamissos Zeiten fast menschenleer war (Cham. 104), erwähnt Gulick gar nicht, wie er denn von den 48 Karolinengruppen (170) nur 43 (358 f.) mit Namen aufführt. Sprachproben haben wir so gut wie keine; doch beweisen die paar Worte schon, welche Chamisso aus der Sprache von Fais zu seinem Verzeichniß von Wolie hinzufügt, eine gewisse Selbstständigkeit wenigstens dieser Insel: und da zu Cantovas Bericht noch Kadus Ueberlieferungen hinzukommen, müssen wir diese 3te Provinz fürs erste gelten lassen. Möglich, daß genauere sprachliche Durchforschung dieses Gebietes etwas andere Resultate gibt. — Der geographischen Lage nach wird man geneigt sein, die kleinen westlichsten Inseln der Karolinen, Tobi, Merir, Anna, Sonsorol zu den Palaus zu stellen und also zu unserem ersten Bezirk zu rechnen. Allein

*) Auch Cheyne giebt ein solches von Eap, das zu Chamisso nur zum Theil stimmt. Vielleicht hat die Insel, welche nach Kadu (Cham. 103) in 46 Bezirke zerfiel, selbst verschiedene Mundarten. Doch ist Cheyne auch in seinen melanesischen Wörterverzeichnissen sehr ungenau.

Chamisso bemerkt ausdrücklich (104), daß alle diese Eilande sprachlich zu Cantovas zweiter Provinz gehören, welche die Gruppen Wolie Eauripik, Ifalik, Faraulep, Olimarao, Elato, Lamotrek, Satawal und einige kleinen Gruppen umfaßt und in welcher überall die Sprache von Wolie herrscht. Diese Angabe bestätigt sich nach unseren Wortverzeichnissen; denn was Pickering (nach Horaz Holden) und Hale von Tobiwörtern geben, stimmt ziemlich genau zu dem, was wir von dem Sprachschatz der Insel Satawal durch Gaimard (bei D'Urville a, Philol. 2, 182) und von dem der Insel Wolie durch Chamisso wissen, obwohl jede dieser Inseln wieder scharf begrenzte wunderliche Abweichungen zeigen. Es scheint also, daß z. B. Tobi seine Bewohner irgendwie aus jenen freilich etwas entlegenen Gegenden, wo wir die genannten Inseln finden, erhalten hat; daß diese Bewohner dann, in längeren Jahren der Isolirung, ihre Sprache mundartlich weiter bildeten. Auch die Pegangruppe rechnen wir, freilich nur auf jenes eine schon erwähnte Wort gestützt, hierher. Zählen wir diese Inseln als vierten Bezirk, so ist die Hauptinsel des fünften Truk, welches Cantova zu seiner ersten Provinz zählte und das nach Torres (Chamisso 100) eine eigene Sprache hat. Nach Cantova gehört auch Poloat und Suk hierher, während Kadu (Cham. 100) behauptet, auf letzteren beiden Inseln redete man die Sprache von Wolie. Da aber die wenigen Sprachproben von Poloat (Buluath) bei Chamisso sich von der Sprache von Wolie nicht unwesentlich unterscheiden, und da Kadu, wie wir gleich sehen, den Sprachbezirk von Wolie auch auf solche Inseln ausdehnt, welche ihm entschieden nicht angehören, so rechnen wir jene beiden Inseln zum fünften Bezirk, zu Truk, wohin gleichfalls Morileu, Namolipiafane, Faiu, Namonuito und Tamatam (Fanadik) gehören. Die weiter nach Osten gelegenen Karolinen hat Cantova nicht gekannt: Kadu aber behauptet (Cham. 100) daß die Inseln Savonnemusch und Nugor, die östlich von Truk liegen, jede eine eigene Sprache hätten; obwohl er selbst nie dort war. Mögen wir nun unter Nugor Nukuor oder Lukunor denken, jedenfalls werden wir in die Gegend der Mortlockinseln verwiesen und thun wohl nicht unrecht, sie als den Mittelpunkt eines sechsten Bezirkes hinzustellen, der dann also außer Lukunor (Mortlock) Sotoan, Etal, Nuguor und Namoluk umfaßt. Auch Kittlitz (2, 80) sagt, daß die Sprache dieser Inseln eine selbständige sei. — Die östlichsten Karolinen sind

noch übrig, welche wir zusammenfassen zum 7. Bezirk. Cantova kennt aus dieser Gegend nur den Namen Falupet, der so wie Kadus Fanopé (Cham. 100) gewiß nichts anderes ist als Ponapi (Banaba, Bornabi, Funopet, Puinipet). Letzteres, zu dem Ant, und einige andere Inselgruppen gehören, schließt sich nach Kittlitz in Beziehung auf Sprache und Sitte näher an Kusaie (2, 71) an, so daß wir auch diese Insel hierher ziehn, obwohl freilich das Wortverzeichniß, welches Cheyne von Ponapi gibt, so gut wie gar nicht zu dem von Kusaie stimmt. Aber Cheyne, der um Santelholz und Trepang für den chinesischen Markt zu holen diese Inseln besuchte, hatte nicht die wissenschaftliche Bildung, die ihn fähig machte, sprachliche Beobachtungen anzustellen; und deshalb folgen wir Kittlitz. Cheynes Buch, obwohl in mancher Beziehung sehr wichtig, will doch mit einer gewissen Vorsicht benutzt sein.

Alle diese verschiedenen Sprachen der Karolinen sind natürlich nur mehr oder minder verschiedene Dialekte, denn Kadu z. B. verkehrte mit Bewohnern von Truk (Chamisso 100), sang Lieder in der Sprache von Fais (ebds. 95) und nannte die von Ponapi, allerdings vielleicht ohne sie zu kennen, seiner heimathlichen Sprache gleich. Indeß sind die Sprachen des Marshallarchipel und der Gilbertinseln nicht weiter von den Karolinischen Sprachen unterschieden als unter sich, wie denn auch Kadu die Rataker verstand und von ihnen verstanden wurde. Auch Lütke 2, 350 sagt, daß von Lukunor bis Ulithi, also fast durch alle Karolinen, nur eine Stammsprache herrscht. Dabei aber ist es höchst merkwürdig, daß alle Wortsammlungen, welche wir aus Mikronesien haben, wenn sie sich nicht auf ein und denselben Dialect beziehen, wie z. B. Sprachproben von Mille und Ebon, die beide zum Marshallarchipel gehören, so weit auseinandergehen, daß ein Verständniß der verschiedenen Inselgruppen untereinander fast unmöglich scheint. Mag auch das viele Hin- und Herfahren der Eingeborenen von einer Insel zur anderen manches erklären, so scheint es doch, daß der Sprachschatz jedes einzelnen jener Dialekte viel größer ist, als es im gewöhnlichen Verkehr erscheint, wie auch wir Hochdeutsche ohne große Mühe plattdeutsche oder strenghochdeutsche Mundarten verstehen, ohne die dort gebräuchlichen Worte in unserer Verkehrsprache zu haben. Genauere Kenntniß der mikronesischen Sprachen, für die bis jetzt gar kein Material vorliegt, wird noch manche genauere Aufklärung bringen.

Auf Guaham verstand man die Karoliner nicht, da die Sprache der Marianer, die jetzt ausgestorben ist, mit dem Tagalischen nähere Verwandtschaft hatte (Chamisso 43 nach Fra Juan de la Concepcion; Strobach, einer der ersten Missionäre auf den Marianen, Sanvitores Zeitgenosse, neuer Weltbott I, 9; le Gob.; Müllerling. Th. der Nov. Reise 287). Uebrigens hatten die Marianen, ja wohl Guaham selbst (Freycinet II, 377), wieder verschiedene Mundarten, daher die Wortverzeichnisse bei Marsden (nach Hervas), Chamisso, Freycinet (I, 199 f. 261, 372 u. a.) Abweichungen haben, welche nicht auf verschiedener Wiedergabe eines und desselben Wortes beruhen.

Aus allem Vorstehenden ergeben sich nun für die ethnologischen Verhältnisse Mikronesiens folgende Resultate. — Die Mikronesier zerfallen in zwei große Stämme, in einen östlichen, welcher die Karolinen Ratak-, Ralik- und Gilbertinseln umfaßt, und in einen westlichen, der von den Bewohnern der Marianen gebildet wird. Letzterer ist höher entwickelt als ersterer, woran wohl außer der natürlichen Beschaffenheit seiner Wohnsitze auch die Nähe der Philippinen, vielleicht spätere Einwanderung Antheil hat. Beide Stämme aber muß man, den Uebereinstimmungen in Sitte, Glauben u. s. w. zu Folge von gemeinschaftlichem Ausgangspunkt gekommen denken, und zwar scheint die Gegend der Molukken das Thor gewesen zu sein, durch welches wie die Polynesier so auch die Mikronesier in den Ocean einströmten.

Zunächst breiteten sich die Einwanderer über die Karolinen und den Marshallarchipel aus, in welchem letzteren sie bei fast gänzlicher Abgeschiedenheit ihr ursprüngliches Wesen in größerer Einfachheit und Reinheit bewahrten. So haben sich hier manche Wortstämme erhalten, welche sich in anderen Gegenden, und nicht nur in Mikronesien sondern auch in Polynesien nur noch als Eigennamen finden. Es sind dies meist ganz allgemeine Begriffe, — lep — lib — lab — ib — pi groß, rek rik trek klein, muku luku Ort, Insel, fanan farau pona bana Land u. s. w., daher es ein Irrthum von Hale ist (82 Anm.), wenn er glaubt, man könne aus diesen Namen Aufschlüsse über die Wanderungen der ozeanischen Stämme entnehmen.

Der Gilbertarchipel ist später, und zwar von den Karolinen aus bevölkert, wenigstens nach den Ueberlieferungen der Eingebornen, welchen gänzlich zu mißtrauen wir keinen Grund haben. Hale (und ähnlich auch Wilkes) erzählt nämlich (187 f.) nach dem Bericht

eines Engländers Kirby, der drei Jahre auf Kuria gelebt hatte, eine Sage der Eingeborenen, nach welcher die ersten Ansiedler der Gilbertinseln in zwei Booten von Bánab gekommen seien, und zwar in Folge eines in ihrer Heimath wüthenden Bürgerkrieges. Dies Bánab lag, wie auf Makin ausdrücklich erzählt wurde (Hale 187), nach Nordwesten zu, und kann nichts anderes sein, als Ponapi, dessen Sprache, wie Hale (199) an einigen besonders schlagenden Fällen nachweist, sehr genaue Berührungen mit der Sprache der Gilbertinseln hat. Kurz aber nach der Niederlassung dieser Ansiedler von Bánab kamen, so heißt es weiter, gleichfalls in zwei Booten, Leute von Süden aus dem Lande Amoi, schöner, heller, mit anderer Sprache, als jene Einwandrer von Norden her, mit denen sie erst friedlich lebten, später aber wegen der Weiber in Streit geriethen, in welchem sie besiegt und erschlagen wurden. Die von Amoi hatten die Brodfrucht, die von Bánab den Taro mitgebracht. Dieselbe Ueberlieferung fand auch Gulick vor und erfuhr noch überdieß vom Capitän Randall, wohl dem genauesten Kenner des Gilbertarchipels, in welchem er sich mehrere Jahre aufgehalten, daß die Häuptlingsfamilie von Apamama vor vierzehn Generationen aus Tamoa gekommen sein will (Gulick 415). Da nun die Sprachen des Gilbertarchipels kein s haben, so ist jenes Amoi oder Tamoa wohl nichts anderes, als Samoa; und wirklich fand Hale (189) sehr viel Aehnlichkeiten zwischen der samoanischen Sprache und dem Tarawa. Wir haben also in den Gilbertinsulanern eine Mischung von Mikro- und Polynesiern die vor noch nicht allzulanger Zeit, d. h. aber doch vor mindestens 400 bis 500 Jahren, wenn wir die vierzehn Generationen wörtlich nehmen, wahrscheinlich aber noch früher entstand, da jene Zeitbestimmung nur der sagenhafte Ausdruck für einen großen und nicht mehr genau zu bestimmenden Zeitraum ist. So kann man sie, aber nur in diesem äußerlichen Sinne, als Bindeglied zwischen Mikro- und Polynesien ansehen, ähnlich wie die Fidschiinsulaner eine vermittelnde Stellung einnehmen zwischen Mela- und Polynesien. Aus dieser Mischung ist auch vielleicht die dunklere Farbe der Gilbertinsulaner zu erklären, da die Polynesier im Allgemeinen und namentlich die Samoaner dunkler sind als die Mikronesier; daher erklärt es sich auch wohl, wie Poulding bei Hale 88 dazu kommt, die Bewohner von Mili, also die Rataker, für eine von den Gilbertinsulanern verschiedene Raçe zu erklären.

So haben wir denn vier Centren mikronesischer Entwickelung zu betrachten. Zuerst die alten Marianer vor der Unterjochung durch Spanier; dann die Karoliner, die, wenn auch mannigfach getrennt, doch ziemlich auf gleicher Stufe stehen; drittens den Marshallarchipel, der durch seine größere Abgeschiedenheit ein eigenthümliches Gepräge bewahrt hat; und endlich die Gilbertinseln, wo die mikronesische Bevölkerung durch polynesische Einmischung eine andere Gestalt angenommen hat. Nun meint zwar Hale (71), eine allgemeingültige Schilderung Mikronesiens sei bei der großen Völkermischung des Gebietes unmöglich, auch Gulick hat die einzelnen Districte einzeln geschildert und eine alles umfassende wissenschaftliche Darstellung Mikronesiens existirt unseres Wissens noch nicht. Ueberhaupt ist dieser Theil Oceaniens bisher noch nicht zu seinem Recht gekommen. Wie die Quellen gerade über dies Gebiet auffallend spärlich fließen, wie es nautisch und geographisch zu den unbekanntesten des ganzen stillen Meeres gehört, so hat man auch ethnologisch Mikronesien immer nur als Anhang an Polynesien behandelt, obwohl seine Bevölkerung als selbstständiger Theil des großen malaiischen Stammes eine selbstständige Behandlung fordern kann und muß, wenn alle ihre Eigenheiten ins richtige Licht treten sollen. Wenn wir nun eine solche versuchen, so hoffen wir trotz unseres verhältnißmäßig geringen Materiales und trotz jener mannigfachen Verschiedenheiten, welche denn doch nur individuelle Aeußerungen derselben Anlage sind, ein Bild geben zu können, welches die wesentlichen Züge Mikronesiens widergibt; wir hoffen ferner auch das zu erreichen, was Hale S. 70 verlangt, nämlich durch genaue Betrachtung der Sprache, Naturanlage, Sitte, Ueberlieferung u. s. w. klareren Einblick zu erlangen über den Ursprung, das heißt denn doch über die ethnographische Stellung der Mikronesier.

Die Marianer nannten sich selbst nach Magelhaens Bericht (Pigaf.) Chamorri, welches Wort nach Freycinet 2, 276 nur durch einen Irrthum zum Eigennamen geworden sein soll: es sei wohl entstanden aus dem Ruf der seefahrenden Eingeborenen: ϑamo-ulin*) „brauch nicht mehr das Ruder." Doch schwankt Freycinet selbst und gibt 277 eine

*) Das ϑ ist nach Lepsius stand. alphab. gewählt zur Bezeichnung des tch, welches Freycinet, oder des tj, welches Chamisso (42) anwendet. Auch Hale schreibt ϑ.

andere Etymologie des Wortes aus spanisch chamorro „kurz geschoren." Allein beides ist falsch. Der Name bezeichnete nur die vornehmen Marianer, nur die, welche wirklich frei und selbständig waren, den Adel der Nation; und ebenso finden wir es wieder auf den Karolinen, wo z. B. tamōn, tamor oder tamol als Name der Vornehmen auf Wolie und einigen andern Inseln geläufig sind. Ganz dasselbe Wort treffen wir in Polynesien, zunächst auf der kleinen Insel Rotuma, von der sich bei Hale ein kurzes Vokabular findet. ϑamuri bezeichnet daselbst einen Mann von niederem Rang, einen Mann aus dem Volke. Das Wort ist zusammengesetzt aus rotum. ϑa Mann (bei Marsden ta), welches sich auch in den meisten übrigen malaiopolynesischen Sprachen findet, tagal. tavo, marian. tau-ta, in allen polynes. Dialecten ta-ne oder erweitert tangata, taata, kanaka u. s. w., und aus rot. mūri, welches Hale als nur in dieser Zusammensetzung vorkommend, welche gemeiner Mann, Mann der niederen Kaste, bedeutet, nicht weiter erklärt. Das mūri, karol. -mōr -mōn -mōl wird nicht verschieden sein vom polynes. maóri (Neuseel. Tahiti), maóni maoi (Samoa), moóni (Tonga), maolí (Hawaii), maoi (Nukuhiva, Mangareva), mari (Rarotonga) „wahr eingeboren ächt einzig nur" (Hale s. o.), welche Worte auch im Polynesischen den eingeborenen Namen des ganzen Stammes bilden, aber nie allein, sondern stets mit tangata verknüpft (Schirren 48 Note). So haben wir auch im marian. chamorri, chamoru nichts anderes zu sehen als ϑa-moru, den eingeborenen Mann, wie die karolinischen Formen und rotumanisch ϑa-múri dasselbe bezeichnet. Da nun der Adel dieser Länder die allein freien, die allein wahren Menschen waren, so kann es nicht wundern, wenn man ihn vorzugsweise ϑa-moru eingeboren, autochthon, nannte und so beschränkte sich in Mikronesien dieser Name, welcher eigentlich dem ganzen Volke gehörte, auf die Vornehmen. In Polynesien erhielt er sich entweder fürs ganze Volk, oder wurde, wie in Rotuma, auf den niederen Stand eingeschränkt. Auf keinen Fall aber dürfen wir annehmen, daß durch diese Bezeichnung irgend wie die Annahme einer melanesischen Einwanderung oder Urbevölkerung unterstützt werde; ϑamuri, tangata maori heißt Autochthone, Einheimischer, wie ähnliche Namen auch bei europäischen Völkern geläufig sind und wird, wenn es zum Unterschied von andern Völkern angewandt wird, höchstens nur im Gegensatz zu den gleichfalls polynesischen Bewohnern des

übrigen Archipels gebraucht; jeder betrachtete sich auf seiner Insel als ursprünglich zu Haus. Sicher gehört auch der Name der More-ore, der Bewohner der Warekauriinseln, so wie noch manches einzelne mikronesische hierher, dessen weitere Verfolgung uns zu weit führen würde.

Diese Chamorris nun hatten nach Garcia de Loaisa, welcher die Inseln 1526 besuchte, langes Haar und vollen Bart (Navarrete V, 49). Das Haar war schwarz und schlicht und fiel den Weibern bis auf den Gürtel (Pigaf. 60). Daß sie den Bisayas sehr ähnlich gesehen sagt Fra Juan de la Conception bei Chamisso 43 und hierzu stimmt auch Pigafettas Angabe, der die Marianer ganz wie die Tagalen schildert, olivenbraun die Männer, die Weiber lichter, auch zierlicher und schlanker als die großen und starken, aber wohl proportionirten und schönen Männer (60, 70). Bei der Geburt (Pig. 70) waren die Kinder weiß, wie dies bei farbigen Völkern immer der Fall ist. Auch der Jesuit le Gobien, der sein 1701 erschienenes Buch nach den Memoiren der auf den Marianen seit 20 Jahren wirkenden Missionäre, nach Briefen von ihnen und offiziellen Misionsberichten schrieb und der zwar deshalb mit Vorsicht benutzt werden muß, aber dennoch für vieles unsere Hauptquelle ist, auch le Gobien schildert (45 f.) die Marianer den Tagalen an Gesichtszügen, Sprache und Farbe ganz gleich, nur daß sie etwas heller seien als die letzteren, auch er nennt sie groß und schön gewachsen und größer und kräftiger als die meisten Europäer. Die Insel Rota war namentlich durch die Schönheit ihrer Einwohner berühmt (Freycinet 2, 227). Trotz dieses hohen, ja wie Careri (1695) sagt riesenhaften und derben Wuchses, trotz einer Neigung zum Fettwerden (Noort 1599; allg. Hist. d. Reisen XI, 368) — namentlich der Bauch war dick und trat oft stark hervor (Freyc. a. a. O. le Gobien 47), eine Erscheinung, welche wohl in der meist vegetabilischen Nahrung der Insulaner ihren Grund hatte — waren sie körperlich geschickt, leicht beweglich und oft von erstaunlicher Muskelkraft (Careri 5, 298). Wie alle Polynesier zeichneten sie sich aus als tüchtige Schwimmer und Taucher; doch waren sie als Fußgänger nicht minder kräftig. Diese Vorzüge der körperlichen Bildung gehörten indeß vorzüglich dem Adel an; das geringe Volk war schwächer, kleiner, minder schön (Freycin. 2, 277).

Finden wir in dieser Beschreibung mancherlei, wodurch die

Marianer den Tagalen nahe rücken, so gehören sie doch auch schon dem Aeußeren nach näher zu den Polynesiern; ja Dampier (Crawfurd a 268) nennt sie den Bewohnern der Philippinen wenig ähnlich. Letztere haben meist platte, die Marianer ziemlich hohe Nasen. Doch ist nicht zu läugnen, daß sie den Völkern Malaisiens von allen Oceaniern am nächsten stehen; sie nehmen eine vermittelnde Stellung zwischen beiden ein, trotzdem sie den östlichen Völkern näher angehören.

Auch heute noch, obgleich die alte Bevölkerung zum Theil vernichtet, zum Theil so stark mit Tagalen und anderen Malaiopolynesiern versetzt ist, daß sie mit ihrer Sprache jegliche alte nationale Eigenthümlichkeit verloren zu haben scheint, nehmen die Bewohner der Marianen eine vermittelnde Stellung ein zwischen den Malaien und den Polynesiern (Virgin 2, 113). Während nun Kittlitz (2, 138) in ihrer Nationalphysiognomie nur den allgemein malaiischen Grundtypus als feststehend erkannte, nennt sie Gulick den Bewohnern der westlichen Karolinen ähnlich (N. M. 171). Diese Aehnlichkeit kann indeß nicht auf der Einwanderung oder dem Verkehr dieser Karoliner mit den Marianen beruhen; denn wenn auch beides stattgefunden hat (Freycin. 2, 277) und stattfindet, so ist es doch viel zu geringfügig, als daß es die Physiognomie der Bevölkerung hätte umändern können. Uebrigens ist dieselbe heut zu Tage häßlich genug: schlichtes schwarzes Haar, grobe Backenknochen, dicke Lippen und Nasenflügel, plumpe und zu kurze Beine, dicke Gliedmaßen und sehr dunkle Haut schreiben ihnen Quoy und Gaimard (D'Urville a Zoologie 28) und Virgin zu, welcher die Weiber ganz besonders häßlich nennt. Häufig ist (nach Quoy und Gaimard) ihr innerer Augenwinkel schief gezogen, jedoch ohne daß die Lider wie bei den Chinesen angeschwollen sind. Dasselbe berichtet le Gobien (45) von den alten Marianen und wenn er eine Einmischung von Japan aus für nicht unmöglich hält, so muß zugestanden werden, daß Japanesen allerdings nicht allzu selten sei es freiwillig sei es von Stürmen verschlagen nach den Marianen gekommen sind; allein man darf auch ihren Einfluß wohl kaum für so mächtig halten, daß er die physische Natur des Volkes umgeändert habe; und dazu kommt, daß schiefe Augen auch sonst in Mikro- und Polynesien, aber auch bei anderen Völkern gar nicht so selten erwähnt werden.

Schwieriger ist es, sich von den Bewohnern der Karolinen ein

Gesammtbild zu machen, da die einzelnen Gegenden dieses ausgedehnten Gebietes mannigfach von einander abweichen. Mertens der mit Lütke und Kittlitz reiste, schildert (recueil des actes de l'acad. de St. Petersbourg 1829, 109) die Karoliner im allgemeinen als mittelgroß und darüber, eher hager als fett, mit hoher fliehender Stirn, eingedrückten Schläfen, schön geschnittenen Augen mit guten Brauen, platter, im ganzen jedoch wohlgebauter Nase, ziemlich großem Mund, dicken Lippen, wenig hervorstehenden Backenknochen, vorstehendem Kinn und nur bisweilen starkem Bart. Sie sind etwas minder schlank und nicht so zierlich gewachsen als die Polynesier im engeren Sinne, meist auch dunkler als diese, kastanien- oder olivenbraun, was Quoy und Gaimard (D'Urville Zoolog. a, 26) durch das heiße Klima ihrer Inseln und deren geringere Erhebung über den Ocean verursacht glauben. Darin aber sind sie wieder ganz den Polynesiern ähnlich, daß auch bei ihnen die Vornehmen größer und schöner sind als das Volk, welches Lesson geradezu häßlich und unter mittelgroß nennt. Specialisiren wir nun dies allgemeine Bild. Padilla (1710; Coreal voy. 2, 293; Gomara 300; Clain im 15. Bd. der lettres édif.) nennt die Bewohner der westlichsten Karolinen olivenbraun oder noch dunkler und fast kraushaarig. Die Bewohner der Palaus sind dunkel kupferbraun, mittelgroß, gut gewachsen, von tüchtiger Musculatur; sie haben langes schwarzes Haar, aber nur selten vollen Bart, da sie die keimenden Barthaare sofort mit der Wurzel ausrupfen (Keate 36). Ihre Augen sind seltsam röthlich, wie mit Blut unterlaufen (Pickering 219) und häufig schief (Roquemaurel bei d'Urville b, V, 342). Krause Haare, starke Bärte, hellere oder auch sehr dunkele Farbe (Clain bei Sprengel 10, 206) finden sich in jenen Gegenden gleichfalls (Cantova 1722, bei Sprengel 10 214), so z. B. sind die Bewohner der kleinen Insel Tobi licht kupferfarbig, nicht dunkler, wie die Spanier von Manila, während sie sonst mit ihren breiten platten Nasen, den starken Backenknochen ganz den Bewohnern der Palaus gleichen, nur daß sie bessere Zähne haben, da sie keinen Betel kauen wie jene. Körper- und Barthaare reißen sie aus und zwangen auch die gefangenen Engländer ein gleiches zu thun (Horaz Holden bei Pickering 224. 230). Auch die Bewohner von Pegan, welche Meares 1, 126 den Sandwichinsulanern ähnlich fand, zeichneten sich, als sie Carteret (1, 388) entdeckte, durch

schöne Zähne und angenehme Gesichtszüge aus; sie waren stark, behend und hurtig. Die Bewohner von Cap sind von lichter, hellkupferfarbiger Haut, schön gewachsen und kraushaarig; manche Weiber sind ganz besonders hell und hübsch (D'Urville a, V 391; Roquemaurel bei dems. b, V, 341; Cheyne 143—4). Zwar gibt es auf der Insel, wenigstens nach Kadu's Bericht bei Chamisso 126 einen District mit auffallend kleinem Menschenschlag; allein da sich in demselben auch ganz besonders viele und auffallende Mißgeburten, welche sonst im ganzen Gebiete selten sind, finden, so haben wir es sicherlich hier nur mit einer ungesunden Gegend zu thun und nicht an stammfremde Elemente zu denken. Während die Eingeborenen von Ulithi (Lütke 2, 310) sich durch aufgestülpte Nasen und dicke Lippen in etwas von dem allgemeinen Typus der Karolinen entfernen, dem sie in allen übrigen Stücken gleichkommen (Kittlitz 2, 417), repräsentiren die Bewohner der Centralgegenden des Archipels, die von Wolie, Satawal, Tamatam u. s. w., welche von angenehmen Gesichtszügen, hoher Stirn, theils schlicht, theils kraushaarig und olivenschwarz bis kupferroth sind (Freycinet 2, 93), diesen Typus ohne hervorstechende Abweichungen. Dagegen haben die Eingeborenen von Truk eine kleine, bisweilen runde Stirn, schiefe Augen, plattes Gesicht mit wenig vorspringender Nase (Desgraz bei D'Urville b, V, 312), die auch, bei dünneren Lippen, minder breit ist; ihr Haar ist meist schlicht (Lütke 2, 95). Die Bewohner von Lukunor sind kastanienbraun, mittelgroß, aber stark; sie haben ein plattes Gesicht und eine an der Wurzel eingedrückte, an den Flügeln aufgeworfene Nase, einen dünnen, bisweilen aber langen Bart (Lütke 2, 66). Die Senjawininsulaner (die kleinen Inseln um Ponapi) sind nach Lütke (2, 25) papuaähnlicher; er schreibt ihnen eine platte und breite Nase, breites Gesicht, dicke Lippen, große vorstehende Augen und eine kastanien- oder olivenbraune Farbe zu. Doch sind sie heller als die Kusaier, denen die Bewohner von Etal, Lukunor und Sotoan ähnlich sehen (Kittlitz 2, 70) und manche haben langes lockiges Haar (eb.), so daß auch hier an wirklich melanesische Elemente nicht zu denken ist. — Sehr viel reichlicher fließen die Quellen über die beiden Inseln der Karolinen, welche am häufigsten besucht werden, über Ponapi und Kusaie. Die Bevölkerung der ersten Insel ist nach Rojas 184 kupferbraun, die Weiber jedoch viel heller, oft von kaukasischer Physiognomie; indeß

sah Rojas einen Häuptling, der mit seiner ganzen Familie chinesisch aussah, welches Aussehen wohl nur durch schiefstehende Augen hervorgerufen wurde, wie sie auch Virgin daselbst beobachtete (2, 101). Auch Gulick (177 f.) hebt ihr Aeußeres hervor, nicht selten findet man bei ihnen eine hohe Stirn, die meist gut entwickelt, nicht zurückflieht, zartgezeichnete Augenbrauen, lange schlanke Adlernase, dünne feingeschnittene Lippen und ein wohlgeformtes Kinn. Die Augen sind schwarz und durchdringend, die Haare pechschwarz und leicht gekräuselt, bisweilen sehr kraus. Ihr Gesicht ist oft nur wenig breiter als das der Europäer, die Ohren klein, die Zähne vollkommen gut. Die Mehrzahl allerdings hat, wie auch Gulick angibt, niedrigere und plumpere Nasen, als die Europäer, dicke Lippen und breiten Mund (Novara 2, 416). Ihre Figur ist nur mittelgroß (5′ 8″ ist Durchschnittsmaß für die Männer, Novara a. a. O.), da sie verhältnißmäßig kurze Beine haben. Gulick nennt sie kupfer- bis olivenbraun, Virgin (2, 101) dunkelrothbraun, wie die Bewohner von Nive. Allein der letzteren Behauptung widersprechen die Abbildungen bei Virgin selbst, welche den Ponapiten bedeutend heller als die Eingeborenen von Nive und nur gelbbraun darstellen. Die Häuptlinge sind, weil sie mehr Schutz vor Wetter u. dergl., so wie überhaupt ein besseres Leben haben, im Allgemeinen von hellerer Farbe als das Volk (Novara 2, 416). Auf ihre Schönheit sind diese Insulaner stolz und nach Gulick, der doch sonst ein strenges Urtheil hat, mit Recht, ihre Weiber sind oft von überraschender Anmuth und ihre Kinder bisweilen äußerst reizend. Ebenfalls ziemlich hellgefärbt sind die Bewohner von Pingelap und Mokil (Cheyne 92 f.), so wie die Kusaier, obwohl es auch unter ihnen dunklere Individuen mit gröberem Haare gibt. Kittlitz nennt sie geradezu dunkel kupferbraun (1, 351), welches wohl etwas zu allgemein behauptet ist. Denn sonst ist das Haar zart, der Wuchs klein und zierlich, auch hier die Augen leicht schiefstehend, wie eingesunken (Gulick 238) und die Weiber besonders hell (Lütke 1, 352) und trotz ihrer stets hängenden spitzen Brüste nicht ohne Anmuth, klein, mit schwarzen Augen, sehr guten Zähnen und minder dicken Lippen als die Männer (Kittlitz 2, 3). Doch ist, trotz ihrer Kleinheit und Magerkeit und trotz einer fast unglaublichen Biegsamkeit der Glieder ihre Muskelkraft bedeutend (eb. 354). Ihr Bart ist dünn und wird meist ausgerissen.

Kittlitz sowohl (2, 10) wie Virgin (a. a. O.) stellen diese Mikronesier zwischen Polynesier nnd Malaien, und gewiß mit Recht; und gewiß mit Recht weist der Erstere Lesson's Ansicht einer mongolischen Einmischung als vollkommen grundlos zurück. Nachdem wir aber so die einzelnen Inseln durchwandert haben, werden wir wohl Arago beistimmen müssen, wenn er (2, 30) sagt, daß Physiognomie und Hautfarbe auf den Karolinen sehr verschieden sei; wir werden ferner Hales schon vorhin erwähnten Ausspruch, in Mikronesien herrsche eine Völkerverschiedenheit wie im römischen Reich, zwar seiner Veranlassung nach begreifen, zugleich aber auch auf sein richtiges Maß zurückführen können.

Saavedra (1526 und 1529) war wohl der erste Europäer, wenigstens von dem wir Kunde haben, welcher den Marshallarchipel besuchte; ihm folgte Juan Gaetan 1542. Saavedra schildert die Bewohner seiner Inseln der Könige (1526), der Bärtigen (1529) oder der Gemalten (los Pintados), der heutigen Ralikkette (Gulick 298), als dunkelfarbig, mit starken Bärten, von wilder Gemüthsart, die der Garteninseln, welchen Namen Gaetan gab, des heutigen Ratak als hell und freundlich. Chamisso dagegen (87) und ebenso Gulick (302), welche in neuerer und neuester Zeit am genauesten und zuverlässigsten über diese Inseln berichtet haben, nennen Beide die Bewohner beider Inselreihen dunkler als die Karoliner, so daß wir sie zu den dunkelsten Bewohnern der Südsee zu zählen haben. Das Haar ist schwarz, schlicht, hinten in einen Knoten gebunden, bei Kindern dagegen frei hängend und lockig; die Bärte sind lang, aber nicht dicht. Ihr Wuchs ist hager, und ihre Farbe erscheint in der Ferne durch sehr reichliches Tattuiren fast schwarz (Kotzebue 2, 46. 39), Die Stirn ist hoch gewölbt, die Nase gebogen, die Augen, welche nach Meinicke (Zeitschr. f. allg. Erdk. n. F. 10. B. 396) bisweilen schwarz sind, nennt Kotzebue braun. Ihre Knochen sind fein, Hände und Füße klein und zierlich (Kotzebue 2, 61), und auch Chamisso schildert sie als nicht groß, nicht stark, aber bis auf die Zähne wohlgebildet, welche wegen der süßen Pandanusfrüchte, die sie fortwährend genießen, früh schlecht werden. Durch Größe, Stärke und Schönheit zeichnen sich vor allen übrigen Natakern die Bewohner von Likieb nach Kotzebue 2, 123 aus, vielleicht in Folge reichlicherer Fischnahrung, während man auf den übrigen Inseln

meiſt nur kärgliche Pflanzennahrung genießt. — Die Bewohner von Mili, ganz im Süden der Ratakkette, ſind ziemlich hell gefärbt — ob auch Saavedra von einer ſolchen lichteren Inſel ſpricht? — mittelgroß, gut gewachſen, nur ſelten mit dicken Lippen und breiten Naſen und ſchöner als ihre ſüdlichen Nachbaren, die Gilbertinſulaner.

Dieſe letzteren ſchildern ihre Entdecker, Marſhall und Gilbert (1788), als fett und wohlgenährt, ſchön, ſtark und gutgewachſen, kupferfarbig mit langem ſchwarzem Haar, ſchwarzen Augen und guten Zähnen (Marſhall 183. 186. 201). Die Farbe wechſelt, einige Inſeln, z. B. Makin (Hale 94), ſind heller, andere wieder dunkler, wie das von Hale beſuchte Tapiteouwea. Wenn aber Hale (93) auch hier wie auf Ponapi eine melaneſiſche Urbevölkerung annimmt, ſo kann er dafür nicht einmal die Scheidung der Stände anführen; denn dieſe herrſcht auf Tapiteouwea wenig und iſt z. B. auf Makin, welches doch durchgehend hellere Bewohner hat, viel ſtärker. Meiſt ſind die Gilbertinſulaner dunkler als die eigentlichen Polyneſier, während aber nach Leſſon die Farbe der Mikroneſier von hier aus nach Weſten zu immer dunkler wird, behauptet Gulick, der entſchieden die genaueſte Kenntniß dieſes Gebiets beſitzt, daß dieſe Menſchen dunkler ſeien, als alle weſtlichen Mikroneſier (410), welche Farbe Meinicke für die Folge der tropiſchen Sonne und des ſtärkeren Einfluſſes der Luft erklärt. Auch Gulick ſagt, daß die Gilbertinſulaner größer, plumper und corpulenter (letzteres wie in Polyneſien namentlich die Häuptlinge) ſeien, als alle anderen Mikroneſier, und Hale (94) ſah auf Makin einen Menſchen von ſo unbehülflicher Dicke und ſo coloſſalem Wuchſe, daß man bei der Beſchreibung deſſelben an den Wuchs der hawaiiſchen Fürſten erinnert wird. Nach Süden zu nimmt in der Gruppe die Zierlichkeit des Wuchſes immer mehr ab (Gulick 410): zum deutlichen Beweis, daß dieſe ſtärkere Corpulenz eine Folge jener polyneſiſchen Einwanderung iſt, von der wir oben ſprachen. Die Haare waren auch hier ſchwarz glänzend, leicht gekräuſelt oder ringellockig; ihre ſchwarzen Bärte, die einige nur auf der Oberlippe, einige nur ganz ſchmal am Kinn (wie es Leſſon auch auf den Karolinen fand), andere ungeſchoren trugen (Byron 1, 110), ſind ziemlich voll. Backenknochen und Kinn ſtehen vor, auch die Naſe iſt vorſpringend, adlerförmig, oft aber unten etwas dick; der Mund iſt groß, die Lippen

voll (Hale, Gulick) — also auch hier tritt uns der gewöhnliche Typus Mikronesiens entgegen. Wollen wir schließlich noch ein paar Worte von jenen einzeln gelegenen Inseln Nawodo und Banaba sagen, so fand Michelewa y Rojas (176) die Bewohner der ersteren schöner als alle anderen Polynesier, mit starkem Bart und kurzgeschnittenem Haar. In letzterem unterscheiden sie sich von den Bewohnern von Banaba, welche bartlos sein sollen (Simpson bei Cheyne 77 f.). Sicher steht sich die Bevölkerung beider Inseln sehr nahe; sie sind hellkupferfarbig, mit wohlgeformten Gesichtern (namentlich sind die Weiber hübsch) und schwarzem krausen Haar Cheyne 76). Nach Cheyne (79) gleichen sie ganz den Ponapiten, während Meinicke (a. a. O. 384) sie ganz zu den Gilbertinsulanern rechnet: sie werden wohl beiden gleichen, indem sie den mikronesischen Typus bei ihrer Abgeschiedenheit ziemlich rein bewahrt haben.

Die hohe Stirn der Mikronesier wird überall erwähnt, so in Beziehung auf Ratak von Kotzebue (2, 39), auf den Gilbertarchipel von Gulick (411), für die centralen und westlichen Karolinen von Freycinet (2, 93), für Kusaie, Ponapi und den Osten von Mertens (recueil des act. de l'acad. de St. Petersb. 1829, 109), welcher letztere die Stirn zurückfliehend und an den Schläfen zusammengedrückt nennt. Dies stimmt überein mit dem was Welcker (Archiv für Anthropol. 1. H., S. 152, 1866) und Davis (anthrop. review 4, 48 ebendaher), über die Schädelform der Bewohner des stillen Oceans gelehrt haben. Davis stellt nämlich, ausgehend von der eigenthümlichen Form des karolinischen Schädels, der bei großer Länge und Schmalheit eine auffallende Höhe besitzt und durch starke Seiten- und Scheitelhöcker ausgezeichnet ist, die Völker, welche eine solche Bildung zeigen, zu einer eigenen ethnographischen Gruppe zusammen, da sich diese Schädelform auch sonst im stillen Ocean findet, z. B. bei den Hawaiern, die einen von einer tiefen Furche umzogenen stark abstehenden zitzenförmigen Scheitelhöcker zeigen, bei den Papuas, allen Malaien u. s. w. (Welcker a. a. O. 133). Welcker, welcher sehr richtig nicht die einseitige Hervorhebung von Höhe oder Breite, sondern das Verhältniß zwischen beiden als die Hauptsache bei Schädelmessungen hinstellt, auf die man systematisirend fußen könne, Welcker entwirft nach diesem System, welches die Eigenthümlichkeiten der Schädel gewiß sehr richtig wiedergiebt, fünf Hauptklassen der Menschheit, deren

erste und zweite, die hypsistenocephali, die schmalen Hochköpfe und die brachystenocephali, die breiten Hochköpfe, wie sie näher miteinander verwandt sind, auch alle die Völker umfassen, die uns hier näher beschäftigen. Die Höhe wiegt bei beiden vor und nur bei den Maduresen und den Makassaren steht sie mit der Breite gleich, ist aber auch bei diesen im Verhältniß zu anderen Völkern auffallend groß. Es ist von Wichtigkeit für uns, zu sehen, daß alle Völker von Malakka bis zur Osterinsel und von Hawaii bis zur Westküste von Neuholland, also Malaien, Mikro-, Poly-, Melanesier und Australneger gleiche oder doch verwandte Schädelbildung zeigen: denn wollen wir diese Völker alle als einen großen Zweig der Menschheit betrachten, so kann wenigstens von Seiten der Kraniologie nichts dagegen eingewandt werden. Man sieht nach allem diesen nicht ab, wie Quatrefages in dem schon vorhin erwähnten Aufsatz in der revue des deux mondes (histoire naturelle de l'homme Februar 1864, 522 f.) behaupten kann, daß die Polynesier in ihrem Schädelbau alle Eigenthümlichkeiten der „drei großen Racen" gemischt hätten, wenn nicht Quatrefages zu dieser Behauptung erst in Folge seiner Ansicht, die Malaien seien aus den 3 großen Racen Südasiens, der weißen, schwarzen und braunen gemischt, entstanden ist — welche Erkenntniß indeß, wie er selbst 527 bemerkt, „den meisten Anthropologen bis jetzt entgangen ist". Entgangen nun wohl nicht: denn wie oft ist sie in den verschiedensten Reisewerken ausgesprochen. Aber mit Recht hat sie nirgends Billigung gefunden, da sie bei wissenschaftlich genauer Betrachtung der Natur und Geschichte des Stammes sich als falsch erweist.

Auch darf man nicht aus der verschiedenfachen Gestaltung des polynesischen Schädels, wie v. Baer (a, 68) will, auf eine Einmischung von melanesischem Blut schließen: denn die vorhin aufgezählten Schwierigkeiten, die sich gegen diese Annahme erheben, entkräftet eine kraniologische Aehnlichkeit nicht und andererseits erklärt sich die Aehnlichkeit des Papua- und Australnegerschädels mit dem polynesischen und malaiischen — denn auch letztere ist vorhanden — viel leichter, wenn wir diese Völker für einen freilich schon lange abgetrennten aber verwandten Stamm halten.

Der Gesundheitszustand des ganzen Gebietes war bei der ersten Bekanntschaft mit den Europäern vortrefflich. Auf den Marianen

gab es nur wenige Krankheiten (le Gobien 47) und die Lebensdauer war oft eine sehr lange, wie denn der Pater Sanvitores im ersten Jahr seiner Ankunft (1668) 26 Männer taufte, welche alle über 100 Jahr alt gewesen sein sollen (le Gob. 47). Hautkrankheiten kamen indeß vor (eb. 231) und die schlimmste Form des Aussatzes, das Lazarusübel, welches Arago, und auch dieser trotz Virgins Behauptung (2, 115) wohl kaum übertrieben und Freycinet (2, 283) so fürchterlich geschildert haben, sah schon van Noort, als er 1599 die Ladronen besuchte, an mehreren Individuen. Den Gesundheitszustand der Ratakinseln und der Karolinen rühmen Kotzebue (2, 62 f. 92 f.) und Chamisso (114) sehr, indem sie sich namentlich über die geistige Frische und Regsamkeit der Greise, die auch hier nicht selten ein außerordentlich hohes Alter erreichen, freuen. Auch sind nach Chamisso (114) Hautkrankheiten auf Ratak nicht zu Hause, die sich aber bei der sonst gesunden Bevölkerung der Karolinen nicht selten fanden, so namentlich eine Art Ichthyosis und Aussatz (Kittlitz 2, 11, 396; Virgin 2, 103). Aehnliches berichtet Keate 150 f. von den Palaus, D'Urville von Truk, Cheyne von Ponapi (106) wo namentlich die Kinder bis zum 5ten Jahre von sehr bösen schwärenden Blattern heimgesucht sind (122). Obwohl nun diese Uebel jedes Alter und Geschlecht anfallen und bisweilen sehr schmerzhaft sind, so thun die Eingeborenen vollkommen apathisch in den meisten Fällen nichts dagegen, da sie doch ein Mittel kennen, wodurch die Krankheiten im Beginn zu heben sind, und sich auch sonst wohl manches dagegen thun ließe. Denn ein Knabe, der über und über von einem schuppigen Aussatz bedeckt war, verlor denselben gleich, als Cheyne ihn zu sich aufs Schiff nahm und er dort nur gesalzene Nahrung genoß (106). Krüppelhafte Mißbildungen sind sehr selten, werden aber doch einzeln von den einzelnen Inseln Mikronesiens erwähnt und namentlich war nach Kadu's Angaben, der lange auf dieser Insel lebte, Eap reich daran. Taubstumme, deren Chamisso auf Ratak einen sah, sind auf Eap häufig (Cham. 126). Auch Albinos, welche in Polynesien nicht selten erwähnt werden, finden sich ab und zu in Mikronesien.

Der jetzige Zustand aber ist anders, als jener alte, denn durch die Berührung mit den Europäern sind eine Menge Krankheiten eingeführt, welche sehr verheerend gewirkt haben. Auszehrung, welche

übrigens schon früher in einzelnen Fällen vorkam, ist jetzt häufig in Ponapi, welches 1843 durch eine Dysenterie, 1845 durch Influenza (Cheyne 122), 1854 durch die Blattern (Novara 2, 395) aufs furchtbarste verwüstet worden ist. Von Ebon wird aus 1858—9 von Gulick ähnliches berichtet. Nach dem Gilbert- und Marshallarchipel ist die Syphilis durch Seeleute eingeschleppt (Meinicke a. a. O. 398) und ebenso sind Kusaie und Ponapi durch die Waler heruntergekommen (Gulick 245). Am schlimmsten auch in dieser Hinsicht ist es den Marianen gegangen, deren Einwohner schon während der Unterjochung durch die Spanier, noch viel mehr aber im Anfang des 18ten Jahrhunderts von furchtbaren Seuchen aufgerieben sind (le Gob. 140, 376; Freycinet 2, 281 f.). Nach Freycinet a. a. O. ist allerdings die Syphilis daselbst sehr selten; dagegen hat der Aussatz in seinen fürchterlichsten Gestalten sehr überhand genommen und mit ihm die Indolenz der Bewohner.

Ueber die gegenwärtige Kopfzahl der mikronesischen Bevölkerung haben wir genaue Angaben bei Gulick (170), welcher für die 15 Korallengruppen des Gilbertarchipels 40—50000 Seelen angibt — und doch ist diese erstaunliche Zahl noch eher zu niedrig als zu hoch, denn der Kapitän Randall, dessen wir schon mehrfach als des genauesten Kenners dieser Inseln Erwähnung thaten, gibt die Zahl sogar auf 50—54000 an. Das kleinste Atoll hat 1000, die meisten anderen 2000, Nukunau 5—6000, Nonoti 6—7000, Tapiteouwea sogar 7—8000 Einwohner (Gulick 358; 410). Der Marshallsarchipel hat etwa 10000 Seelen; keine unbedeutende Zahl, wenn man den geringen Flächeninhalt des bewohnbaren Landes und seine noch geringere Nährkraft bedenkt. Einige Atolls (so Ebon) haben 1000, andere freilich nur 20—50, die meisten 200—500, Erikub, Bikar, Taongi gar keine Bewohner. Die Zahl der Karoliner beträgt (Gulick 170) etwa 25000*), von denen mindestens 14700 allein auf die hohen Inseln Kusaie, Ponapi, Truk, Eap und Palau kommen. Früher waren diese Zahlen noch höher. Hale fand 1840, nach Punchards Angaben, eines Engländers, der lange auf der Insel gelebt hatte, auf

*) 25000 Einwohner sagt Gulick (170) ausdrücklich und eine annähernd gleiche Zahl ergibt die Addition der Bevölkerungsziffern, welche er 358 f. für die einzelnen Inseln anführt Truk sagt er (175), hat allein 5—10000 Seelen. Meinicke irrt also, wenn er a. a. O. sagt, nach Gulick hätten die niederen Karolinen nur 7000, die hohen nur 10000 Einwohner.

Ponapi 15000 Einwohner (81); und wir werden diese Zahl nicht übertrieben finden, wenn nach jener furchtbaren Epidemie, die wir oben erwähnten, die Zahl jetzt noch 5000 beträgt. Ebenso ist die Bevölkerung von Kusaie in den letzten 20 Jahren fast auf die Hälfte zusammengeschmolzen; 1852 betrug sie noch 12—1300 Menschen und Gulick (245) fand nur noch 700 vor. Allerdings gibt schon Kittlitz (1828) die Bewohnerzahl der Insel nur auf 409 Männer und 301 Frauen an (2, 9) und wundert sich selbst über diese geringe Zahl, da die Insel 50 Dörfer hat. Allein er muß sich nach Gulicks genauen Angaben geirrt haben, wodurch veranlaßt, ist freilich schwer zu ermitteln: vielleicht war ein Theil der Bevölkerung außer Land, denn überseeische Expeditionen sind in ganz Mikronesien nichts seltenes. Die Mitte der Karolinen, welche weniger besucht ist, sowie der Westen sind weniger arg decimirt.

Die Karolinen sind also verhältnißmäßig gut bewohnt, denn auf die Quadratmeile kommen ungefähr 1450 Menschen. Indeß bemerkt Meinicke (395) mit Recht, daß die niederen Inseln eine weit zahlreichere Bevölkerung haben als die hohen, denn während bei jenen (nach seiner Ansicht; nach Gulick noch viel mehr) 7000, so kommen bei diesen kaum 700 auf die Quadratmeile. Ganz Ratak beträgt nur eine Quadratmeile und hat 6000, Ralik von gleicher Größe 4000 Einwohner, allein der Gilbertarchipel, der auch nur 2 Quadratmeilen umfaßt, hat auf jeder derselben bei wie wir sahen recht ungünstigen Bodenverhältnissen 25,000 Seelen. Diese Erscheinung ist zu auffallend, als daß man nicht nach einer Erklärung derselben sich umschauen sollte. Ob man diese nicht in der Mischung der Gilbertinsulaner mit Samoanern finden kann? Auch die Fidschis sind, wie wir noch sehen werden, ein besonders kräftiger Menschenstamm: ob auch im Gilbertarchipel die Mischung zweier Elemente, von denen freilich das eine, die Samoaner, sich durch besondere Kraft auszeichnet, dem Volke eine höhere und reichere Entwickelung gab? Wird das Gesetz der Mischung verschiedener Elemente, welches bei der Veredlung und Erhaltung guter Racen durch die ganze Natur von solcher Wirksamkeit ist, nicht auch beim Menschengeschlechte gelten?

Von der ursprünglichen Zahl und dem unglücklichen Geschick der Marianer haben wir schon geredet. Die heutige Bevölkerung von Guam betrug nach Virgin (2, 114) im Jahre 1852 etwa 7000

Seelen, davon auf die Hauptstadt Agadna etwa 5000 zu rechnen sind; allein 1855—6 hat die Bevölkerung durch eine Seuche wieder neuen großen Schaden erlitten (Gulick 171). Leute von rein marianischem Blute wollte Freycinet (2, 277) nur noch auf Rota, das auch Anson 1742 (463) noch von 2—300 Menschen bewohnt fand, angetroffen haben. Guam könnte nach d'Urville (a V, 286) leicht an 40,000 Einwohner ernähren. Die jetzige Bevölkerung, welche gewaltig wie an Zahl so an Sitten absticht von der, welche Pigafetta, Saavedra, v. Noort u. a. antrafen, ist schmutzig, träge, indolent. Seefahrer sind sie schon lange nicht mehr, ihre Kähne, ihre Hütten sind wie ihr ganzes Leben elend.

Einige nicht unwesentliche Züge werden dem Bild, welches wir uns von der äußeren Erscheinung der Mikronesier machen müssen, noch hinzugefügt durch einzelne auffallende Sitten dieser Stämme, von denen eine vor Zeiten bei allen Malaien herrschend sich nirgends so lange gehalten hat, als in dem am wenigsten berührten Mikronesien. Wir meinen das Durchbohren der Ohrläppchen, um Schmuck in die Oeffnung zu stecken, wo neben einzelne Völker, wie die Kusaier (Gulick 238) und die Bewohner von Eap oder Ngoli*) (Drake bei Sprengel und Forster, neue Beiträge zur Völker- und Länderkunde 13, 29) auch noch den oberen Ohrrand zu gleichem Zweck — die Kusaier tragen dort immer ihre Tabakspfeife — durchbohren. Diese Sitte herrschte durch ganz Mikronesien (Karolinen, Cantova bei Sprengel a. a. O. 214; Freycinet 2, 93; Chamisso 126, 114; Palau Pickering 220; Tobi Hale 79) und zwar auf Ralik zu Chamisso's Zeiten so stark, daß einzelne Eingeborene dieser Kette das durchbohrte und mächtig ausgedehnte Ohrläppchen über den Kopf ziehen konnten; auch auf Ratak hatte die Oeffnung bei den Männern 3—4" im Durchmesser, bei den Weibern war sie kleiner (Cham. 114; 121). Den Gilbertinsulanern hingen die oft ganz aufgeschlitzten Ohrläppchen bis auf die Schulter (Byron 1, 110) und bei den Tagalen waren sie zu Pigafetta's

---

*) Drake's Diebsinsel, welche, wie er sagt, etwa 8° nordwärts von der Linie liegt, muß Eap, das etwas über den 9. oder Ngoli, das etwa 8½° nördlich liegt, sein. Die Bewohner dieser Insel kauen allein in dieser Gegend Betel (Chamisso 124) und dasselbe sagt Drake von seinen Diebsinsulanern.

Zeiten (70) so groß, daß man den Arm durchstecken konnte. Auf den Karolinen und Palaus ward bisweilen auch der Nasenknorpel durchbohrt, um eine wohlriechende Blume durchzustecken (Chamisso 126. Keate 420).

Eine im übrigen Ocean sehr verbreitete Sitte ist es, sich einen oder mehrere Vorderzähne auszuschlagen; welche merkwürdiger Weise freilich ohne nähere Angabe Chamisso auch den Bewohnern von Natak zuschreibt, von denen Gulick (178) wenigstens behauptet, daß sie sich die Zähne bisweilen entstellten. Und freilich, die Sitte sich die Zähne durch verschiedene Kräuter und etwas Muschelkalk schwarz zu färben, eine Operation, die fünf Tage fordert, ist auf den Palaus zu Hause (Keate 421) und war es auf den Marianen (le Gobien 47), wenn gleich die Nachricht Pigafetta's, sie färbten die Zähne der Schönheit halber roth und schwarz (60), wohl nur auf die Wirkungen des Betelkauens zu beziehen ist. Denn Betel wurde auf den Marianen viel gekaut: sonst aber finden wir dies Reizmittel nur noch auf den Palaus (Keate 37; Pickering 220) so wie auf Eap und Ngoli (Chamisso 124), während es im übrigen Mikronesien unbekannt ist.

Auf den Marianen gingen die Männer ganz nackt (Loaisa bei Navarr. 5, 49; Noort a. a. O. 368; le Gobien 48; Freycinet 2, 307; Mindana allg. hist. d. Reisen 18, 506; Pigafetta 61). Die Weiber trugen um die Hüften einen schurzförmigen Gürtel von Blättern oder Bast (Salaçar 1526 bei Oviedo XX. c. 16; Fra Gaspar de S. Augustin 68; le Gob. 48; Strobach im neuen Weltbott 1, 11; Pigafetta 61) und nackt gingen sie wohl nie, trotzdem es Loaisa 1526 (Navarr. V, 277) und Mindana (a. a. O.) sagt; allein ihre Angaben sind wohl nur nicht speciell genug. Im Krieg und auf dem Meere trug man meist eine ärmellose Jacke von Pandanuslaub, wie man auch Hüte vom selben Stoff und in verschiedenen Formen hatte, doch ging man meist barhäuptig (Freyc. 2, 307). Das Haar, welches die Weiber lang trugen, die Männer entweder bis auf wenige Locken und nach verschiedenen Moden abschoren oder gleichfalls wachsen ließen, ward bisweilen ganz und gar hellfarbig gebeizt, oder man beizte es nur bis zur Breite eines Fingers über der Stirn und ließ ihm sonst seine natürliche Farbe — ganz ähnlich, wie es auf Hawaii Mode war. Mochte man es nun beizen

oder nicht, man schlang es dann in einen, vornehme Frauen in zwei Knoten und ließ es über den Rücken herunterfallen (Freycin. 2, 309; le Gobien 58). Man salbte sich ferner mit Kokos- und anderem wohlriechendem Oel (Pigaf. 61) und Blumen so wie Schildpattstücke und Muschelschalen ward von den Frauen als Haar- und Halsschmuck getragen. Ein anderer Schmuck und zwar ihr kostbarster bestand aus dicht aufeinandergereihten runden Schildpatt- und Muschelstücken, welche eine fingerdicke, elastische Rolle bildeten und um den Hals, von Weibern auch um den Gürtel getragen wurde (Freyc. 311). An diesen Gürteln trugen sie oft anstatt eines Schurzes ein wie ein Käfig weitabstehendes Gewebe von zähen Wurzeln, welches sie sehr entstellte (le Gobien 58), dem wir aber auch sonst noch in Mikronesien begegnen werden.

Dieselbe Tracht findet sich nun ziemlich in ganz Mikronesien: Die Männer gehen häufig, namentlich wenn sie zur See sind, nackt auf den Palaus und Tobi (Holden bei Pickering 219, 220; Keate 420), im Gilbertarchipel (Gul. 411; Byron 1, 110) und auf Banaba (Cheyne 74), die Kinder überall und zwar die Knaben längere Zeit als die Mädchen. Sonst legen die erwachsenen Männer gewöhnlich einen Schurz an von Mattenzeug, der bisweilen nur eng und kurz ist, wie auf Pegan (Carteret 1, 388), den Centralkarolinen und Kusaie (Freycin. 2, 99; D'Urville a V, 382; Kittlitz 1, 352) oder in langen Enden nach hinten fällt, wie auf Tobi (Pickering 223 f.) und Eap (Cheyne 144) oder vielmals um den Leib geschlungen wird (westl. Karolinen, Cantova bei Sprengel 214). Auf Ponapi trägt man zu einem Gürtel von Kokosgeflecht (Gul. 177) der den Leib umschließt, noch einen ziemlich langen Schurz von getrocknetem Gras (Virgin 2, 101). Aehnlich ist die Tracht auf Nawodo (Cheyne 76) und im Marshallarchipel (Chamisso 115; Cheyne 86), wo indeß häufig sich mit jenem Gürtel, von dem die Baststreifen bisweilen bis zur Erde hangen (Kotzebue 2, 39) noch eine kleine 4eckige Mattenschürze verbindet. Mäntel von Mattenzeug wurden auf den westlichen Karolinen, aber keineswegs immer, getragen (Padilla bei Coreal voyage 2, 293; Clain bei Sprengel 10, 202) und diejenigen Karoliner, die Cantova 1722 (bei Sprengel 214) sah, trugen Matten, welche über Rücken und Brust herabfallend an den Seiten offen waren, also eine ähnliche Tracht wie wir sie

später in Tahiti finden werden und wie sie D'Urville auch auf Truk (a V 382; Desgraz bei D'Urville b. V 312) vorfand. Derselbe „Poncho" (Lütke 2, 26) ward auch auf Ponapi getragen, nur daß er hier nicht von Matten gemacht, sondern von Gras geflochten war (Kittlitz 2, 71), während man auf Kusaie einen entschiedenen Widerwillen gegen Mäntel hatte und selbst geschenkte nie anlegte (eb. 2, 2). Dagegen haben die Bewohner von Banaba (Michel. y Rojas 180) seltsame Umhüllungen von geflochtenem Netzwerk, die sie wie Rüstungen umgeben und ihnen wenig freie Bewegungen erlauben. Auf den Gilbertinseln trug man ähnliche Panzer, die noch mit einem aufrechtstehenden Halskragen versehen waren, nur für den Krieg (Hale 102). Die Weiber tragen überall, auch da, wo die Männer nackt gehen, einen Schurz, meist bis zum Knie. Cantova (a. a. O.) sah Bewohnerinnen der westlichen Karolinen mit zwei um die Taille gebundenen Matten bekleidet, welche an den Seiten offen blieben; ganz ebenso wie Chamisso (115) von den Marshallinsulanerinnen erzählt, deren Mattenumhüllung indeß sie nicht selten bis auf die Füße deckte (Kotzeb. 2, 40). Auf Eap trugen die Mädchen einen Grasschurz bis zum Knie, die Frauen aber bis auf die Knöchel und häufig um die Bekleidung hinlänglich dicht zu machen, zogen sie mehrere übereinander (Cheyne 144—5), ganz wie auf Ponapi auch die Männer (eb. 112; Nov. 2, 411), was durchaus nicht schwerfällig aussieht. Auch zu Lukunor (Kittl. 2, 99) und zu Fais (eb. 2, 417) tragen die Weiber einen Rock bis auf die Knöchel, der eng und schwarz gestreift ist, während die Mädchen nur Bastgurte (auf Wolie einen täglich frischen dichten Laubschurz, Kittl. 2, 156) haben. An dem Matten-Gurt einiger vornehmer Kusaierinen hing hinten noch eine Matte herab, welche den Eigenthümerinnen beim Sitzen als Teppich diente und so groß und schwer war, daß sie beim Gehen nicht wenig belästigte (Lütke 1, 353; Kittlitz 2, 3). Alle diese Gürtel und Matten, häufig auch die Mäntel sind bunt gefärbt, einfarbig oder gemustert: die vorherrschenden Farben sind schwarz, roth, gelb und weiß. Muschelverzierungen und dergl. sind häufig an den Gürteln angebracht.

Auch die Haartracht ist wie auf den Marianen, doch sind im Allgemeinen lange Haare, die man in einen oder drei (Byron 1, 110) Knoten band, bisweilen auch, wiewohl seltener in einen breiten Zopf

flocht (Kittl. 2, 81), bei beiden Geschlechtern gebräuchlicher als kurze, ja auf Ponapi schor man sich nur zum Zeichen der Trauer (Mich. y Rojas 190). Als Kopfbedeckungen waren Mattenmützen oder spitze Hüte von Kokoslaub nicht selten (Clain bei Sprengel 10, 202; Gilbert Gul. 411; Cap Cheyne 144—5; Hale 84; Freycin. 2, 99; Nawodo Cheyne 77; Kusaie Kittl. 2, 81), Schiffende trugen auf Ponapi und Lukunor eine Kopfbinde von Maulbeerbast, welche zugleich als Schleuder diente (Lütke 2, 26; Kittlitz 2, 81) und kämpfende Gilbertinsulaner einen Helm von Fischhaut (Hale 102).

Im Ohre trägt man verschiedene Schmuckgegenstände, die Männer auf den Palaus eine Koralle, beide Geschlechter Ringe von Schildpatt, Troddeln von buntgefärbtem Gras oder ein spiralig aufgerolltes Blatt (Keate 420; Pickering 220), welcher letztere Schmuck durch ganz Mikronesien verbreitet und auf den östlichen Inselketten der allein herrschende ist (Chamisso 115; Gulick 411). Auch Blumen trägt man viel in den Ohren und auf Truk dicke Holzpflöcke (D'Urville a V 382). Die Kusaier tragen jetzt im durchbohrten oberen Ohrrand ihre Tabakspfeife, von der sie sich nie trennen (Gul. 238) und die Bewohner der Palaus steckten in die Ohrläppchen alle Merkwürdigkeiten, welche sie von den Europäern erhaschten, Leder von alten Matrosenschuhen, Papierschnitzel und dergl. (Pickering a. a. O.). Der Kopfputz besteht aus Blumen, welche sie wie die Blüthe der Kokospalme (Nov. 2, 409) oder die sehr beliebte des Pandanus odoratissimus entweder einzeln im Haar oder in sehr zierlichen (Kittl. 2, 71; 12) Kränzen um Haupt und Hals tragen; gleichfalls dienen Federn (Tropikvogel, Hühnerfedern Kotzebue 2, 92; Hahnenfedern nur für Männer Mertens 145), welche häufig an einem dreizinkigen Kamm (Lütke 2, 66; Desgraz bei D'Urville b, V 312), oder am Rande der Kokosmützen oder frei im Haar befestigt sind, zum Schmuck. Namentlich Kinder waren, wie Kittlitz wenigstens auf Kusaie sah (2, 12) mit allen Arten einheimischen Putzes überladen. Muschelketten, Ketten aus Schildpatt und dergl. um Hals und Arme werden ferner überall erwähnt; überall auch jene elastischen fingerdicken Ketten von Kokos- und Muschelstückchen (Hale 79; D'Urville a V 382; Chamisso 115; Gul. 411). Ein eigenthümliches Halsband von Kokosschnüren, dessen Enden lang den Rücken hinunterhingen, erwähnt Kittlitz (1, 352; Lütke 1, 356) von

Kusaie. Auf den Palaus trugen vornehme Männer ein eigenthümliches Armband, das aus einem großen Wirbelknochen gemacht und ein besonderes Ehrenzeichen war (Keate an viel. Stellen); bei den Bewohnern Eaps spielte ein Ring aus einer Muschel geschliffen dieselbe Rolle (Chamisso 126) und der König dieser Inseln ist durch einen Kranz grüner Palmblätter um Hals und Leib ausgezeichnet (Cheyne 159), was die Reise der Novara (2, 407) ebenso vom Häuptling von Ponapi erwähnt. Im Marshall- und Gilbertarchipel trugen die Häuptlinge als Zeichen ihrer Würde Halsbänder von Fischgräten oder Wallfischzähnen, welche sie um keinen Preis veräußerten (Kotzebue 2, 86; Byron 1, 110). Beim Tanze band man auf Ponapi Manschetten von lang zerschlitzten Palmblättern um, deren Rauschen den Tanz begleitete (Kittlitz 2, 71).

Eine eigenthümliche Sitte der Karolinen, an welcher weder die Marianen noch die Marshall- und Gilbertinseln Theil haben, besteht darin, daß die Weiber stets und die Männer wenigstens zum höchsten Putze, also bei Festen, zum Kampf u. s. w. sich mit dem gelbfärbenden Pulver der Wurzel von Curcuma longa einrieben, welche namentlich auf Eap gut gedieh, weshalb sie dort vielfach gebaut und auf die Nachbarinseln ausgeführt wird (Chamisso 126). Auf Ponapi reiben sich die Weiber so fortwährend mit diesem Pulver ein, daß sie dadurch heller als die Männer erscheinen (Cheyne 105). Gelb ist noch vor Roth die Lieblingsfarbe der Mikronesier: gelbe Kleider trug man vorzüglich gern (Kittl. 2, 81; Keate 420; Nov. 2, 416), gelbe Kränze waren die beliebtesten (Cheyne 102; Kittlitz 2, 70, 71; Novara 2, 400, 407), die Leichen wurden zur Bestattung mit dem Pulver der Gilbwurzel gefärbt (Chamisso 124). Merkwürdig ist es, daß auch auf Java goldgelb die Lieblingsfarbe der Weiber und Mädchen ist und maas (Gold) dort als Schmeichelwort gilt (briefl. Mittheilung v. Haßkarl).

Außer den Marianern (Freycinet 2, 321) und den Bewohnern von Nawodo (Michel. y Rojas 176) waren alle Mikronesier tattuirt. Die Bewohner von Palaus wären neben anderen Körperstellen (Pickering 219) namentlich von den Knöcheln bis in die Mitte der Schenkel und zwar hier mit lauter einzelnen Punkten so sorgfältig tattuirt, daß die Beine dadurch wie mit Hosen bekleidet erschienen (Keate 420). Kadu, der von Wolie stammte, hatte wie

es auch auf den Palaus häufig war (Hockin 51), undeutliche Figuren von Fischen und Vögeln, einzeln und in Reihen, an den Knieen, Armen und Schultern (Cham. 87), und ein Bewohner von Lukunor trug die ihm bekannten Inseln an seinem Körper (Lütke 2, 68); sonst aber sind die Muster meist aus regelmäßig stehenden Punkten und Linien gebildet. Auf Namotrek, Elato und Namoliaur war mit Ausnahme des Kopfes, der in ganz Mikronesien frei bleibt, der ganze Körper tattuirt (Kittl. 2, 148). Auf Ponapi bedeckt die Tattuirung in höchst eleganten Mustern (Michel. y Rojas 190) die Beine von den Lenden bis zu den Knöcheln und die Arme von den Ellebogen bis zum Handgelenk (Nov. 2, 411; Cheyne 116 f.) Minder reich ist dieselbe auf Kusaie (Lütke 2, 27); sie besteht aus Querstreifen an Armen und Beinen, welche eine blaugraue Farbe zeigen (Kittl. 2, 11). Auf Ratak waren die Männer mit Vierecken von derselben Farbe, die Weiber indeß nur an Hals und Busen tattuirt (Kotzeb. 2, 46); die Bewohner des Gilbertarchipels von den Schultern bis über die Kniee (Behm bei Peterm. 1859, 179) und zwar mit kleinen, 1/8" langen Strichen, welche in 4—5 Reihen den Rücken hinab zu jeder Seite des Rückgrates sowie an Brust an Beinen stehen. Arme und Hals bleiben frei, wenigstens beim gemeinen Mann (Chamisso 115), die Weiber sind ebenso aber nicht so reich tattuirt (Hale 102).

Am stärksten sind die Bewohner der westlichsten Karolinen mit diesem Hautschmuck versehen, welcher überhaupt sich immer auf größeren Strecken des Gebietes gleich bleibt. Auf einzelnen Inseln waren besondere Arten des Tattuirens für einzelne Körpertheile heimisch, welche dann nach diesen Inseln genannt wurden. So auf Wolea ein Muster für die Brust, auf Faraulep und Fais für die Arme, auf Eap für die Beine und man reiste von einer Insel auf die andere, um sich diese eigenthümlichen Muster aufzeichnen zu lassen (Mertens a. a. O. 121 f.). Im westlichen Mikronesien trugen die Weiber noch eine andere Hautverzierung, welche, wie berichtet wird, den Männern ganz besonders gefällt (Mertens 121), nämlich mehrere Reihen kleiner Narben auf Schultern und Armen.

Das Instrument, womit man tattuirt, ist eine Art von knöchernem Kamm (Cheyne 116—7), welchen man in die mit Oel angefeuchtete Asche der Nuß von Aleurites triloba taucht (Novar. 2, 409). Dann wird er mit einem hölzernen Hammer unter die Ober-

haut getrieben und der schwarze Farbestoff schimmert nun mit jenem blaugrauen Ton hervor. Dieselben Instrumente und dieselbe Art, sie zu brauchen, finden wir in Malaisien an den wenigen Orten wieder, wo man sich überhaupt noch tattuirt, z. B. auf Engano (Nov. 2, 409), jener kleinen Insel im Südwesten von Sumatra und ebenso treffen wir sie im eigentlichen Polynesien an. Die Operation wurde von bestimmten Leuten, welche ihre Profession daraus machten, vollzogen auf den Gilbertinseln; der Preis aber, der darauf steht, ist so hoch, daß ärmere Leute, wie z. B. Sklaven, obwohl sie tattuirt werden dürfen, doch nicht dazu gelangen können. Da nun auf den Palaus (Hockin 51) nur tattuirte Mädchen heirathen dürfen, so müssen die, welche den theuren Preis nicht zahlen können, ledig bleiben. Auf Ponapi vollzogen alte Weiber die Operation (Cheyne 116); auf Ratak scheinen dies die Fürsten selbst gethan zu haben (Kotzeb. 2, 89). Man begann damit bei beiden Geschlechtern zur Zeit der beginnenden Mannbarkeit, auf Ponapi schon vom 10. bis 12. Jahr an (Cheyne 116 f.). Das Tattuiren selbst ist äußerst schmerzhaft und gefährlich; und so wurde es (obwohl Kotzebue 2, 81 von Ratak das Gegentheil behauptet) nie auf einmal, sondern immer nur theilweise in bestimmten Zeiträumen vorgenommen (Kittlitz 2, 11; Pickering 241 s. v. tattoo). Daher kann man mit der Tattuirung das Alter erkennen, indem die ältesten Personen am meisten tattuirt sind.

Zwischen beiden Geschlechtern wurde mit diesem Schmuck ein Unterschied gemacht, wie wir schon sahen: streng geschieden waren auf Kusaie die Zeichnungen an Männern und Frauen (Kittlitz 2, 11), die Weiber auf Ratak waren viel schwächer als die Männer, die Bewohnerinnen von Eap fast gar nicht tattuirt (Cheyne 159), und hiermit stimmt die Notiz Clains bei le Gobien 404 überein daß die Weiber der nach Samal verschlagenen Karoliner, welche von den westlichen Inseln stammten, gar nicht tattuirt waren, ebenso wenig wie die Kinder. Auch ein Unterschied des Ranges bestand. Wenn auch die Behauptung Aragos (2, 238 note), auf den Karolinen hätten alle Häuptlinge gleiches Ranges gleiches Muster der Tattuirung, vielleicht nicht ganz sicher erscheint, so steht es doch für ganz Mikronesien fest, daß die Vornehmen stärker tattuirt waren, als die Männer aus dem Volke (Cantova bei Sprengel 10, 214;

Clain a. a. O.; Cham. 126; Cheyne 159 für den Westen; Kotzebue 2, 39; 52; 79; Chamisso 115 für den Osten), welche z. B. auf Ratak nur über Brust und Rücken, nicht aber, wie die Häuptlinge, auch an den Armen und den Seiten tattuirt waren (Chamisso 115). Wie wir nun schon vorhin einzelne Muster auf einzelne Inseln beschränkt sahen, welche nur dort aufgezeichnet werden können, so behaupteten die Bewohner der Ratakinseln, daß die Operation nur auf Eregup (Kotzebue 2, 81) vor sich gehen könnte.

Alles das weist uns darauf hin, daß, wie uns auch aus dem Mund der Mikronesier selbst versichert wird (Kotzebue 2, 89), die Tattuirung eine religiöse Bedeutung hat. So wollten die Bewohner der Insel Tobi die Engländer, welche zu ihnen verschlagen waren, mit Gewalt tattuiren, damit ihre Insel nicht zu Grunde ginge und jene entzogen sich nur mit Mühe der gefährlichen Operation (Pickering 230); so durfte nur der den heiligen Tempelort der Insel besuchen, der ganz tattuirt war (eb. 238); so weigerten sich umgekehrt die Ratakinsulaner, Fremde zu tattuiren (Chamisso 117; Kotzeb.); denn würde man Jemandem gegen den Willen der Gottheit diesen heiligen Schmuck mittheilen, so würde die Insel nothwendig vom Meere verschlungen werden (Cham. 117); so waren die Vornehmen, welche nach mikronesischem Glauben göttlicher sind, stärker tattuirt; so auch die Männer, welche im ganzen Ocean mehr gelten als die Weiber, und daher wurde auch bei ihnen die Operation, weil sie bei ihnen wichtiger war, langsamer vollzogen (Kittl. 2, 11); so konnten wie auf den Palaus nur tattuirte Mädchen heirathen durften, auch nur tattuirte Personen nach ihrem Tode ins Reich der Seligen kommen (Hale 89). Den eigentlichen Grund dieser religiösen Bedeutung wie der ganzen Sitte werden wir später kennen lernen: hier genüge nur noch die Bemerkung, daß es nicht bloß Gedächtnißzeichen sind, wenn man auf den Karolinen sich Zeichen für die Vorfahren eintattuirt (Hale 76) und daß, wenn Mertens (124) auf seine Frage, wozu eigentlich das Tattuiren sei, von einem Bewohner von Lukunor die Antwort erhielt: „es hat den Zweck, den eure Kleider haben, nämlich den Weibern zu gefallen", diese Antwort zwar gewiß ehrlich gemeint, aber doch nur durch ein Mißverständniß der alten und nach und nach unverständlich gewordenen Sitte hervorgerufen war.

Die Häuser der Marianer ruhten (Fra Gasp. de St. Aug. 74) auf Steinpfeilern, die eine Klafter hoch über die Erde sich erhoben. Sie waren von Holz aufgeführt, mit Fenstern versehen und hatten ein Dach von Brettern, das mit Palmlaub überdeckt war (Pig. 62). Im Inneren waren sie wohnlich genug: die Wände waren mit feinen Matten bedeckt (wie man auch auf solchen Matten schlief) und der ganze Raum durch Vorhänge, die gleichfalls aus Matten bestanden, in vier Zimmer getheilt, welche man höchst reinlich hielt und deren eines als Speisezimmer, das zweite als Schlafraum, das dritte als Vorrathskammer und das vierte als Arbeitsstätte diente. Jeder nur einigermaßen Wohlhabende besaß drei Häuser, eins für Geräthe, für Vorräthe das andere und das dritte war Wohnhaus (Strobach im n. Weltb. 1, 11). Doch gab es auch kleinere Gebäude: ein bloßes Wetterdach oder eine kleine Hütte hatten die Armen, viereckige Holzhäuser, die unmittelbar auf der Erde ruhten, dienten als Scheuern oder als Zufluchtsort bei Sturm; für Wächter führte man kleine kegelförmige Gebäude auf. Die Häuser, welche auf den Steinpfeilern ruhten, waren bald größer, bald kleiner: die größten dienten als Versammlungshäuser so wie als Kahnschuppen (Freyc. 2, 312 f.). Diese Steinpfeiler, welche sich auf den einzelnen Inseln noch zahlreich finden, sind jetzt die einzigen Ueberreste der einst so blühenden marianischen Kultur. Anson, der sie auf Tinian sah, beschreibt sie genauer (429): nach oben liefen sie mit starker Verjüngung kegelförmig zu und trugen auf ihrer Spitze eine steinerne Halbkugel, deren flache Seite nach oben gerichtet war. Auf dieser ruhte ursprünglich das Gebälk des Fußbodens. Ihre Höhe betrug 13′, ihre Breite unten 5′ im Quadrat, nach Freycinet 2, 313 war die eine Seite der Basis 5, die andere 3½′ lang, während alle 4 Seiten des Quadrats der Spitze 3½′ betrugen. Sie standen in Reihen, die einzelne Säule 6′ von der nächsten, die einzelne Reihe 12′ von der gegenüberstehenden entfernt, die Höhe jenes halbkugeligen Kapitäls betrug 4′. Der Eingang in die oberen Räume war, wie Freycinet wohl mit Recht annimmt, durch den Fußboden; auch der andere Raum, wie wir aus Analogieen im übrigen Mikronesien schließen können, gleichfalls bewohnt, vielleicht von den Dienern.

Hiermit haben wir der Hauptsache nach das Modell des mikronesischen Hauses, welches jedoch auf den verschiedenen Inseln verschieden

entwickelt ist. Am einfachsten auf den Ratak- und Ralikinseln, wo die Häuser aus einem hohen von vier niederen Pfosten getragenen Dach bestehen. Der untere Raum, der mit Korallenkalk geplattet und zum Sitzen mit Matten belegt ist, dient zum Aufenthalt bei Tage, obwohl man in demselben nur sitzen und liegen, nicht stehen kann. Der Raum unter dem Dache, welcher in der Höhe der Pfosten durch eine Bretterdecke abgeschieden ist und in welchen man von unten hineinsteigt, dient als Vorraths- und Schlafkammer (Gulick 303; Kotzebue 2, 54, 60; Cham. 115). Ganz ebenso ist das Haus auf Tobi (Hale 79), Banaba, Nawodo (Cheyne 74) und auf den Gilbertinseln, nur daß in Tarawa zwei obere Stockwerke über einander und in dem holzreichen Makin alle Räume so hoch sind, daß man in jedem Stock aufrecht stehen kann (Hale 90). Auf dem Gilbertarchipel hat man auch, wie außer auf den Ratak- und Ralikinseln überall in Mikronesien, große Gemeindehäuser, welche zu öffentlichen Versammlungen dienend zwar ganz nach dem Muster der Privathäuser aber in viel größeren Dimensionen (bis zu 120′ Länge, 55′ Breite, 40′ Höhe) gebaut sind.

Die besten Häuser finden sich auf den Karolinen. Häufig stehen sie hier auf einem mehrere Fuß hohen steinernen Unterbau, der aus Blöcken von Korallenkalk errichtet ist: so z. B. auf Palau (Keate 304) auf Ponapi (Cheyne 111 f.). Dieser Steinboden ist dann mit Matten reinlich bedeckt, außer in der Mitte, wo ein viereckiger Raum, der 4′ ins Geviert beträgt und vertieft ist, als Feuerstätte dient. Die Wände auf Ponapi sind 4′ hoch und von denselben Schilfmatten gebildet, doch haben sie Fensteröffnungen, welche man durch eigens dazu bestimmte Einsätze schließen kann. Die Bretterdecke fehlt; wodurch das Haus, da das Dach sehr hoch hinauf reicht, geräumig und frei wird. Das Holzgerüste besteht aus viereckigem Bauholz, welches in den Steinboden fest eingelassen ist und die Dachsparren trägt, die mit Kokosseil fest gebunden werden und mit 6′ langen und 1′ breiten Streifen aus Pandanuslaub geflochten, von der First aus so bedeckt sind, daß der obere Streifen den Anfang des tiefer befestigten, sowie die nebeneinander liegenden an den Rändern sich decken (Cheyne a. a. O.). Solch ein Haus ist nach Cheynes Urtheil selbst für Europäer behaglich, kühl und dabei dauerhaft. — Auf den Palaus sind die Wände der 60—80′ langen Versammlungshäuser nicht von Matten oder

Flechtwerk, sondern von Holz so dicht gebaut, daß man nirgends eine Fuge sieht (Hockin 20), wie auch auf Lukunor (Kittl. 2, 96) die Seitenwände mit Nebenkammern, die von innen verschließbar sind, aus ganzen Bohlen verfertigt sind. Unter dem Dach des Wohnhauses ruhen hier auf besonders angebrachten Balken die Piroguen des Besitzers. Die Häuser auf Wolea (eb. 2, 155) und Fais (417) sind diesen gleich, ebenso auch die auf Truk (D'Urville b. V. 138), die innere Ausstattung aber ist unbedeutend, einige Holzkisten mit Deckeln waren das beste, was D'Urville (b. V. 137; Desgraz eb. 315) vorfand. Am ausgebildetsten und zierlichsten ist die Bauart der Häuser von Kusaie, deren genauere Beschreibung wir der Lütkeschen Expedition verdanken. Der Grundriß ist viereckig, der Fußboden festgestampfter Estrich, der bei Reicheren mit Matten, bei Aermeren mit Bananenblättern bedeckt wird. Das Dach, nach polynesischer Sitte tief herabgehend hoch und auf festen Pfosten ruhend, welche in bestimmten Zwischenräumen stehen, ist an beiden Giebeln höher wie in der Mitte, so daß die First einen ziemlich tiefen Sattel bildet. Es ist aufs zierlichste aus dünnem Holz geflochten und mit Pandanus- und Palmlaub dicht gedeckt. Am vorderen Giebel springt es weit vor, so daß sich eine Art Vorhalle bildet; diese aber hat unter dem Hauptdach ihr eigenes Dach, welches sich an die Giebelwand anlehnt. Die Räume zwischen den Pfosten sind für gewöhnlich offen, doch können sie durch geflochtene Einsatzwände geschlossen werden; dies geschieht Nachts immer wo das Haus als Schlafraum dient oft für große Gesellschaften. Auch hier schläft man auf Matten (Kittl. 2, 51). An der Wand läuft im Innern ringsher ein geglätteter Baumstamm, der den Bewohnern zum Sitz dient, von der Höhe des Dachs aber hängt ein Strick herab, in der Nähe der ausgemauerten Feuergrube, welcher sich in vier Enden theilt und eine Holzplatte trägt, die als Tisch dient (Kittl. 1, 372 f.). Im Hintergrund des Hauses ist meist noch ein kleiner Raum abgeschlossen, der wohl (Kittl. 2, 48 f.) das Frauengemach bildet. Die Häuptlinge haben stets mehrere und größere Gebäude, welche alle in einem von mächtiger Basaltmauer umschlossenen Hof liegen und roth angestrichen sind mit weißer Verzierung; im Inneren bilden die Stricke, welche Pfosten und Dach sowie die einzelnen Latten zusammenhalten, durch ihre ornamental regelmäßige schwarz und weiße Färbung einen nicht unangenehmen Schmuck (Gu-

lick 241). Auch hatte solch ein Haus mehrere Zimmer und darunter ein Sprechzimmer (eb.). Die Piroguen liegen auch hier entweder im Dachgebälk des Wohnhauses; oder man hat eigene Häuser für sie. Von 7 Häusern, die Kittlitz (2, 49) in einem Gehöft sah, war eins das Gesellschaftshaus, das zweite die Wohnung der Frauen des Häuptlings, dessen Lieblingsgemahlin ein besonderes drittes bewohnte, das vierte diente als Schatzhaus und in den anderen, welche auf hohen Pfählen ruhten, wurden im oberen Raum die Piroguen aufbewahrt, während der untere Raum die Wohnung der Diener abgab. Das siebente dient als Todtenhaus (Gulick 24, 2). Der Hof selbst war durch Mauern mit Einsatzthüren in drei Theile getheilt; deren letzter, welcher das Köstlichste, das Schatzhaus und die Wohnung der Lieblingsgemahlin umschloß, von drei Seiten mit wohlcultivirten und baumreichen Gärten umgeben war.

Die Häuser lagen in Dörfern zusammen, welche meist am Meere und zwar gern am inneren Meere des Atolls, an der Lagune gelegen sind (Meares 1, 126; Kittl. 1, 368; Cheyne 143; Gul. 403 u. s w.). Hafenbauten werden öfters erwähnt, so war das Dorf auf Kusaie durch starke Basaltmauern vor dem Meere geschützt (Kittl. 2, 368), auf Wolea waren 3—5 Dämme von großen Steinen etwa 15 Toisen weit ins Meer geführt und dann in einem rechten Winkel umgebogen (2, 138); ebenso finden sich auf Eap Steinwerften und Hafendämme (Cheyne 143 f.), ein großer Hafendamm auf den Palaus (Hockin 60—1) u. s. w. Auch andere Bauten sind noch zu erwähnen: auf den Palaus, wo ein Dorf von einer 10′ hohen Mauer umgeben war (Keate 200), hatte die Hauptstadt gepflasterte Plätze und einen 10′ breiten Weg, der in der Mitte geplattet, zu beiden Seiten gepflastert und mit Bäumen besetzt war (eb. 102 f.). Auch die Dörfer auf Eap, die sich überhaupt vor den mikronesischen Dörfern durch gute Bauart auszeichnen, haben regelmäßige reinlich gepflasterte Straßen (Cheyne 143 f.) und Plätze (127). Ebenso Kusaie (Hale 86). Auf Truk führt von jedem Hause des Dorfes ein Kanal bis zum Meere, so daß die Kähne unmittelbar vor der Thüre des Besitzers anlegen können (D'Urville b V, 138); ähnlich ist es auf Kusaie, wo die Gräben 3—4′ tief sind (Lütke 1, 326). Die großen Gemeindehäuser, welche sich überall auch auf den Karolinen finden (Kittlitz 1, 369; 296;

Keate u. s. w.), wie sie die Marianen besaßen (le Gob. 62), sind schon erwähnt; sehr häufig haben die einzelnen Dörfer am Strand große Kahnhäuser, welche (Michel. y Rojas 195) auf Ponapi zugleich als Versammlungshäuser dienten, während man daselbst (eb. 194) für die Kawafeste besondere große runde Häuser hat, in welchen Sitze von Rohr rings umher stehen. Diese Gemeindehäuser, die oft von ehrgeizigen Privatpersonen erbaut werden (Mertens 131), liegen meist am Strand (eb.); sie dienen oft als gemeinschaftliche Speisehäuser für die Männer (Lütke 1, 361) und bedecken eine Grundfläche von 8 Quadrattoisen (eb.). Auch hatte man wieder andere große öffentliche Gebäude, welche als Schlafraum für alle Unverheiratheten dienten (Mertens 131). Auf den Marianen hatte man wohl diese letzteren Gebäude auch (le Gob. 62).

Hier müssen wir denn auch über die vielbesprochenen alterthümlichen Bauten auf Ponapi und Kusaie etwas eingehender reden. Wir finden sie auf Ponapi oder auf einer kleinen Insel vor dem Hafen von Matalanien, sowie auf Kusaie und auf Leilei, einer kleinen Insel dicht vor Kusaie (Hale 85 f.); genauer beschrieben sind sie von Hale a. a. O., im Journal of the Amer. Or. soc. 3, 495, von Michelema y Rojas 184, Cheyne 101 und Gulick 176. Rojas und Gulick sind die wichtigsten Quellen, während der Reisebericht der Novara 2, 420 nichts hinzufügt, was nicht schon in jenen Quellen stünde. Die Bauten von Matalanien, die jetzt in Ruinen liegen, sind von vollkommen regelmäßiger Bauart. Sie liegen möglichst nahe am Meer, das eine Gebäude auf einem Riff, das andere nicht fern auf einer Landspitze. Beide bestehen aus drei concentrischen viereckigen Mauern, deren äußere 4—5′ (beim 2. Bau 15′) hoch und 14—15′ breit, deren zweite 7′ hoch und 16′ breit ist (Rojas a. a. O.). Wie stimmt nun damit Hales Angabe, daß die Wälle 30′ hoch und einige ebenso breit sind, oder die Schilderung des Beschreibers im Journal of the Am. Or. soc., welcher von 25′ hohen sehr dicken Umfassungsmauern spricht? Ist damit blos der dritte innere Wall gemeint? Rojas, welcher von 1822—42 reiste, sah die Wälle eher als Hale im Jahr 1840; also ist an eine spätere Zerstörung nicht zu denken. Und doch ist Rojas Schilderung so genau, sein Bericht auch sonst so zuverlässig, daß man einen Irrthum oder eine Ungenauigkeit seinerseits (beides wäre doch auch sehr stark)

nicht annehmen kann. — Nur ein Eingang von 30′ Breite führt ins Innere, welches weder Dachung noch Spuren von ehemaligen Dachsparren zeigt, was freilich bei der Größe des ganzen Werkes auch kaum möglich wäre, denn seine Grundfläche beträgt nach Hale über 100 Quadratyards, nach Michelewa über 150 Quadratveras. Das Material der Umfassungsmauern sind gewaltige Basaltblöcke, welche in hexagonalen (Cheyne) oder polygonalen (Hale) Prismen von 8—10′ (Journ., Cheyne), ja von 20—25′ Länge (Rojas, Hale) und zwei Fuß Dicke (Journ., Hale, Rojas) ohne jeglichen Mörtel nach Art der cyklopischen Mauern zusammengefügt sind, und zwar so, daß sie nur die äußeren Bekleidungen der Wände bilden und Stücken von Korallenkalk den Zwischenraum zwischen ihnen ausfüllen (Gulick 242). Zwar nennt sie nun Michelewa Granit und auch Cheyne (101) sagt, daß solche Steine sich nirgends wenigstens auf Ponapi finden; da aber alle andern Quellen sie als Basalt oder vulkanisches Gestein bezeichnen, so ist einmal kein Grund davon abzugehen, zumal Granit in der ganzen Gegend nicht vorkommt und zweitens auch gewiß Cheynes Behauptung ungenau, daß dies Material auf dem ganz vulkanischen Ponapi sich nicht finde: er mag es nicht gesehen haben. Ja man ist versucht, trotz der Angabe Michelewas, jene Blöcke seien behauen, nach seinen und aller anderen Beschreibung in jenen hexagonalen auffallend schmalen Steinen nichts anderes zu sehen, als natürliche Basaltsäulen, wie sie in dieser Gestalt so häufig vorkommen und auf den beiden hohen, vulkanischen Inseln uns nicht auffallen können.

Das Innere dieser merkwürdigen Steinwälle zu Matalaniën birgt einige unterirdische Gewölbe, welche nach Journal of the Am. Or. soc. recht hübsch gebaut sind, die aber Cheyne „künstliche Höhlen" und die Novarareisenden rohe gewölbeartige Bauten nennen; doch wird uns nichts genaueres darüber angegeben, als daß sie voll Menschenknochen seien. Wie wollen wir nun diese merkwürdigen Bauten erklären? Wann sind sie entstanden? wer hat sie errichtet? Gulick (176) und Cheyne (und nach ihm, mit dem sie häufig sehr genau übereinstimmen die Novarareisenden) halten sie für spanische Bauten und etwa 300 Jahre alt. Hiermit stimmt allerdings manches überein: die Insel Ponapi war um 1595 von Quiros und Mindana gesehen und wenn wir auch von ihnen selbst nur wenig und nach ihnen bis Lütke

1828 gar nichts mehr erfahren, so gibt uns doch eine alte Sage der Eingeborenen selbst einen nicht unbedeutenden Wink. Es seien, heißt es, vor alter Zeit Männer auf die Insel gekommen mit so fester Haut, daß man sie nur durch die Augen verwunden konnte. Daß diese Männer aber Spanier in Eisenrüstung waren, liegt auf der Hand, denn andere Völker durchfuhren jenen Theil des Oceans nicht und wollte man zweifeln, so beweisen die spanischen Münzen und das silberne Crucifix (Gulick a. a. O.), sowie die Messingkanone und der silberne Zirkel (? Cheyne 101 und Novara 2, 420) welche man in jenen Verschanzungen fand, zur Genüge, daß Spanier und schon vor Alters auf dieser Insel lebten. Wahrscheinlich also haben sich Spanier, seien es nun Flibustier oder wirkliche Kolonisten gewesen, hier niedergelassen und vor dem Schicksal der Marianen blieben die Karolinen nur durch ihre Abgelegenheit verschont, die es den Eingeborenen möglich machte, die Eisenmänner, welche keine Verstärkung erhielten, durch die Augen zu ermorden.

Aber trotzdem können diese Bauten nicht von den Spaniern herrühren, denn wie wären diese dazu gekommen, cyklopische Mauern aus einem Material, das äußerst schwierig herbeizuschaffen war, aufzuführen, ohne Mörtel, in ganz unspanischer Bauart, während sie den Korallenkalkstein, der als Baumaterial gar nicht zu verachten und auch zur Mörtelbereitung sehr leicht zu verwenden ist, reichlich genug in der nächsten Nähe hatten? Auch Hale erklärt sich gegen die Annahme, daß eine andere Race diese Werke aufgeführt hätte, da sie an verschiedenen Orten, auf Ponapi, mehrfach auf Kusaie, auf Leilei sich finden; da ferner die Eingebornen auf den heutigen Tag noch ähnlich bauen. Wir haben ja von den Hafendämmen, den Mauern um die Gehöfte schon geredet; auf Kusaie, wo die gesammten Ländereien der Häuptlinge mit Mauern von drei Toisen Höhe umgeben sind, fand Lütke (1,325) mehrfach Steine, welche nach jeder Dimension 4′ maßen. Ganz ähnliche Bauwerke werden wir auch sonst noch vielfach finden, im eigentlichen Polynesien. Wir haben also hier keine spanischen, sondern einheimische Bauten vor uns, welche auch gewiß nicht erst auf Geheiß der Fremden aufgeführt sind, da diese dazu wohl nicht mächtig genug waren und, wenn zahlreich sich leichter und gefahrloser selbst verschanzten.

Möglich aber ist es, und nach den gefundenen Gegenständen wahrscheinlich, daß die Spanier sich in diesen Mauern, die sie vorfanden,

festsetzten, daß sie vielleicht auch jene gewölbeartigen Bauten des Innern aufführten. Doch auch gegen dies letztere spricht manches. Warum denn unterirdisch? und so lange wir keine bestimmten Angaben über die Art des Gewölbes haben, können wir uns bei den „künstlichen Höhlen" ebenso berechtigt größere unterirdische Grab- oder Vorrathskammern und dergl. denken. Kurz wir haben es hier entweder mit alten Grabstätten der Fürsten oder mit Befestigungen oder aber mit beiden zu thun. Wie die Wohnungen der Fürsten gern auf einem Distrikte zusammen stehen, z. B. die der Fürsten von Kusaie alle auf der kleinen Insel Leilei: so lagen auch die Grabstätten derselben, welche hochheilig waren, auf solchen abgeschiedenen Räumen und um so eher dicht am Meere oder auf Inseln, weil jeder Todte nach dem Glauben der Eingeborenen über das Meer hinüberfährt ins Land der Seligen. Auf Kusaie finden sich auch im Lande große Steinumfriedigungen von 200' Länge und ebenso bei Noankiddi auf Ponapi ein 20' breiter, 8' hoher, 1/4 engl. Meile langer Erdhaufen (Cheyne 101): dies sind ursprünglich Morais, heilige Plätze gewesen, nach polynesischem Muster gebaut. Einzelne solcher Bauten an der Küste mögen Hafendämme oder Befestigungen sein, wie sich auf Kusaie auch alte ausgemauerte Kanalbauten finden, welche jetzt indeß wie vieles Aehnliche auf Ponapi, ganz unter Wasser liegen (Hale 85; Gulick 242); sie stammen also aus sehr alter Zeit. Die Eingeborenen selbst sind ganz gut über jene Alterthümer unterrichtet, welche nach ihnen (Gulick 242) theils Festungswerke, theils zur Verehrung der Todten errichtet sind und wenn sie sagen, daß sie von Geistern erbaut seien, so heißt das nur, von den Vorfahren, den Verstorbenen, denn alle Todten werden zu Geistern und Göttern bei ihnen. Sehr alte Steindenkmäler finden sich in den Wäldern von Kusaie (Gul. eb.): ob von ihnen gilt, was die Reisenden der Novara gewiß irrthümlich von den Mauersteinen zu Matalanien erzählen, daß sie für die „versteinerten Geister der Vorfahren" gehalten werden? Von jenen Denkmälern würde diese Behauptung doch wenigstens Sinn haben: es waren dann Steine, auf und in welchen der Geist dessen, dem er zum Denkmal diente, sich herniederließ. Aus jenen Befestigungen auf große äußere Kriege, vielleicht gar auf Invasionen von Melanesien her schließen zu wollen, wäre eine durchaus haltlose, weil willkürliche Annahme. — Solche große Bauwerke führt man jetzt nicht mehr auf, und Gulick 179 sieht darin ein Zeichen

des Verfalls und früherer höherer Cultur; allein er selbst sagt 243, daß die Kusaier noch heute in ganz ähnlichen Bauten sehr geschickt wären; sehr groß ist also der Abstand nicht.

Die Nahrung der alten Marianer war hauptsächlich eine vegetabilische und bestand aus Kokos, Reis, Yams, Bataten, Bananen, Zuckerrohr u. s. w. (Magelhaens bei Nav. IV, 53; Garcia de Loaisa eb. V. 49; Pigafetta 61; v. Noort allg. Hist. d. Reisen 11, 367; Careri freilich (V, 300) will ihnen den Reis absprechen und behauptet, daß erst die Spanier ihn eingeführt hätten; aber da Magelhaens und Loaisa, da ferner v. Noort und Herrera bei Cham. 79 — gewiß nicht ohne Grund, wie Chamisso meint — übereinstimmend den Reis erwähnen, der freilich nach Herrera nicht eben reichlich gebaut wurde, so steht er mit dieser Behauptung eben so unglaubwürdig da wie mit seiner albernen Angabe (V, 298; le Gobien 47) die Marianer hätten kein Feuer gehabt. Letzteres hat schon Chamisso und Freycinet (2, 166) widerlegt. Wie konnten sie, deren Inseln so viel feuerspeiende Berge trugen, das Feuer nicht kennen, daß sie noch dazu von Alters her in ihrer Sprache bezeichneten? Von thierischer Nahrung genossen sie nur etwas Geflügel nach Fra Gaspar de St. Augustin 74 und Pigafetta 61. Letzterer (64) läßt den Magelhaens kurz nach seiner Abreise von den Marianen ein Schwein schlachten und so hat man angenommen, jene Inseln hätten auch diese Thiere besessen, während Careri auch diese nebst Pferden, Schafen und Rindern durch die Spanier eingeführt werden läßt. Man möchte freilich ihm widersprechen, einmal, weil das Schwein im ganzen Ocean so weit verbreitet und zweitens weil das Marianische ein einheimisches wenn auch mit dem Tagalog übereinstimmendes Wort für Schwein hatte. Aber da das Schwein in Mikronesien überhaupt selten ist, da keine unserer Quellen des Schweines auf den Marianen gedenkt, so muß man dem Careri hierin doch beistimmen. Fische wurden sehr viel gegessen, auch (Freycinet 2, 306) Schildkröten und der fliegende Hund (Pteropus edulis), Aale aber, welche in den Bächen der Inseln sehr häufig waren, nur vom gemeinen Volk (Freyc. 2, 273). Für gewöhnlich trank man nur Wasser (Freyc. 2, 307; Careri V, 298; Strobach im neuen Weltbott 1, 12), doch gab es auch ein gegohrenes Getränk, welches aus Reis und zerriebener Kokosnuß bereitet und nur an Festen getrunken wurde (le Gob. 57).

Die Lebensmittel des übrigen Mikronesiens sind verschieden, je nachdem es sich um hohe oder niedere Inseln handelt. Denn auf letzteren ist die Nahrung sehr beschränkt; sie besteht auf den Karolinen meist nur aus Kokosnüssen, dem wenigen Taro, den man mit größter Mühe dem Korallenkalk abringt, nur selten aus der Brodfrucht und Bananen, welche vielen Inseln ganz fehlen, und überall aus Fischen und Seethieren. Der Osten Mikronesiens hat zur Hauptnahrung die Frucht des Pandanus, erst in zweiter Reihe Kokosnüsse und noch seltener Brodfrucht, die im Gilbertarchipel ganz fehlt, Taro, Bananen und Tacca pinnatifida, welche sich freilich findet, aber wenig benutzt wird. Fische dagegen ißt man viel, Geflügel aber nirgends, außer nach Cheyne auf Lukunor. Auf einigen Gruppen der Ratakkette (Cham. 112) werden auch die Ratten gegessen, aber nur von den Weibern. (Meares 1, 126; Carteret 1, 389; Clain bei Sprengel 10, 204; Kittlitz 2, 96, 417; Lütke 2, 71; Gulick 303 f., 212 f.; Cheyne 130—141; Chamisso 110 f.; Kotzebue 2, 40 f., 70, 77 f.). Daß bei diesen kärglichen Lebensmitteln oft Hungersnoth eintritt, ist nicht zu verwundern; nach Kittlitz (2, 148) geschieht dies auf den Karolinen jährlich mindestens einmal und nach Hale (88) auch auf den Gilbertinseln nicht selten. Man hilft sich dort mit zarten Baumknospen. Pickering sagt, daß die Tobiten in fortwährendem Hungertode lebten (224 f., 227, 229; Hale 79). Aus dem Safte der Pandanusfrucht bereitet man im Marshallarchipel durch Eintrocknung ein wohlschmeckendes, überaus dauerhaftes Nahrungsmittel, das in lange Blätter gewickelt, Wetter und Meerwasser aushält und deshalb vielfach als Proviant auf Seereisen mitgenommen wird (Gulick 305; Cham. 110). Auf den Gilbertinseln schneidet man den Blüthenstiel der Kokospalme ein und gewinnt so einen süßen Saft, welcher frisch die Hauptnahrung der Kinder, gegohren ein berauschendes Getränk und eingekocht einen delikaten Syrup abgibt, welchen die Eingeborenen vielfach bereiten und in Kokosschalen in großer Menge (oft zu 100) aufbewahren (Gulick 212). Auch auf den Palaus kennt man diesen Palmsaft, aber nur ungegohren (Cham. 76).

Auf den hohen Inseln hat man dieselben Producte, von denen namentlich der Brodbaum sehr reichlich gedeiht und daher die Hauptnahrung bildet. Auf Kusaie ist die Kokospalme seltner und dient des-

halb nur den Fürsten zur Speise. Außerdem aber wird viel Zuckerrohr gebaut, Bananen, Yams, Bataten, Takka, Taro, wilde Orangen u. s. w. gedeihen reichlich und so ist auf diesen Inseln das Leben bei weitem bequemer. Thierische Nahrung genießt man wenig, Hühner, die man auf Kusaie gar nicht ißt, verzehrt man auf Ponapi, wo man auch (Michel. y Rojas 183) Schweine und eine Art Hunde, letztere aber nur als Delicatesse hat (Hale 85), Krustaceen und Fische ißt man viel, letztere wenn sie klein sind und ebenso den Trepang (Cheyne 114) oft ganz roh (Kittl. 1, 358 f. 2, 7 f. Hale 85; Cheyne 102; 123). Die Brodfrucht läßt man meist in Gährung übergehen uud in diesem Zustande, wo sie einen säuerlichen Teig bildet, bewahrt man sie in wohlverschlossenen Gruben auf (Cheyne 114; Novara 2, 407 von Ponapi; Kittl. 2, 96 von Lukunor).

Als Reizmittel ist nur auf einigen Inseln des westlichsten Mikronesiens das malaiische Betelkauen, wie wir schon sahen, üblich und zwar auf Eap, den Palaus und früher auf den Marianen (S. 107). Während man nun gegen Branntwein einen großen Widerwillen zeigte, (Mertens 113; Lütke 1, 377), so hatte man auf Kusaie wie auf Ponapi und Truk (Gul. 417) ein einheimisches berauschendes Getränk, welches wir später in Polynesien noch genauer kennen lernen werden, den Kawatrank, oder wie er auf Ponapi nebst dem Piper methysticum, der Pflanze, die ihn erzeugte, hieß, der Sakatrank. Die Wurzel wird zerrieben oder zwischen Steinen zerklopft, nicht aber wie in Polynesien zerkaut (Hale 84; Cheyne 121) und der Saft dann mit Wasser verdünnt getrunken, jedoch auch hier wie in Polynesien nur von den Häuptlingen, deren gewöhnlicher Frühtrunk er ist und stets unter religiösen Ceremonien und Gebeten (Lütke 1, 371; Cheyne 121). Jetzt wird auch viel Tabak geraucht und gekaut und mit großer Leidenschaft namentlich von den Weibern begehrt (Michel. y Rojas 197; Cheyne 123 v. Ponapi; 37 von Nawodo; 145 v. Eap; Nov. 2, 401, 413; Meinicke, Zeitschr. 15, 399 vom Gilbert- und Marshallarchipel).

Der Landbau ist namentlich auf Kusaie und Eap im Flor, wie er es auch auf den alten Marianen gewesen sein muß. Auf Kusaie sind die höchsten Berge bis zu ihren Spitzen bebaut mit Bananen, Taro, Zuckerrohr u. s. w. welches letztere auf viereckigen Feldern gezogen und mit Mattenumfriedigungen gegen die Ratten geschützt

wird. Die Felder der einzelnen sind entweder durch Mauern von unbehauenen Basaltstücken oder durch einen lebenden Zaun von Dracaena terminalis abgegrenzt (Kittl. 1, 361 f., 2, 39) und werden sorgfältig gejätet und sauber gehalten (Lesson voyage 128). Yams werden auf Ponapi viel gezogen, aber lässig, daher ihre Wurzeln klein bleiben; man setzt sie gern nahe an Bäume, an welchen sie dann emporranken (Cheyne 115). Die Schweine (104) hat man hier abgeschafft, weil sie den Pflanzungen schaden. Auch auf den ärmsten Inseln zieht man, oft mit der größten Mühe, indem man zur Bewässerung Regenwasser ansammeln und in den harten Korallenboden Löcher arbeiten muß zur Aufnahme der fruchtbaren Erde, Taro, (Chamisso; Pickering) und in Eap, wo der Ackerbau nach D'Urvilles Ansicht besser ist als sonst in Oceanien (b V 340) zieht man diese sumpfliebenden Arumarten in schwimmenden Gärten. Dort baut man den Betelpfeffer sehr sorgfältig (Cheyne 142), ebenso einige Bananenarten als Bastpflanzen, den Pandanus aber benutzt man nicht und im Gewürznelkenbaum, wie wir schon sagten, sieht man ein Bild des Häßlichen (Cheyne 123 f.). Auch hat man daselbst Teiche, in welchen Schildkröten, die man ißt, aufgezogen werden (eb. 145). Eine rohe Art Oelbereitung hat man auf den Marshall- und Gilbertinseln, wo man die Kokosnüsse meist zu diesem Zwecke benutzt (Gulick 304). Auch Blumengärten gibt es auf Kusaie (Lesson voyage 128), sowie (Chamisso 112; Kotzebue 2, 82 f.) die Ixora coccinea, Volkameria inermis und unter einigem anderen auch ein Crinum auf Ratak als Zierpflanzen um die Häuser gepflanzt sah. Die Novarareisenden sahen im Garten des Häuptlings von Roankiddi auf Ponapi Taro, wilden Ingwer, der als Gewürz dient, Curcuma und Kawapfeffer. Wie die alten Marianer nach le Gobien 44 eine Art Tauben zum Vergnügen hielten und abrichteten und an abgerichteten Hähnen großes Wohlgefallen hatten, so sieht man auch in Mikronesien Hähne an langen Schnüren in der Nähe der Wohnungen angebunden; auf Ratak fand Chamisso einen weißen Reiher öfters gezähmt (113).

Ihr Landbau muß schon ein sehr alter sein, da sich bei den geringen Zuchtmitteln, welche sie anwenden und anwenden können, mehrfache Varietäten der von ihnen kultivirten Pflanzen gebildet haben. So hat man auf Kusaie 4 Arten der Banane, und die Brodfrucht,

welche auf dieser Insel auch wild, wohl in Folge des üppigen Bodens, stets ohne Kerne vorkommt, in doppelter Varietät, mit kugeliger und länglicher Frucht — sicher nicht Artocarpus incisa und integrifolia, da wir diese Nachricht einem Beobachter wie Kittlitz (2, 7 f.) verdanken. Auf dem minder fruchtbaren Lukunor wächst die Brodfrucht nur mit Kernen, aber auch hier in verschiedenen Varietäten (eb. 2, 96) und auf Ponapi, wo man deren gleichfalls mehrere hat, reifen die Früchte der einzelnen Abarten zu verschiedenen Zeiten des Jahres, so daß nie Mangel an diesem wesentlichen Lebensmittel eintreten kann (Cheyne 114), außer wenn Stürme und dergl. die Bäume selbst verletzen. Auf Ratak gibt es von der Hauptfrucht, von Pandanus odoratissimus gar 20 Abarten, deren jede verschieden benannt ist (Cham. 110).

Man kochte auf den Marianen (Freycin. 2, 307) auf dieselbe Weise, wie man noch jetzt in fast ganz Mikro- und Polynesien kocht. In eine mehrere Fuß tiefe Grube legt man sehr erhitzte Steine oder (z. B. auf Kusaie, Kittlitz 1, 374) heiße Asche, auf diese in Bananenblätter gewickelt, die Speise und darauf eine andere Schicht glühender Steine, dann deckt man das ganze mit Erde fest zu und nimmt nach einigen Stunden das fertige Gericht heraus. Auf diese Art kochen sie Alles und wissen auch manche künstlichere Speise zu bereiten: so auf Kusaie eine Art Pudding aus Pandanuskernen, Brodfrucht, Bananen, Kokosnuß und Zuckerrohr (Kittl. 2, 7 f.), auf Nawodo einen ähnlichen Kuchen aus Tacca, geraspelter Kokosnuß und jenem Palmsyrup, welches Gericht sehr wohlschmeckend sein soll (Cheyne 77). Auf den Marshall- und Gilbertinseln kocht man gleichfalls in heißer Asche, doch auch auf einer Art Rost und in Kokosschalen (Meinicke Zeitschr. 15, 399).

Die Tageseintheilung ist im ganzen Gebiete gleich. Die Ponapiten z. B. stehen mit der Morgenröthe auf, baden sich, spülen den Mund aus im Meere (Mertens 132) und nehmen das Morgenmahl, worauf sie, nachdem sie sich mit Kokosöl und Kurkumapulver eingerieben haben, bis Mittag arbeiten. Dann folgt nach abermaligem Bad ein zweites Mahl. Ist dann der Nachmittag unter allerlei Besuchen und dergl. vergangen, so folgt bei Sonnenuntergang ein drittes Mahl einem dritten Bade, worauf sie meist, da sie keine Fackeln haben, ziemlich früh zu Bett gehen, wenn sie nicht bei Mondenlicht länger tanzen und singen (Cheyne 117) oder, was sie oft bis tief

in die Nacht thun, sich von ihren Reisen erzählen (Mertens 134). So verläuft und verlief das Leben überall in Mikronesien, auf den Marianen sowohl (Freycinet 2, 308) wie zu Cantovas Zeiten (Sprengel 10, 229) auf den Karolinen und ebenso jetzt noch im Osten und Westen. Bei den Mahlzeiten werden die Speisen auf Bananenblättern aufgetragen und zwar vor dem Vornehmsten niedergelegt, der dann den Umsitzenden, die bis dahin ruhig warten, ihre Portion zureicht, oder wenn die Versammlung zu groß ist, durch die zahlreiche Tischbedienung reichen läßt. So erzählt Kittlitz 2, 51 von Kusaie, so war es auf den Marianen (Freyc. 2, 307) und ist überall so. Die Zuckerrohrstengel sowie die Kokosnüsse öffnen und schälen die Essenden sehr geschickt und zierlich mit den Zähnen (Kittl. eb.). Zur See und in Zeiten der Noth ist man außerordentlich genügsam und eine Kokosnuß gilt für einen Menschen als hinreichende Nahrung für einen Tag. Auf dem Lande aber verzehren sie unglaubliche Mengen von Lebensmitteln auf einmal. Dinge, die sie noch nicht kennen, beriechen sie zuvor, ehe sie davon essen (Freyc. 2, 99). Als Speisegefäße dienen, wo man sie hat, Kalebassen, auch wohl auf einzelnen Inseln irdene Töpfe und überall Kokosschalen.

Während sie auf diese Weise reinlich essen, auch ihre Wohnungen und Geräthe sauber halten, so steht es mit ihrer körperlichen Reinlichkeit nicht besonders. Zwar machten hier die alten Marianer eine rühmliche Ausnahme, welche auch am Leibe sich sehr reinlich hielten (Strobach im neuen Weltbott 1, 11); zwar baden auch die jetzigen Mikronesier häufig und halten sich oft stundenlang im Wasser auf; zwar wenden sie der Pflege ihres Haares oft große Sorgfalt zu, indem sie es täglich waschen und mit Oel salben, wie sie auch den ganzen Körper mit Oel einreiben und oft mit solchem, welches durch hineingelegte wohlriechende Blüthen parfümirt ist: allein trotzdem nennt Gulick 411 die Gilbertinsulanerinnen widerlich und an ihrem Leibe unreinlich, trotzdem waren die Bewohner Kusaies mit Läusen reichlich versehen, welche sie eifrig aufsuchten und als Leckerbissen verzehrten (Lütke 1, 353; 378), wie die Ratakerinnen ihren Männern dies Ungeziefer absuchten um es zu essen (Kotzebue 2, 78). Noch größer ist die Unreinlichkeit auf Lukunor (Lütke 2, 54) und am schlimmsten auf Truk, dessen Bewohner am ganzen Leibe voll Ungeziefer sind (D'Urville b, V 147). Nimmt man dazu den Fettüberzug des

Kokosöles, welches ohnehin leicht einen strengen und verdorbenen Geruch annimmt, ohne daß es dadurch den Eingeborenen unangenehm würde und die vielen Hautkrankheiten, an welchen die Mikronesier leiden, so wird allerdings das Bild ihres äußeren Lebens minder anmuthig, als es Chamisso von Ratak schildert: allein wie die Rataker die abgeschlossensten und deshalb am wenigsten entarteten Bewohner des Gebietes sind, so sind sie auch die reinlichsten und in mancher Art die anmuthigsten der jetzigen Mikronesier.

Eine große Uebereinstimmung zeigen alle mikronesischen Inseln im Kahnbau. Salaçar (Oviedo XX c. 16) und Garcia de Loaisa (Navarrete V, 51) fanden 1526 (Legaspi bei Fra Gasp. de S. Aug. 68 erzählt 40 Jahre später dasselbe) auf den Marianen 4—5 Klafter (15—18′ Careri V, 301) lange, zwei Ellen (4 Spannen Car.) breite Kähne vor, theils aus einem, theils aber aus mehreren Stücken zusammengefügt, indem die einzelnen Bretter dann mit Stücken aus Baumbast verbunden, die Fugen mit einer Mischung von Oel und Kalk (Loaisa a. a. O.; le Gobien 52) verstrichen waren. Auf der einen Seite trug das Schiff den tonnenartigen Ausleger, auf der andern das Segel, welches sehr fein aus Matten geflochten, dreieckig (weshalb Magelhaens die Inseln de las velas latinas nannte) und je nach dem Winde transportabel war, so daß man es bald an das vordere, bald an das hintere Ende des Schiffes stellen konnte. Ueber dem Schiffe selbst war ein Bretterboden, der nach beiden Seiten überstehend Passagiere und Waaren trug; im Schiffe selber, das einschließlich jenes Verdeckes im ganzen etwa 10 Menschen fassen kann (Magelhaens bei Navarr. IV 53), sitzen nur etwa drei Matrosen, deren einer stets das fortwährend eindringende Wasser ausschöpft (Car. V, 301). Ihr Steuerruder ist eine Stange mit einem Brett (Pigaf. 62 f.). Mit diesen Schiffen, welche mit dauerhaften Farben schwarz oder roth, seltener auch weiß angestrichen sind (Pigaf. 62 f.), segeln sie ungemein rasch, 10—12 Meilen in einer Stunde. Freilich schlagen die Schiffe leicht um, allein, da alle Eingeborenen, Männer wie Weiber — und Männer wie Weiber machten oft gemeinschaftliche Lustfahrten zur See (Pigaf. eb.) — außerordentlich geschickt schwimmen und tauchen, so ficht sie das wenig an, sie richten das Schiff wieder auf und segeln weiter. Bis zu den Philippinen fahren sie in diesen Schiffen, welche sie oft nach

einer allerdings nicht ganz klaren Notiz bei Careri*) während der Fahrt ausbesserten. Wohl hatten die Spanier Ursache, dies mit Staunen zu sehen: sollte doch die Seetüchtigkeit der Marianer ihnen schädlich genug werden. Denn im Kriege lockten die letzteren die spanischen Soldaten in die Böte und stürzten diese auf der hohen See um (le Gobien 253), so daß die Spanier entweder ertranken oder mit leichter Mühe getödtet werden konnten, auf jeden Fall aber den Gebrauch ihrer Flinten oder diese selbst verloren, während die Marianer ungehindert das Boot wieder aufrichteten und weiter segelten. Marianische Truppen, die am Strande vorüberſegelnd vom Land aus beschossen wurden, sprangen in das Meer und deckten ihre Kähne über die Köpfe, wogegen die Spanier gar nichts ausrichten konnten (le Gob. 265).

Nach diesem Modell sind nun mit mehr oder weniger Geschicklichkeit alle Schiffe in Mikronesien gebaut, so daß wir uns bei Einzelheiten nicht weiter aufzuhalten brauchen (Palaus: Padilla 1710 bei Coreal voyage 2, 294; die westlichen Karolinen: Clain bei le Gobien 401, Sprengel 10, 202, Cantova eb. 212; Pickering 226; Carteret 1, 389). Unter den Bewohnern der westlichen Karolinen gelten die von Wolea, wie sie die ausgezeichnetsten Taucher sind (Chamisso 127; Kittl. 2, 161 f.), auch für die besten Schiffbauer, daher denn andere Inseln, namentlich Eap viel Schiffe von dorther kaufen (Kittl. a. a. O.; Cheyne 127). Für die besten Schiffe der östlichen Karolinen gelten die von Ponapi, deren Kiel durch einen ausgehöhlten Baumstamm, deren Wände durch fest angebundene Bretter gebildet werden. Vorder- und Hintertheil des Kahnes stehen hoch aus dem Wasser, das ganze ist bis zu 40′ lang (Michelema y Rojas 195), so daß es 10—15 Mann faßt (Gul. 179), außen mit glänzend rothem Firniß angestrichen, innen getüncht (Hale 85), natürlich mit dem Ausleger und jenem dreieckigen Mattensegel versehen, welches an zwei tragbaren winkelig gegen einander gestellten Stangen befestigt ist, deren (nach oben gerichteten) Winkel es ausfüllt (Cheyne 110 f.; Kittl. 2, 70; Nov. 2, 395). Die Plateform auf den Tragbalken des Auslegers (Cheyne 111) ist der

*) V., 301: s'il y a quelque chose à racommoder au batteau, ils mettent les marchandises et les passagers sur la voile (?), les raccommodent promptement et le redressent, s'il était renversé.

Sitz des Häuptlings. Aehnlich, nur schlechter nach Lütke 1, 294 sind die Schiffe zu Kusaie, welche, wenn sie einem Häuptling gehören, auf der Platform des Auslegers eine Pyramide von zusammengeflochtenen Stricken, die mit Muscheln verziert sind, als Aufbewahrungsort für die Vorräthe tragen (Kittl. 2, 15 f.). Auf Lukunor haben die Häuptlinge noch neben solchen sehr guten Schiffen auch elegante Ruderböte (Lütke 2, 80; Kittl. 2, 89 f.). Auch die Schiffe von Truk rühmt Kittlitz (2, 119) sehr. (Ueber andere Inseln: Mertens 153 f.; Kittl. 2, 148; 417; Lütke 2, 105; D'Urville b, V, 341; Cheyne an versch. Stellen u. s. w.).

Auf Ralik und Ratak sind die Kähne, welche 50—100 Mann fassen, auf der einen Seite steil und gerade, auf der anderen gewölbt; sie gleichen den marianischen und haben auch wie diese die dreieckigen Segel, mit denen sie jedoch auch gut gegen den Wind segeln können (Gulick 303 f.; Kotzebue a 1, 127 f., 2, 39). Ausgezeichnete Kähne gibt es im Gilbertarchipel, die einen mit hinten und vorn kreisförmig umgebogenem Kiel wie zu Ponapi, sehr rasch segelnd (15—20 Seemeilen in einer Stunde) aber klein und nur in bestimmten Jahreszeiten gebraucht (Gulick 413), die anderen bis an 60′ lang aber nur 6′ breit und gleichfalls sehr schnell segelnd (Hale 102). Die Schiffe auf Banaba haben kein Segel; man gebraucht nur Ruder daselbst (Cheyne 75).

Die besten Seefahrer des jetzigen Mikronesiens sind die Marshallinsulaner. Sie machen erstaunlich weite Fahrten, 600 Seemeilen wei westlich zur Wellingtoninsel (Gul. 303) oder bis nach Guaham (Kotzebue a 2, 127). In kleinen Flotten vereinigt segeln sie ab und finden ihr fernes Endziel stets richtig auf in ihren Kähnen, die so leicht umfallen und die verloren scheinen, wenn der Ausleger bricht. Allein dann springen die Eingeborenen wie die alten Marianer ins Meer und machen die Reparatur schwimmend (eb. 131). Eine solche Expedition dauert mehrere Monate, ja mehrere Jahre. So war 1857 von Ebon ein Häuptling mit 800 Begleitern in 40 Kähnen abgefahren um die nördlichen Inseln der Kette zu besuchen und 1860 am 11. März kamen sie zurück. Daher kann es uns nicht wundern, wenn sie in ihrer Seetüchtigkeit einen großen Ruhm suchen und dem verstorbenen Häuptling ein Ruder aufs Grab gepflanzt wird. Ihr Proviant bestand aus Kokosnüssen, aufbewahrter Brodfrucht und jenem

eingetrockneten Pandanussaft (Gul. 303 f.). Auch eine Art Karte haben sie, nämlich Stricke, welche in bestimmten Knoten zusammengebunden den Lauf der verschiedenen Strömungen bezeichnen. Sie sind strenges Geheimniß der Fürsten und auf ihre Veröffentlichung steht der Tod (eb. 304). Genaue Kenntniß des ganzen Archipels war Gemeingut aller Bewohner der Marshallinseln, der Männer wie der Weiber: die Häuptlinge, welche alle fahrbaren Straßen kannten, zeichneten die Lage aller Inseln des Archipels auf (Chamisso 120; Kotzebue a, 2, 79, 92).

Die Karoliner fahren, außer daß sie die ganze Ausdehnung ihrer eigenen Gruppe des Handels oder des Vergnügens wegen bereisen, bis zu den Marianen hin, einzeln oder häufiger in Geschwadern. Dabei richten sie sich nach dem gestirnten Himmel, den sie in zwölf Theile eingetheilt haben (Cham. 128). Auch Cantova (Sprengel 10, 216) spricht von 12 Himmelsgegenden und 12 verschieden benannten Winden. Doch existirte dabei noch eine andere Eintheilung des Himmels in 28 Theile, welche nach den in ihnen auf und untergehenden Sternen benannt waren (Lütke 2, 79, 370 f.). Nach Freycinet freilich waren es nur 24 Theile, denn nach ihm (2, 103) zerfiel der Horizont zunächst in 4 Theile, diese wieder in je zwei Unterabtheilungen, deren jede man wieder in zwei spaltete, so daß eine 24theilige Windrose entsteht. Die östlichen Rumben haben dieselben Namen wie die westlichen, so daß man letztere durch den Zusatz westlich unterscheidet (Mertens 154). Nach diesen Himmelsgegenden richten sie sich bei ihren Fahrten, so wie nach der Sonne und den einzelnen Sternen und Sternbildern, die sie kennen, nach Auf- und Niedergang beobachten und durch besondere Namen unterscheiden. Doch haben sie nach Torres noch ein anderes Mittel, die Richtung ihrer Fahrt zu bestimmen: da sie meist zur Zeit constanter Winde segeln, so legen sie einen Stab in bestimmter Richtung vor sich hin und nach diesem finden sie unter beständiger Beobachtung des Windes, den Weg (Chamisso 128; Lütke 2, 79, 370). Geographische Kenntniß haben sie und ziemlich genau von ihrer ganzen Kette, von Kusaie bis zu den Palaus und von den Marianen, jenseits welcher nach ihrer Meinung der Himmel sich immer mehr der Erde nähert und endlich auf ihr fest steht. Die Lage der einzelnen Inseln des genannten Bezirkes wissen sie aufzuzeichnen (Kittl. 2, 87). Einen Kompaß

wie Lesson will, hatten sie nicht; sie haben ihn erst von den Europäern empfangen (Lütke 2, 333). Diese astronomischen und nautischen Kenntnisse wurden den Knaben gelehrt und zwar nach Cantova durch bildliche Darstellung des Himmels mit seinen Hauptgestirnen (Cham. 128).

Schon vor der Entdeckung durch die Europäer aber scheint die Seetüchtigkeit der Karoliner abgenommen zu haben; die Kusaier wenigstens und die Bewohner von Ponapi hatten früher größere Böte und machten weitere Fahrten als jetzt (Lütke 2, 80; Gulick 179), wenn sie auch jetzt noch zu den besten Seefahrern des Gebietes gehören und nach den Gilbertinseln und Marianen noch heute segeln (Michel. y Rojas 198). Der Schiffsdienst traf durch regelmäßige Ablösung jeden der Mitfahrenden (Freyc. 2, 103).

Auch das Jahr theilt man nach dem Aufgang verschiedener Gestirne ein in einzelne Jahreszeiten und nach dem Laufe des Mondes in einzelne Monate, welche letztere wieder eine bestimmte Anzahl von Tagen umfassen (Cham. 128). Jeder Tag hat seinen Namen und zerfällt selbst in einzelne gleichfalls verschieden benannte Abtheilungen (Lütke 2, 79; Mertens 154). Nach Freycinet 2, 105 war die Zahl der Monate 10, deren 5 die eine Hälfte des Jahres, die Wind- und Regenzeit (von Juni—Nov.), die 5 anderen die gemäßigte Jahreszeit bilden. Doch er selbst zweifelt, ob man ihnen nicht eine doppelte Jahresrechnung, eine nach diesen klimatischen Verhältnissen, die andere nach Mondmonaten, deren Zahl dann größer wäre, zuschreiben müßte.

Auf den Marianen war die Zeitrechnung verschieden; die einen rechneten das Jahr zu 12, andere zu 13 Mondumläufen und einmal soll es darüber sogar zum Kriege gekommen sein (Bonani im neuen Weltb. 7, 6). Man rechnete nach Nächten, wie auch auf den Karolinen und den Natakinseln (Chamisso 63) und zählte dieselben, indem man in eine Schnur für jede Nacht einen Knoten band (le Gob. 68), ein Mittel, welches auch sonst in Mikronesien vorkommt (Kotzebue 2, 85); auf den Palaus zählte man allgemein nach solchen Knotenschnüren (Keate 336).

So ausgezeichnete Schiffer, wie die Mikronesier sind, werden auch tüchtige Fischer sein, was alle unsere Quellen bestätigen. Männer und Weiber fischen: erstere jedoch dürfen 24 Stunden nach voll-

zogenem Beischlaf keine Angel berühren, letztere nicht, wenn sie schwanger sind. Man fischt theils mit Angeln aus Knochenspitzen (jetzt sind es gewöhnliche europäische) theils mit Fischkörben, die aus Volkameriazweigen ziemlich groß und von der Gestalt unserer deutschen Fischkörbe geflochten 2 Tage im Wasser liegen müssen; will man sie herausholen, so wird bisweilen Kokosöl vorher aufs Wasser gegossen, um dieses zu glätten. Ferner hat man kleinere und größere Netze, die sehr gut geflochten sind. Auch nächtliche Fischereien beim Scheine brennender Kokosblätter sind nicht selten (Mertens 137 f.; Cham 113). Häufig werden die Fische mit Speeren geschossen; so sah Gulick wie man auf den Gilbertinseln eine Bonitenschaar von 2—300 Stück dem Strande zutrieb und dann sehr geschickt fast alle mit den Speeren fing (413).

Viele ihrer größeren Fahrten unternehmen sie des Handels wegen. Dieser besteht nur aus gegenseitigem Austauschen von Geschenken und es ist ein Irrthum von Chamisso und Hale, wenn sie in jenen zu Schnüren aufgereihten dünnen Kokos- und Muschelstückchen, die man als höchste Kostbarkeit um den Hals und den Leib trug, eine Art Geld sahen. Gulick 417 widerlegt diese Ansicht aus seiner eigenen unmittelbaren Erfahrung: diese Schnüre sind besonders hochgeschätzt und deshalb werthvoller als alle übrigen, aber auch sie sind nur Tauschmittel und Geld oder etwas dem Gelde ähnliches fehlt. Mit Gulicks Behauptung kommt man auch für die alten Marianer aus, obgleich Freycinet (2, 463) wenn auch zweifelnd, dieselbe Meinung ausspricht, wie Chamisso (80), mit dem er sehr häufig eine gemeinschaftliche Quelle hat, die mündlichen Mittheilungen des Don Luis de Torres. Allerdings gab es auf Tinian die Stadt Fanatugan-Alas „Ort, wo man den Alas, die Schildpattketten aufreiht", der allein diese Ketten machen durfte (Freyc. 2, 458); allerdings bekam der Mann, der einer verwandten Frau auf ihre Bitten (denen er gehorchen mußte) ein Haus, einen Acker u. s. w. schenkte, dafür einen Alas (eb. 479); allerdings erhielt der, welcher ein Kind gerettet, von den Eltern oder wenn diese zu arm waren, von der ganzen Familie die kostbarste Art dieser Kette zum Lohn (eb. 376) und freilich war der Werth dieser Ketten nach ihren verschiedenen Arten sehr genau bestimmt (481): aber das alles beweist noch nicht, daß wir es hier mit wirklichem Gelde zu thun haben, denn erstens bestand der Tausch-

handel daneben und zweitens spricht einiges was Chamisso 80 sagt, dagegen, nämlich daß die einzelnen Stücke um so höher geschätzt waren, je mehr Löcher sich in ihnen befanden, denn diese Löcher wurden nur hineingebohrt, wenn der Besitzer des Stückes bestimmte ehrenvolle Thaten vollführt hatte. „Solche Trophäen sollen dann dem Eigner ein gewißes Zwangsrecht gegeben haben, sie nach hergebrachten Bräuchen gegen anderer Eigenthum auszutauschen und in gewisser Hinsicht als Mittel des Handels und Zeichen des Wortes gegolten haben." Mit diesen Worten klärt Chamisso das wahre Verhältniß ganz richtig auf; man sieht, wie wenig diese Schildpattstücke unserem Gelde gleichkommen. — Die einzelnen Inseln führen das aus, was bei ihnen besonders reichlich oder gut bereitet wird, wie die Bewohner von Wolea Kähne, die der niederen Inseln Waffen, welche sie theuer nach den hohen Inseln verkaufen (Kittl. 2, 83), die von Isaluk gewisse große Muscheln (eb. 2, 152)., die Pakiner ihre berühmten Mattensegel, welche sie hauptsächlich nach Ponapi gegen Tabak absetzen (Cheyne 100), die Bewohner von Lukunor, welche dem Handel besonders zugethan sind und durch ihn eine große Wohlhabenheit erlangt haben, die nicht ohne Einfluß auf ihre Verfassung blieb, Pandanusmatten, Tauwerk und Bindfaden aus Kokosfasern, Waffen aus Kokosholz, Geräthschaften von Brodbaumholz und dergl. und zwar meist nach den hohen Karolinen (Kittl. 2, 82). Doch darf man nicht daraus schließen wollen, daß die hohen Inseln in ihren industriellen Produkten zurückständen: auf Ponapi werden z. B. Schlafmatten, Gürtel, mancherlei Schmuck, Zeug zu Kleidern, Körbe, Seilerwaaren, Segel von anerkannter Güte bereitet. Namentlich berühmt waren die Schlafmatten, welche 6′ lang und von verschiedener Breite sind. Das obere Ende wird aufgerollt und dient als Kopfkissen, wozu man auf Ratak und an den meisten Orten einen etwas ausgehöhlten Holzklotz gebraucht (Chamisso 115). Die Decken bestehen gleichfalls aus Bastzeug. Die Gürtel werden aus gelb- und rothgefärbten Bananenfasern 6′ lang und 5—6″ breit mit allerlei bunten Mustern auf kleinen Webstühlen gefertigt, (Cheyne 112) deren Schiffchen ganz dem unseren gleicht (Hale 75).

Ihre Instrumente waren wie auch die der Marianer (Salaçar bei Oviedo XX, 16; Garcia de Loaisa bei Nav. 49) früher von Stein, von scharfen Muschelschalen (Messer, Sägen; Clain bei

le Gobien 407), von Fischgräten, Knochen u. s. w. Jetzt wird immer mehr Eisen eingeführt. Sehr hübsche Holzgefäße auf den Karolinen erwähnt Keate und Freyc. 2, 101, während auf den Marianen auch verschieden gestaltete irdene Töpfe ohne Glasur gebräuchlich waren (2, 317), welche man sonst in Mikronesien nur noch auf Eap und den Palaus kennt, weil sich hier Töpferthon findet (Chamisso 123). Körbchen mit und ohne Henkel von Bast und Blättern geflochten, Kalebassen als Gefäße (eb.), die Riesenmuschel und andere große Muschelschalen zu gleichem Zweck (Chamisso 113), hölzerne Gefäße (hölzerne Töpfe auf Truk Desgraz bei D'Urville b, V 315) und noch so mancherlei anderes versteht sich von selbst. Feuer ward durch an einandergeriebene Holzstückchen auf verschiedene Art hervorgebracht (Chamisso 154). Mörtel verstand man zu bereiten, indem man Korallenkalk in glühend erhitzte Erdlöcher brachte und mit Wasser löschte (Mertens 160). Leim (mit dem man Vögel fing und die Ratten von den Kokosbäumen fern hielt) und Firniß bereitete man wie auf den Marianen (Freyc. 2, 413) aus dem Saft des Brodbaumes, aus anderen Pflanzensäften rothe, gelbe, braune u. s. w. Farbe; schwarze aus Kokoskohle (Mertens 169; 185; Novara 2, 409 und sonst). Vielerlei anderes, die parfümirten Oele, die geflochtenen Matten, die Bastzeuge und Kleiderstoffe aus Bananenfasern (Chamisso 77; Cheyne 76; 112; Michel. y Rojas 191; Lütke 2, 73; D'Urville b, V 31) u. s. w. haben wir schon erwähnt. Dies Oel wird überall bereitet; auf den Marshall- und Gilbertinseln zur Ausfuhr (Gulick 304; 413), wofür man Feuerwaffen und Tabak erhält, während man auf Ponapi von europäischen Waaren jetzt hauptsächlich Spirituosen, Tabak, Flinten, Pulver und eiserne Geräthe verlangt (Cheyne 104). Auf Lukunor läßt man in eigens dazu angelegten kleinen Gehegen die Nüsse erst keimen, damit sie zur Oelbereitung desto tauglicher sind (Kittl. 2, 112).

Wenn nun auch die Kleider, Häuser und Kähne der Mikronesier, ihre Liebhaberei für schöne Blumen und Blumenschmuck, wenn häufig auch ihre Muschelkränze und dergl. einen gewissen Geschmack verrathen, so kann doch von Leistungen in irgend welcher Kunst bei ihnen kaum die Rede sein. Das Beste, was sie schaffen, sind ihre oft zierlich gebauten, elegant geflochtenen und durch bunte Farben innen und außen nicht unangenehm geschmückten Häuser. Auch ein-

zelnes von Schnitzereien hatten sie, an Holzkästchen zur Aufbewahrung ihres Schmuckes, an ihren Kähnen und gelobt werden die Skulpturen an den Kähnen von Truk (Desgraz bei d'Urville b, V, 315). Die alten Marianer hatten Bilder ihrer Ahnen auf Holzstücken und Baumrinde gezeichnet, denen sie wahrscheinlich göttliche Verehrung erwiesen: denn Sanvitores, der sie zum Christenthum bekehrte, befahl ihnen, diese Bilder zu verbrennen (le Gobien 82).

Musikinstrumente haben die westlichen Karolinen gar nicht, selbst die Trommel fehlt (Cantova bei Sprengel 10, 229 f.; Cheyne 123; Pickering 227); auf Lukunor (Mertens 146) und Kusaie (Lütke 1, 366) ist derselbe Mangel. Dagegen haben die Bewohner von Ponapi, wodurch sie sich vor allen Karolinern auszeichnen, eine kleine Flöte von Bambus, welche durch die Nase geblasen wird und eine Trommel aus einem ausgehöhlten Baumstumpf, der mit Fischhaut überspannt ist. Sie liegt auf dem linken Knie des am Boden kauernden Spielers und wird mit der rechten Hand geschlagen, dann tönt sie dumpf und laut wie ein Hindu-tamtam, welche Töne der Spieler stets mit Gesang begleitet (Cheyne 116; Novara 2, 419). Dieselbe Trommel ist das Lieblingsinstrument der Marshall- und Gilbertinsulaner (Meinicke Zeitschr. f. allg. Erdk. 15, 413). Auf den Marianen, wo man jetzt verschiedene europäische Musikinstrumente, so wie besaitete Kalebassen gebraucht, hatte man zwei Arten Rohrflöten, deren eine $2^1/_2$' lang, mit 4 Löchern für jede Hand und von weichem Klange mit dem Mund, die andere kleinere schärfer tönende mit der Nase geblasen ward (Freyc. 2, 399). Große Muscheln (Tritonium) dienten überall, auch auf den Marianen (Freyc. 400) als Signalhörner in Krieg und Frieden; auf Eap werden sie auch bei feierlichen Gelegenheiten länger geblasen (Cheyne 156 f.). Auf allen Inseln aber, auch auf denen, welche keine Musikinstrumente hatten, war Gesang und der stets von Gesang begleitete Tanz häufig. Auf den Marianen setzten sich bisweilen die Frauen zusammen und sangen, indem sie sich mit kleinen Muschelschalen, welche die Stelle der Kastagnetten vertraten und mit sehr zierlichen lebhaften Gesten begleiteten, äußerst anmuthig und harmonisch rein ihre Lieder. Einen ähnlichen Gesang „Kalge der Weiber" genannt, hatten die Frauen auf Wolea und und Faraulep (Freycinet 2, 120; nach Cantova) und auch auf Lukunor gab es Lieder, welche nur von den Frauen, andere, die

nur von den Männern gesungen werden durften (Mertens 146). Auf den nordwestlichen Karolinen begleitete man den Gesang, der nicht unangenehm war (Clain bei le Gob. 406), indem man im Takt auf die Hüften schlug (Clain bei Sprengel 10, 202). Freycinet (2, 398) gibt eine marianische Melodie, von der wir jedoch stark zweifeln, ob sie ganz ächt und ganz unentstellt ist; auf keinen Fall wird sie uns als sicherer Vertreter des altmarianischen Gesangs gelten dürfen. Die Gesänge des übrigen Mikronesiens dagegen werden nicht sehr gerühmt; auf Tobi bestanden sie in einem häßlichen Heulen und ein scheußliches Geschrei nennen sie Gulick (306) und Kotzebue 2, 81) im Marshallarchipel, wo sie langsamer anfingen, sich aber im Tempo, der Höhe und Stärke der Töne immer steigerten (Chamisso 115). Auf den Gilbertinseln war's nicht besser (Meinicke a. a. O.). Mehr zu loben waren sie auf manchen Inseln der Karolinen, doch auch hier eintönig nach Freyc. (2, 121), der eine Probe von Satawal in Noten gibt, nach der man sich einen ungefähren Begriff machen kann. Auf Wolea wurde in jeder Nacht vor dem Hause des Tamol (Häuptling) so lange von den jungen Leuten der Insel musicirt, bis er selbst das Zeichen zum Aufhören gab (Cantova bei Sprengel 10, 229; Freycinet nach ihm).

Auch die Tänze, häufig pantomimische Darstellungen, waren im Marshall- und Gilbertarchipel ungraziös, wild, voll von Verrenkungen (Kotzebue a, 2, 81). Oft haben sie religiöse Bedeutung, wie denn Gulick z. B. einen Tanz auf Ebon mit ansah (306), welcher von 600 Mann unter Vortanz des Königs aufgeführt wurde, um dadurch die Genesung eines erkrankten Fürsten herbeizuführen. Entweder tanzten sie alle in einer Reihe gemeinschaftlich, mit gleichmäßigen Bewegungen; oder einzelne traten vor und tanzten, unter den heftigsten Gesichtsverzerrungen, den gewaltsamsten Körperbewegungen allein, zunächst der König, welcher auf phantastische Weise mit Blätterbüscheln und Federn verziert war, dann als er ermüdet abtrat, ein anderer und so 50. Bei allen wichtigen Ereignissen, bei Ankunft Fremder, bei der Abreise u. s. w. wird getanzt (Gulick 306; Kotzebue a, 250; 90). Auf Ponapi waren die Tänze zierlich und nicht unanständig. Die unverheiratheten Männer und Mädchen tanzen in einer Reihe und während Trommel und Flöte und Gesang den Tanz begleitet, treten

sie zu dieser Musik den Takt. Jegliche Bewegung wird von der ganzen Reihe gleichmäßig aufgeführt, und zwar bestehen die Bewegungen in graziösen Biegungen des Körpers und bisweilen in Ausbreiten der Arme, wobei die Finger in zitternder Bewegung sind (Cheyne 116; Novara 2, 419). Ganz rein waren auch die nächtlichen Tänze auf Morilen (Mertens 131). Ueberall tanzte man gern Nachts, oft ganze Vollmondsnächte hindurch und zwar waren auf Lukunor (Mertens 146), auf Wolea und Faraulep, auf welchen letzteren Inseln der erste Häuptling dem besten Tänzer bisweilen ein Geschenk gibt, die Tänze ähnlich wie auf Ponapi, indem auch hier die Männer und Weiber in zwei Reihen einander gegenüberstehen und ganz ähnlich geschmückt sind, wie die Tänzer auf Ebon (Cantova a. a. O. 129 f.; Freycinet 2, 119 f.). Eigenthümlich ist der Tanz auf Satawal: zwei Reihen stehen sich gegenüber und nachdem sie mit einem gemeinschaftlichen Schrei angefangen, berührt jeder Tänzer mit einem Stab — solche Tanzstäbe, die zierlich genug waren, gab es auch zu Kusaie (Kittlitz 2, 98). — den Stab des ihm gegenüber Tanzenden oder bei Wendungen seiner beiden Nachbarn. Der Stab wird immer in der Mitte gefaßt und da er stets zwei andere Stäbe berühren muß, so entstehen dadurch oft sehr kunstvolle Touren. Dazu wird immer ein und dasselbe Lied gesungen, welches man jetzt nicht mehr versteht, welches aber lyrisches Inhalts sein soll (Freycinet 2, 120 f.). Auch auf Eap gibt es vielerlei Tänze, theils für beide Geschlechter, theils für Männer oder Weiber allein (Cheyne 133). Verschiedenartige Tänze der Weiber allein und gemischte, auch nicht immer anständige, werden von den Marianen erwähnt (le Gobien; Freyc. 2, 398 f. und sonst).

Nicht ohne Interesse ist es, was uns von der Poesie dieser Völker berichtet wird. Auf den Marianen gab es Dichter von Beruf, welche hoch geachtet wurden und deren Gedichte man sehr schätzte; die Männer recitirten sie in den öffentlichen Versammlungen (le Gob. 49; 57). Der Inhalt dieser Poesieen war verschieden. Zunächst bezog er sich auf die Weltschöpfung und andere Mythologeme. Alle Menschen, sagen die Dichter, gingen von Guaham aus; dort lebte der erste Mensch, dort wurde er in einen Stein verwandelt, während Nachkommen sich über alle Lande zerstreuten, ihre heimische Sprache verlernten und nun Silben betonen, welche sie selbst nicht mehr ver-

stehen (le Gob. 63). Oder nach Velarde und de Torres bei Freycinet (2, 381) und Chamisso 132 f.: „Puntan war ein sehr erfinderischer Mann, der vor Erschaffung des Himmels und der Erde viele Jahre in den leeren Räumen lebte. Dieser trug, als er zu sterben kam, seiner Schwester auf, daß sie aus seiner Brust und Schultern den Himmel und die Erde, aus seinen Augen die Sonne und den Mond, aus seinen Brauen den Regenbogen verfertigte." Wie Chamisso hiermit altgermanische Mythologeme vergleicht, so werden wir ähnliches im eigentlichen Polynesien finden. Ein anderer Gegenstand ihrer Poesie mag die Schilderung ihres Paradieses gewesen sein, wo es Früchte im Ueberfluß gab, wohin aber nur die ruhig sterbenden gelangten. Dann sangen die Dichter die Abenteuer ihrer Vorfahren, „voll Fabeln und Uebertreibungen", wie le Gob. sagt (2, 57). Auch lyrische Poesien hatten sie, mannigfacher Art, namentlich die jungen Leute, welche man Uritaos nannte (Freyc. 2, 369 f.); diese hatten viele erotische Lieder, in einer ganz eigenen Sprache, und solche Lieder meint wohl le Gobien mit den profanen und unreinen Gesängen, welche das Christenthum vertrieb (284). Hierher gehören auch ihre Trauergesänge (298), wenn diese auch vielfach Thaten aus dem Leben des Verstorbenen gefeiert haben mögen; ebenso die zahlreichen Spottlieder gegen die Besiegten (55), so wie die „tausend Neckereien und Eulenspiegeleien", womit sie sich gern unterhalten (57). Auch Wortspiele, wozu ihre Sprache sehr geeignet war, liebten sie sehr (48). So werth war ihnen die Poesie, das Sanvitores kein besseres Mittel sah, das Christenthum dem Volke zugänglich zu machen, als daß er die christliche Lehre in Verse brachte (90).

Die Form dieser letzteren war allerdings einfach genug; sie wird sich nicht über einen gewissen lockeren Parallelismus, wie er auch sonst im stillen Ocean herrscht, erhoben haben.

Auch ihre Beredsamkeit, worauf schon manches des oben erwähnten hindeutet, war groß. Eine Probe gibt Freycinet (2, 199 f.) in marianischer Sprache mit französ. Interlinearübersetzung, die Rede oder einen Theil einer Rede des Chamorri Djoda (Yura bei le Gobien), womit er zum Aufstand gegen die Spanier anreizte: wir rücken das Bruchstück in möglichst wörtlicher Uebersetzung ein. „Zeit ist's, den Todesstoß zu geben, weil die Fremden getrennt sind. Vom Lande sind

fern die starken Männer, hier in Agagna geblieben nur die Unnützen, Schwachen und die Kranken. Nicht schwer ist es für uns, anzugreifen, und uns zu befreien; wenn wir die Gegenwart schlecht nutzen, später werden wir nicht siegen und sie uns einengen und wir alles geben. Wir wollen frei leben nach unseren Willen und unseren Sitten: denn wenn sie fertig sind, die anderen Länder des Nordens zu erobern, dann enden unsere Hoffnungen, wohin wir fliehen sollen! Folgt mir und wir sind berühmt ohn' Ende, weil wir unserem Vaterland in Freiheit zu leben verschafften." Und so sehr auch die Reden bei le Gobien durch Redewendungen und Satzbau aus der Zeit Ludwig XIV. kleine französische Meisterwerke geworden sind, einen ächten marianischen Kern hört man immer heraus, eine scharfsinnige oft überraschende Schlagfertigkeit — „die Spanier, sagte der Chamorri Hurao (le Gobien 140 f.), werfen uns unsere Armuth, unsere Unwissenheit und Ungeschicklichkeit vor. Aber wenn wir so arm sind, was suchen sie bei uns? Wenn sie uns nicht brauchten, warum dulden sie solche Gefahren, um sich bei uns anzusiedeln"? In derselben Rede heißt es: „sie sagen, sie wollen uns glücklich machen: worin besteht ihr Glück als in Elend, Krankheiten und Ungeziefer? Das Eisen und was sie sonst noch bringen wiegt das nicht auf". Und Aguarin sagte (245 f.): „Wir sind frei geboren, laßt uns unsere Freiheit, welche die Natur uns schenkte und unsere Ahnen uns hinterließen, bewahren. Was würden die Ahnen sagen, wenn sie uns als Sklaven einer handvoll Europäer sähen, welche nur unsere Furcht schrecklich macht? Ihr fürchtet vielleicht wegen ihrer Feuerwaffen sie anzugreifen? aber ist nicht ein ruhmvoller Tod einem schimpflichen Leben vorzuziehen?" Auch ihre Weiber, welche wie wir schon erwähnten, ihre eigenen Lieder hatten, erotischer Art, waren geschickte Rednerinnen, wofür le Gobien 336 ein Beispiel gibt.

Die Bewohner der Karolinen haben mythologisch-epische Erzählungen, wohin auch die religiösen Sprüche und Lieder gehören, welche Kittlitz von Kusaie erwähnt (2, 47, 1, 374). Was uns von diesen Mythologemen bei Cantova (Hockin übers. v. Ehrmann, Weimar 1805, Einleitung S. 22 f.) bei Freycinet (111 f.) und Chamisso (129 f.) — bei letzteren beiden durch Torres — mitgetheilt wird, ist nicht ohne Schwung und poetischen Reiz. Die ganze Art der Mythenbildung ist denen verwandt, welche Grey uns von den

Neuseeländern aufbewahrt hat und würde, wenn es nicht gar so abgerissen wäre, der Vergleichungspunkte gewiß noch mehr bieten, denn auch der mikronesische Himmel ist reich bevölkert und über die Entstehung der Dinge sowie die Schicksale der einzelnen Götter gab es viel zu berichten. Wie sie uns jetzt vorliegen, stehen diese Mythen bei aller Verwandtschaft an poetischem Werth den polynesischen nach, aber auch so den ältesten indogermanischen etwa gleich. Ein eigenthümlicher Zug, den sie mit den polynesischen Mythen theilen, ist der, daß sie gern bei der Erklärung auffallender Gegenstände aus der Natur verweilen. So stammt die röthliche Farbe der Palmstämme davon her, daß sich der eben geborene Götterknabe an ihnen reinigte; die seltsame Gestalt des Kopfes eines gewissen Fisches durch Schläge welche der Gott ihm gab u. s. w. — Andere Lieder besangen die Thaten der Ahnen (Torres bei Kotzebue 2, 131) und ihre eigenen Erlebnisse, sowie sie auch ihre nautischen und geographischen Kenntnisse in ihren Liedern niedergelegt haben und sie durch dieselben ihren Kindern lehren (eb. 130). Auch die Mährchen- oder novellenartige Erzählung, welche Chamisso seinem Freunde Kadu, der von Wolie stammte, nacherzählt und die wohl in ihren Grundlagen auch mythologisch und vielleicht auf den Gott Olifat, von dem die anderen Erzählungen uns mitgetheilt werden, zurückzuführen sind, auch diese Erzählung welche Chamisso selbst dem Mährchen vom Meisterdieb vergleicht, ist nicht ohne poetischen Reiz und scharfsinnig erfunden und es wäre in mehr als einer Hinsicht wichtig, wenn wir derartige Erzählungen jener entfernten Völker mehr hätten. „Auf einer Insel der Gruppe Mogemug (Ulithi), erzählte Kadu, wurden allnächtlich die Fruchtbäume geplündert, ohne daß man lange Zeit den Thäter finden konnte, bis er endlich in einem scheinbar frommen Knaben entdeckt ward, der allnächtlich die Früchte stahl. Da Züchtigungen, Gefängniß und Fesseln ihn von seinem Thun nicht abhielten, so brachte man ihn auf eine entfernte wüste Insel, aber auch dieses war umsonst, denn aus einem Baumstamme fertigte er sich einen Kahn, auf welchem er allnächtlich zu neuen Diebereien herüberfuhr und man hatte nicht eher Ruhe, als bis man dieses Fahrzeug ihm zerstörte. Nun blieb er aus und als einige Zeit darauf einige Neugierige ihn auf seiner Insel besuchen wollten, fanden sie ihn, trotz alles Umhersuchens im Walde, auch dort nicht mehr — aber ebensowenig Abends, als sie ermüdet

zurückkehren wollten, ihren Kahn, denn der Schlaue hatte sich, als er sie kommen sah, im Gebüsch versteckt und segelte nun in dem unbedachtsam verlassenen Kahn über die hohe See nach Sorol. Jetzt hegte er Nachegedanken gegen sein Vaterland und bewog daher den Fürsten von Sorol zu einem Zug nach Mogemug, um es zu unterjochen; allein glücklicherweise hatten die Bewohner von Mogemug sie herankommen sehen und umzingelten die Nachts Landenden rasch von einem Hinterhalte aus. Da wurde jener Frevler denn getödtet: den Fürsten von Sorol aber und die Seinen ließ man frei zurückkehren". Im Erzählen sind alle Mikronesier sehr behende, und häufig mischen sie auch in den Bericht von ihren eigenen Erlebnissen, märchenhafte, phantastische Züge. (z. B. Chamisso ges. Werke 1, 363). Auch gab es Dichter von Beruf: auf den Centralkarolinen wurden von ihnen alle Jahre oder alle zwei Jahre neue Gesänge — denn auch die Musik war Sache des Dichters — erfunden und um diese zu singen, fuhr die Jugend der einen Insel sehr häufig zu einer Art von Gesangsfest auf eine Nachbarinsel (Mertens 146).

Auf Natak, Nalik und den Gilbertinseln gab es Lieder auf alle irgendwie bedeutenden Ereignisse, die man aus dem Stegreife dichtete (Chamisso 91; Kotzebue a 2, 119, 81 und sonst), die sich aber doch lange erhielten, denn noch heute (Gulick 299) werden, wie Gulick selbst hörte, die Lieder dort gesungen, welche man auf Kotzebue gedichtet hatte. Auch sonst gab es nun Lieder aller Art, Kriegslieder (Kotzebue a, 288), religiöse Lieder (a, 2, 97), Liederchen beim Baden (Cham. 67) u. s. w., von denen einige nur von Weibern gesungen werden (eb.). Solche Gesänge, welche hintereinander vielfach wiederholt werden, bestanden oft nur aus zwei Zeilen, wie die kleinen Lieder der Neuholländer, welche Grey überliefert, z. B.: (Cham. ges. W. 1, 267.)

Den geschälten Kokos trinkt
Kokos ißt Chamisso.

Auch ein Beispiel eines historischen Liedes wollen wir nach Chamisso geben, welches die Ausfahrt des Wongusagelig, Fürsten von Ligieb von seiner Insel und seine Einfahrt in Aur (67, ges. W. 1, 112) darstellt:

Wongusagelig
Gehet unter Segel.
Außen am Strande das Volk.
„Setzt das Segel um.

Scheitern wir nicht an dem Riff!
Land aus der Aussicht verloren!
Ebbe! Ebbe!
Wongusagelig."
Und es erschallet der Machtruf:
„Die Schiffe zusammen gehalten!
Es schlägt die Welle wohl ein!
Am Schiff vorn, steure! steure!
Steure! steure! steure!
Reißet hinein uns die Fluth."

Auch läßt sich den Karolinern wie den übrigen Mikronesiern eine gewisse Beredsamkeit nicht absprechen.

Natürlich wurden alle ihre Lieder mündlich überliefert, denn Schrift kannten sie nicht, vielmehr hielten z. B. die Rataker die Schriftzeichen für Zauberei (Kotzebue a, 2, 79) und die Bewohner von Ponapi für das Tattuirungszeichen, also gleichsam für eine persönliche Chiffre der Europäer und wunderten sich nur über die Wiederholung der einzelnen Charaktere (Hale 76). Doch erwähnt Freycinet (2, 107; Abbildung planche 58) einen Brief, den ein Häuptling der westlichen Karolinen geschrieben hatte auf schlechtes Papier — wohl auf ihr einheimisches Bastzeug — mit rother Farbe als Dinte und in Bilderschrift. Er wollte gegen Muscheln Fischhaken eintauschen und so war in der Mitte des Blattes ein Mann mit offenen Armen dargestellt, den Gruß des Schreibenden bedeutend, links sah man das Uebersendete, die Muscheln und rechts das Gewünschte, die Fischhaken. Doch beruht dieser Brief, obgleich er schon Anfang dieses Jahrhunderts abgefaßt ist, wohl auf europäischer Anregung und von irgend etwas ähnlichem haben die ersten Entdecker nichts berichtet.

Aus allem bisher erwähnten sehen wir, daß es den Mikronesiern an intellektuellen Fähigkeiten durchaus nicht fehlt, daß diese aber wenig d. h. nur so weit entwickelt sind, als es ihre einförmigen und beschränkten Verhältnisse zuließen. Dies wird uns noch deutlicher werden, wenn wir einen Blick auf den Charakter dieser Insulaner werfen. Die Eigenschaft, welche die ersten Besucher zunächst an den Bewohnern der Marianen wahrnahmen und welche diesen Inseln den ersten europäischen Namen Ladronen eintrug, war ihre große Dieberei und ihre außerordentliche Geschicklichkeit beim Diebstahl (Magelhaens bei Navarr. IV, 53; Pigafetta 58, 62; v. Noort allg. Hist. d.

Reisen 11, 368), welche sie nach einem anderen spanischen Bericht auch untereinander und nicht blos gegen Fremde ausübten (Fra Gasp. de St. Aug. 70). Allein der Pater Strobach, welcher, ein Begleiter Sanvitores, längere Zeit unter ihnen lebte, schildert sie im neuen Weltbott (1, 11—12) denn doch anders und auch le Gobien spricht gegen den Namen Ladronen (62). Nach Strobach waren sie gastfrei, freundlich gegen Fremde, sorgsam und geduldig gegen Kranke, mäßig im Essen und Trinken und unter einander ehrlich, wie denn ihre Häuser auch stets offen standen (le Gobien 62). So empfingen sie die Spanier durchaus zuvorkommend und freundlich, was diese aber keineswegs erwiderten, denn schon Magelhaens tödtete, um sie von ihren Diebereien abzubringen, bei einem Angriff auf sie, 7 Männer und verbrannte mehrere Häuser, 1526 versuchte Loaisa eine Anzahl Eingeborener gewaltsam als Schiffsbedienung zu entführen und als Legaspi 1565 bei entstandenem Streit einen Matrosen einbüßte, nahm er rohe und grausame Rache an den Eingeborenen (Freycinet 2, 167). Daher ist es nicht zu verwundern, wenn die Marianer auch gegen die Spanier feindlich oder wenigstens argwöhnisch gesinnt waren, und so darf man ihnen manche Feindseligkeiten (Plünderung eines gestrandeten Schiffes 1600) nicht zu hoch anrechnen. Als 1638 das spanische Schiff Concepcion scheiterte, waren die Eingeborenen den Schiffbrüchigen auf alle Weise behülflich und als Sanvitores landete, nahm man ihn und die Seinen aufs Zuvorkommenste auf (Freyc. 170; le Gobien 14; 40; 62). Es ist also nicht ohne weiteres richtig, wenn Fra Gaspar (70) sie grausam und blutdürstig gegen die Spanier nennt; sie sind es erst geworden. Denn wie alle Malaien sind sie sehr leicht beleidigt und außerordentlich rachsüchtig, eine um so gefährlichere Eigenschaft, als auch sie äußerst geübt und geschickt im Verstellen waren. Wollten sie täuschen, so nahmen sie einen Schein von Biederkeit und fröhlicher Unbefangenheit so glücklich an, daß sie meist ihr Ziel ganz sicher erreichten, auch wenn sie lange warten mußten; doch nie vergaßen sie eine Beleidigung. Brach dann ihre Leidenschaft im günstigen Moment aus, dann war sie um so zügelloser und wilder. Quiroga, der Feldhauptmann der Spanier und die Seinigen erfuhren von einem großen Aufstande, der auf allen Inseln Theilnehmer hatte, nichts, als bis ganz Guam in Flammen stand. Und obwohl die Marianer, wieder ächt malaiisch,

nicht eben kriegslustig waren, so wußten sie sich doch tapfer zu vertheidigen und konnten gereizt in höchste Wuth und blinde Mordlust gerathen. Die Freiheit und Unabhängigkeit, an welche sie gewohnt waren, liebten sie über alles, so daß ganz Guaham in Bewegung kam, als ein Chamorri ins Gefängniß geworfen wurde, so daß als die Freiheit verloren war und der spanische Druck begann, sie wie zuvor die Bewohner Amerikas sich freiwillig den Tod gaben, wenn sie nicht fliehen konnten (le Gobien 56 f.; 267; 43; 139 u. s. w.). Ihre Vornehmen, welche die anderen Stände sehr bedrückten, daher diese auch moralisch verkommen und weit schlechter waren, als die eigentlich allein Freien, der Adel, die Vornehmen waren ihrer Natur nach freigebig und edel (le Gob. 62), dabei aufs strengste wahrhaftig, gastlich, thätig, durchaus wohlwollend, ehrlich und so zuverlässig, daß man einen Gefangenen stets auf sein Wort umhergehen ließ; floh er, so tödtete ihn die eigene Familie (Freyc. 2, 366 f.). Die Bewohner der Ganiinseln waren scheuer; alle aber, Nord- und Südinsulaner, sehr eitel und stolz: sich hielten sie, nach Art aller Naturvölker, für das erste und beste Volk der Welt und sahen auf alle Uebrigen mit Verachtung, wie sie denn auch von den Spaniern glaubten, sie seien nur gekommen, weil ihr Leben das wünschenswertheste auf Erden sei (Freyc. eb.; le Gobien 49; 63). Auch ihren großen Leichtsinn, sowie das rasche Abspringen von einem zum anderen, das plötzliche Uebergehen von einem sehr lebhaften Affekt zu dem gleichfalls sehr lebhaften Gegentheil theilen sie mit allen Naturvölkern. Zu Scherz und Muthwillen, zu leichter anregender Unterhaltung, zu tausend Neckereien waren sie stets aufgelegt und sehr vergnügungssüchtig. Die Aeußerungen ihrer Affecte, sei es nun freudige oder traurige, sind sehr geräuschvoll und bis zum excentrischen lebhaft. Aber es ist doch ein Irrthum, wenn le Gobien diese Vergnügungssucht und Unbeständigkeit, wenn sie auch oft den Bekehrern lästig sein mochten, für ein Haupthinderniß der Bekehrung hält. Denn, wie viele einzelne Beispiele beweisen, man kann den Marianern eine reine und hohe Begeisterung für geistige Interessen nicht absprechen: wer wirklich zum Christenthum bekehrt war, hing ihm mit ganzer Treue und Begeisterung an, wie denn die Spanier unter den Marianern selbst Anhänger fanden, die sie mit reinstem Eifer für die Sache unterstützten: während andererseits die Beispiele derer noch zahlreicher waren,

welche Leib und Leben für's Vaterland ließen. Die Reden, aus denen wir Bruchstücke anführten, beweisen das Ausgesprochene zur Genüge und das Christenthum würde rasch und dauernd sich bei ihnen eingebürgert haben, wenn der Kampf gegen die neue Religion nicht zugleich Kampf gegen die neuen Unterdrücker gewesen wäre. In den meisten Fällen galt die Feindseligkeit gegen das Christenthum den Feinden, die unter dem religiösen Deckmantel das Land zu erobern — und auszuplündern gedachten (Freyc.; le Gobien). Auch fehlte es den Marianern keineswegs an Fertigkeit, sich in das neue Leben der europäischen Cultur hineinzufinden: vielmehr zeigten sie großes Geschick zu Allem, zum Lesen, Schreiben, zur Musik und auch in die Aeußerlichkeiten des europäischen Lebens und Anstands wußten sie sich erstaunlich rasch und leicht zu finden (Freyc. 367; le Gob. 295).

Die alten Marianer sind vertilgt. Die jetzigen schildert Freycinet mit drei Worten: sie sind träge, gastfrei, einfach. Alle einheimische Bildung ist verloren und wie weit ihre Indolenz geht, ist kaum glaublich; wir sahen ein Beispiel, als wir von der Behandlung des Aussatzes sprachen. Auch die Reinlichkeit ist jetzt nicht sehr zu rühmen und nur ihr Familienleben hat die alte Innigkeit bewahrt.

Die Urtheile über die Bewohner der Karolinen sind sehr verschieden, was nicht blos auf der verschiedenen Auffassung der Reisenden beruht. Denn es bestehen einige Unterschiede, die bedeutend genug sind, zunächst zwischen den Bewohnern der reicheren und jener armseligen Koralleninseln, auf welchen die Eingeborenen, um mit Pickering zu reden, im fortwährenden Hungertode leben. Daß Menschen in solch elender Lage roher, grausamer, ungastlicher werden als glücklicher situirte ist klar und so bemerkt Hale 80 mit Recht, das man die elenden Bewohner von Tobi moralisch nicht zu hart beurtheilen dürfe. Sodann aber ist ein zweiter großer Unterschied zwischen sonst und jetzt; während Kittlitz, Lütke, Mertens die Bewohner der östlichen Karolinen als arglos, liebenswürdig, zutraulich, ehrlich (Kusaie Kittl. 1, 354; Lütke 1, 295. 382), als rücksichtsvoll und anständig (Lukunor Kittl. 2, 86; Lütke 2, 44; Wolea und Fais Mertens 111; Ins. nördl. v. Truk Kittl. 2, 122) schildern, so muß jetzt nach ihrem längeren Verkehr mit den Europäern das Urtheil sich wesentlich ändern, obwohl auch schon Lütke und seine Reisegefährten die Ponapiten roher als die Kusaier fanden. Schon von alten Zeiten her waren die

westlichen Karoliner wilder als die östlichen. So berichten schon Padilla (Coreal voyage 2, 299) und Cantova, welcher die Bewohner von Wolea (Sprengel 10, 232) gesitteter nennt als ihre westlichen Nachbarn, von denen er ja auch später erschlagen ward. Ueber die Bewohner der Palaus ist am verschiedensten geurtheilt. Wer kennt nicht die schwärmerischen Berichte Wilsons (bei Keate) und Hockins? Und wie vereinigt man damit die Schilderungen bei Chamisso, bei D'Urville b, V, 209, und bei Cantova, wo sie als höchst rohe grausame Wilde erscheinen? Cantova faßt allerdings unter jenem Namen sämmtliche westlichen Karolinen zusammen; allein die anderen reden nur von der einen bestimmten Gruppe, deren Einwohner so kühn waren, daß sie nach Anderson (bei D'Urville a, V, 267) ein Walerschiff auf offener See um es zu plündern angriffen. Horaz Holden schildert sie bei Pickering als freundlich, gastfrei, aber freilich sehr roh und das wird wohl das Richtige treffen. Wilsons Bericht lautet anders. Zunächst aber haben wir abzuziehen was Keates überschwängliche Feder von Rousseauschem Idealismus hinzugesetzt hat; sodann mußte Wilson und die Seinen, nach ihrem Schiffbruch an den Palaus in höchster Lebensgefahr eine jede Freundlichkeit doppelt hoch empfinden; auch war dem König von Babeltuap daran gelegen, die Freundschaft der Engländer zu gewinnen, da er sie im Krieg mit den anderen Inseln gebrauchen wollte; ja wahrscheinlich, da noch zu Holdens Zeiten (1832) die Bewohner der Gruppe die Europäer für Wesen höherer Art ansahen (Pickering 221), hat 50 Jahre früher ihr König sie unmittelbar für Götter gehalten. Wilson war ferner nicht lange genug da, um ihr ganzes Wesen zu durchschauen und schließlich erzählt auch er aus jenem Krieg und sonst Dinge, welche freilich roh und wild genug sind. Der Capitain M'Cluer (Hockin), welcher sich auf Keates Schilderung hin auf den Palaus niederließ, fand sich gar bald arg enttäuscht und verließ seine neue Heimath schon nach fünf Monaten.

Ein genaues Charakterbild hat uns Chamisso von seinem Freund Kadu (von Wolea) gegeben und dieses ist typisch für das mikronesische Wesen. Er war nicht ohne Gemüth, dankbar und freigebig, auch nicht ohne Herzensgüte, was sich namentlich bei seinen vielfachen Neckereien zeigte, die er sehr liebte, die aber nie verletzend waren und wenn sie es doch gewesen, so gab er sich ernstliche Mühe,

alles wieder auszugleichen. Starkes Rechtsgefühl, wie es sich hier zeigt, bewährte er auch sonst. Obwohl er den Krieg verabscheute, so fehlte es ihm dennoch keineswegs an Tapferkeit. Er war äußerst schamhaft und den Weibern gegenüber enthaltsam. An Verstand und Witz fehlte es ihm nicht: allein eine geistige Trägheit hindert ihn sehr, schlafen mag er nur und singen, dieselben Lieder, die man schon öfter mit Interesse gehört hat. Für das Neue hat er Eifer, aber nur bei den äußeren Dingen, der Nachahmung der europäischen gesellschaftlichen Sitten glückt es ihm; geistige Arbeit ermüdet ihn, er bringt nichts zu Stande. Und doch nimmt er sofort gegen seine Landsleute einen lächerlich lehrhaften, hochmüthigen Ton an. Seine Entschlüsse wechseln rasch, aber sie sind immer fest (Chamisso 89). Begreift man hiernach, wie Hale (13) dazu kommt, den Karolinern — freilich ihnen allein in ganz Oceanien — wirkliche Herzensgüte zuzuschreiben: so stimmt andererseits genau mit dieser Schilderung überein was Gulick (178 f.) über die Bewohner von Ponapi sagt, daß sie bei guten Anlagen doch von mehr lebhaftem als kraftvollem Geist seien, da es ihnen an Ausdauer fehle und sie stets vom einen zum anderen springen. Obwohl sie rasch begreifen und lernen, so scheint bis jetzt wenigstens ihre Befähigung mehr auf praktische als auf geistige Thätigkeit zu gehen. Sie sind gütig und wohlwollend jetzt, wo sie durch die Bekanntschaft mit den Europäern verschlechtert sind, nur noch gegen Verwandte, gegen Fremde hart. Auch sind sie mißtrauisch, hinterlistig, betrügerisch und intriguant, so weit es ihre Unfähigkeit ein Geheimniß zu bewahren zuläßt, die namentlich bei den Weibern groß ist (Cheyne 118). Ebenso urtheilt Kittlitz 2, 72 und Cheyne (107), der sie liebevoll gegen das Alter und gegen Kinder, lustig und gastfrei, dabei aber indolent und habsüchtig und nur scheinbar ehrlich (die Nov. 2, 424 nennt sie redlich) doch höher stehend als andere „Wilde" nennt. Dies Bild, welches ächt malaiische Charakterzüge vermischt mit Eigenschaften unkultivirter Menschen darstellt, gilt von allen Karolinern. Indeß ist schließlich noch zu bemerken, das Cheynes Schilderungen nach dieser Seite hin nur mit Vorsicht gebraucht werden dürfen, da er bei seinem Aufsuchen von Trepang und Santelholz häufig und durch seine Schuld (Gulick 301) mit den Eingeborenen, die er fortwährend zu seinen Geschäften benutzte, in Streit gerieth, wie ihm denn sein Auftreten auf Babeltuap auch den Tod zugezogen hat. Wenn er nun alle Karoliner träge, ver-

rätherisch, gewaltthätig, habgierig nennt (Cap 145; Truk 127—9 vergl. Gulick 358 f. unter Truk und D'Urville b, V, 166, 206, der über beide Inseln dasselbe Urtheil hat wie Lesson complem. zu Büffon 2, 440 über Truk; Satawal, Wolea 135, 138; Lukunor 130): so ist das immer von seinem Standpunkte aufzufassen, obwohl sich nicht läugnen läßt, daß alle diese Eigenschaften sich bei den Eingeborenen finden.

Die Marshallinsulaner sind bisher weniger im Verkehr mit Europäern gewesen und so erklärt es sich, daß die Bewohner von Ralik erregbarer und unstäter als die der Karolinen sind (Gul. 303), die Rataker aber gegen Kotzebue und seine Begleiter sehr ängstlich waren (Kotz. a 1, 129, 2, 48), denn sie hielten sie für Götter (81). Bei näherer Bekanntschaft aber wurden sie diebisch, obwohl sie untereinander ehrlich waren (2, 77) und unverschämt, sie boten den Europäern Kokosschalen mit Seewasser gefüllt, wollten sich durchaus des Steuerruders bemächtigten u. s. w. (Schischmareff bei Kotz. a, 2, 41). Da aber die Besucher freundlich bei allem Ernst blieben, mit dem sie solcherlei zurückwiesen, so wurden auch die Eingeborenen ruhig und bescheiden, wie sie denn überhaupt nie das wilde Geschrei und die lächerlichen Bewegungen, welche die Naturvölker sonst so oft haben, zeigten, vielmehr sich rasch mit den Europäern vertraut machten, nun mit wirklichem Eifer das Neue studirten, das Schiff ausmaßen u. s. w. (eb. 1, 129; 2, 39; 81) und von da an ganz treu und zuverlässig waren (Chamisso 117). Aehnlich schildert sie Hale (88—9) und es scheint als ständen die Rataker höher als die Bewohner von Ralik. Ganz sicher aber war in ihrem Betragen gegen Chamisso vieles Maske. Kadu scheint seiner Schätze wegen später von ihnen ermordet zu sein und sie selbst zerstörten die Pflanzungen ihrer Wohlthäter (Kotzebue b.; Chamisso ges. W. 1, 367). Ihre Wildheit und Grausamkeit bezeugen ihre Kriege. — Einen ähnlichen Unterschied weist die Bevölkerung der Gilbertinseln auf, deren Nordinseln liebenswürdigere Menschen als die Südinseln haben, wo die Bewohner wilder und reizbarer sind nach Randall bei Gulick 412 und Hale 95, gegen welche Autoritäten die umgekehrten Berichte anderer (Gulick eb.) wenig ins Gewicht fallen. Hale schildert die Bewohner von Tarawa als gastfreundlich, aufmerksam und rücksichtsvoll gegen Kranke, Schwache und Alte. Selbstmord kommt nach ihm (96 f.) auf den südlichen

Gruppen nicht selten vor, wenn jemand von einem Vornehmeren oder von einem, den er liebt, beleidigt ist. Es ist dies gewiß eine Art Rache. Aehnlich wie die besseren Gilbertinsulaner werden auch die Bewohner von Nawodo geschildert, nur daß diese jetzt durch den schlechten Einfluß entlaufener Matrosen verdorben sein sollen (Cheyne 79).

Fassen wir diese einzelnen Züge in ein Gesammtbild zusammen, so finden wir als individuelle Eigenthümlichkeiten dieser Völker gute Geistesfähigkeit, leichte Empfänglichkeit, eine gewisse äußere Gewandtheit — wer gut tanzt, ficht, die Welt gesehen hat u. s. w., gilt auf Tarawa für das Ideal eines vollkommenen Mannes; er erlangt die höchste Glückseligkeit des Paradieses (Hale 96; 97), — dann Gastlichkeit, Freundlichkeit und Ehrlichkeit unter einander, Rücksicht auf Kranke und Alte so wie auf die Frauen, strenges Rechtsgefühl und eine gewisse Unerschrockenheit, ja Tapferkeit; auch Sinn fürs Schöne und lebhafte Phantasie ist ihnen nicht abzusprechen. Dabei aber herrscht gegen Fremde und Feinde eine große Härte, ja Blutgier; sie sind rachsüchtig im höchsten Maße und ebenso fähig, sich zu verstellen bis zum geeigneten Moment, intriguant und moquant; dabei im höchsten Grade begehrlich, so daß sie neuen und höchst geschätzten Gegenständen gegenüber, welche Fremde besitzen, keiner Selbstbeherrschung fähig, stehlen, wo sie können, ohne jemals zu läugnen; wenn sie fliehen, so ist es nur, um den Raub in Sicherheit zu bringen; sie sind unfähig, eine sie drängende Vorstellung für sich zu behalten, sie schwatzen, wenigstens die unkultivirteren, alles aus; in dieser Macht der Vorstellungen wurzelt auch ihr abspringendes Wesen, sowie ihr arger Hochmuth und ihre Eitelkeit. Träge sind sie wie alle Naturvölker, wie auch ihre Geistesfähigkeiten sie fürs erste mehr für praktische Dinge befähigen, lebenslustig, ja genußsüchtig, sorglos, an die Zukunft denken, für sie arbeiten sie nicht; auch ihre Gutmüthigkeit wurzelt häufig nur in diesem Streben nach leichtem Lebensgenuß. Es sind also kalte, egoistische Naturen, von berechnender Selbstsucht, aber sanguinisch erregbar und dadurch mit einem äußeren Schein von Liebenswürdigkeit bekleidet.

Dies Charakterbild wird sich weiter abrunden, wenn wir jetzt das mikronesische Familienleben betrachten.

Ueberall werden die Frauen gut gehalten, sie nehmen an der Unterhaltung, den Festen u. s. w. Theil, schwerere Arbeiten sind

Sache der Männer, den Weibern liegt das Besorgen des Hauses, das Flechten von Matten, das Bereiten des Kleiderzeuges, leichtere Hülfe beim Fischfang, beim Jäten u. s. w. ob (Gilbert Hale 96 f.; Ratak Kotzebue a, 2, 79; Cham. 119; Ponapi Cheyne 116 f. und nach ihm Novara 2, 417 f.; Kusaie Kittl. 2, 14; Centralkarolinen Mertens 128 f.; Eap Cheyne 145; Palau Keate 315; Cantova 228); auch von Tobi gilt dasselbe, obwohl hier die Weiber während der gedrückten Lage der Insulaner mehr arbeiten mußten und noch roher waren als die Männer Hale 79; Pickering; Marianen Pigaf. 61). Früher waren die Weiber sehr streng, entweder zeigten sie sich vor Fremden gar nicht (Kusaie Kittl. 1, 359; Lukunor Mertens 118; Lütke 2, 55), erschienen sie aber, so waren sie zwar nicht schüchtern, aber durchaus taktvoll, anmuthig, schamhaft und streng zurückhaltend (Karolinen Mertens 119; Ratak Chamisso 117); indeß, da von den Unverheiratheten Keuschheit weder verlangt, noch hochgeachtet wurde, so waren sie auch für Fremde zu gewinnen, ja sie wurden auf einer Gruppe in Ratak Kotzebue und seinen Begleitern angeboten, doch nur für die Nacht (Kotzebue a, 2, 113; 2, 81). Auch im freien Verkehr mit den Jünglingen ihres Volkes, welche den Mädchen für ihre Gunst Geschenke geben müssen, herrscht bei aller Freiheit eine gewisse Schamhaftigkeit (Cham. 119). Ebenso fand es Lütke (1, 307) auf Kusaie und ganz ähnlich Torres auf Wolea (Cham. 136), wo indeß nach Mertens (120) die Weiber minder streng sind (Cheyne 116 und Michelewa y Rojas 198, auf Ponapi). Nach Floyd (bei Mertens 132) belauscht auf Lukunor nie ein Mann die Weiber im Bad, und auch diese gehen nie an Orte, wo die Männer nackt arbeiten. Aehnliches erlebte Chamisso auf Ratak (ges. W. 1, 201). Wenn nun auf Kadus Erzählung hin Chamisso 137 erzählt, daß auf den Palaus die Begattung öffentlich vollzogen wurde und ähnliches der Art, so ist auf diese Nachrichten nichts zu geben, weil sie allen anderen Berichten sowohl wie mikronesischen Sitten widersprechen. Auch auf den Marianen waren die Unverheiratheten, die hier wie auf den Karolinen (Chamisso 135) in großen Häusern gemeinschaftlich schliefen, geschlechtlich ganz frei (Bonani im neuen Weltbott 7, 7; Salaçar bei Oviedo XX. c. 16). Um so strenger aber war die Ehe. Obwohl sie auf den Marshallinseln nur durch Ueber-

einkunft geschlossen wurde und daher leicht löslich war (Chamisso 117), so bewahrte doch die verheirathete Frau ihre Keuschheit auf das strengste (Kotzeb. 2, 59). Nur wer mit einem anderen Mann einen speciellen Freundschaftsbund geschlossen hat, muß auch sein Weib mit diesem Freunde theilen (Cham. 119). Polygamie ist erlaubt für jeden, der die nöthigen Mittel hat, mehrere Frauen und deren Kinder zu ernähren (eb.). Ganz ebenso ist es der Hauptsache nach auf den Karolinen (Cham. 135), doch war auf Lukunor Monogamie das gewöhnlichere (Mertens 128 f.). Gewöhnlich haben nur die Häuptlinge als die Reicheren mehrere Frauen, welche dann in verschiedenen Häusern wohnen (Kusaie Kittl. 2, 14; Ponapi Cheyne 116 f.; Novara 2, 417 f.; Michelewa 198; westl. Inseln Cantova 225). Je mehr Frauen ein Häuptling hatte, für je vornehmer galt er (Cantova eb.). Die Ehe wurde auf Ponapi (und nach Chamisso 135 auf allen Karolinen) folgendermaßen geschlossen: der Freier bietet dem Vater des erwählten Mädchens ein Geschenk und wenn dies angenommen wird, so ist das Mädchen sein, das er am Schlusse einer Festlichkeit, welche darauf abgehalten wird, mit nach Hause nimmt. Stirbt die Frau, so muß der Wittwer ihre Schwester heirathen, stirbt aber der Mann, so heirathet die Wittwe seinen Bruder. Geschwisterkinder dürfen einander nicht heirathen, daher Aragos (2, 27) Notiz wenig Glauben verdient, daß auf den Karolinen der Bruder die Schwester heirathet. Wenn gleich der Mann sein Weib jederzeit verstoßen darf, so kann das Weib seinerseits nur dann den Mann beliebig verlassen, wenn sie von höherem Rang ist (Cheyne 119 und nach ihm Novara 2, 417—8). Doch gibt es dann bestimmte Gesetze in Beziehung auf das Heirathsgut (Cantova 225). Bei einer solchen Trennung gehören die Kinder dem Vater (Mertens 128). Schwangere Frauen wurden gut gepflegt, sind aber manchen religiösen Beschränkungen in Speisen, Zusammensein mit Männern u. s. w. unterworfen (eb.; Keate 315), denn sie gelten wie auch während der Periode und nach der Geburt für unrein (Mertens 129). Ehebruch gilt zwar als großes Verbrechen (Cant. 225), wird aber am Mann gar nicht und an der Frau nur dadurch gestraft, daß der Mann sie verstößt (eb.), doch braucht er das nicht; oft geschieht es nur auf ein paar Tage (Mertens 128 f.). Anders war es auf den Marianen, wo zwar die Ehe auch so lange dauerte,

als beide Gatten wollten, wo aber bei der Scheidung Kinder und alles Vermögen der Frau allein zu fielen. Hatte sie die Ehe gebrochen, so konnte sie der Mann mit Zurückbehaltung ihres Vermögens verstoßen und den Ehebrecher tödten (Freyc. 2, 476); hatte sich aber der Mann dieses Verbrechens schuldig gemacht oder nur einen solchen Verdacht sich zugezogen, so war sein Loos schlimmer; denn dann rotten sich alle Weiber der Gegend zusammen und fallen über den Frevler und seine Habe her, der froh sein mag, selber mit heiler Haut davon zu kommen; sein Grundstück, sein Haus und Alles, was er hat, wird gründlich zerstört. Ist der Mann gegen die Frau nicht unterwürfig oder freundlich genug oder gefällt es ihr sonst nicht mehr bei ihm, so verläßt sie ihn und geht zu ihren Eltern, welche dann dasselbe Zerstörungswerk und oft noch gründlicher vornehmen. Deshalb wollen viele Männer nicht heirathen und leben mit bezahlten Weibern auf das zügelloseste zusammen (le Gobien 59 f.; Strobach im neuen Weltb. 1, 10). Polygamie war auch hier erlaubt, aber dennoch selten (le Gobien), doch war nur eine Gemahlin rechtmäßig, die übrigen geduldete Kebsweiber (Freyc. 2, 368), die aber immer aus demselben Stande sein mußten. Die Hochzeitsfeierlichkeiten, welche auf den Karolinen auch ganz fehlen konnten (Mertens 128) waren hier sehr umständlich (eb. 385 f.); dabei mußte der Bräutigam Proben seiner Körpergeschicklichkeit abgeben (eb. 2, 278).

Die Frau stand rechtlich höher, als der Mann, der, wenn er nicht soviel Vermögen hatte, als sie zu ihrem Unterhalt brauchte, ihr dienen mußte (eb. 2, 386). Aber auch wenn der Mann gleiches Vermögen hatte, sie herrschte durchaus, ihre Zustimmung war zur kleinsten Einrichtung nöthig (le Gobien 59), alle Kinder der Mutter galten für rechtmäßig, alle Verwandtschaft ging von der Frau aus, wobei indeß Mutter, Schwester u. s. w. des Mannes für näher galten als Mutter, Schwester der Frau (Freyc. 2, 372 f.), nur der Mann gab die Mitgift, nie die Frau und Kinder aus einer aufgelösten ersten Ehe betrachteten den etwaigen zweiten Mann der Mutter als ihren Vater (Freyc. 2, 476). Ehen mit den nächsten weiblichen Verwandten waren auch hier verboten (eb.). Starb der Mann, so blieb alles Vermögen im Besitz der Witwe, starb die Frau aber, so beerbten sie ihre Kinder und Verwandte, nie ihr Mann. Eine kinderlose Witwe bekam von allen Verwandten ein Geschenk, welches „Erbschaft“ hieß,

welches sie aber ausschlagen konnte, wenn sie in der Familie ihres Mannes bleiben wollte; nahm sie es an, so trat sie dadurch in ihre eigene Familie zurück (eb.) Der Mann stand für die Fehler seiner Frau ein, für die er auch Strafe erlitt (eb.). Auch sonst hatten die Weiber großen Einfluß: sie konnten in den Versammlungen reden und man hörte auf sie (eb.), sie konnten Grundbesitz haben (le Gobien 373) und baten sie irgend einen Mann ihrer Verwandtschaft um irgend etwas, so erhielten sie es unweigerlich und ohne Zorn (Freyc. 2, 479).

Auch auf den Karolinen finden sich Spuren einer ähnlichen Stellung der Weiber: auf Ponapi und wohl auch auf den übrigen Karolinen vererbte der höchste Rang nur durch die Mutter (Hale 83)*) und nicht anders war auf Ratak die Erbfolge (Chamisso 118). Im Gilbertarchipel ehrt der Mann die Frau wie den Häuptling, indem er ihr aus dem Wege geht; schlägt er sie aber im Zorne, so schlägt sie ihn wieder, andere Weiber kommen zu Hülfe und nicht selten vertreiben sie ihn, wie es auf den Marianen geschah (eb. 96). Auf Lukunor redete man mit den Frauen, obwohl die Unterhaltung oft schmutzig genug war, nicht in der gewöhnlichen, sondern in der Sprache der Höflichkeit, was sehr streng eingehalten wurde (Mertens 133). Hier mag auch noch an die Lieder erinnert werden, welche allein von Frauen gesungen werden durften und die auf allen Inseln vorkamen.

Durch den Einfluß der Europäer haben sich die Verhältnisse der Karoliner wesentlich verschlechtert. Durch die Einführung von Likören, Perlen, Tabak, Maultrommeln und ähnlichen Gegenständen, wonach die Eingeborenen sehr lüstern sind, hat auch die Keuschheit der Weiber auf Ponapi abgenommen (Cheyne 116 f.). Auf Kusaie war in den vierziger Jahren Prostitution allgemein, obwohl früher fremde Schiffsmannschaften erschlagen waren aus Rache, daß sie Weiber geraubt hatten; allein durch den Einfluß der Missionäre, welche dort seit 1852 thätig sind, ist eine Besserung eingetreten und die Prostitution wieder beseitigt (Gulick 244). Die Weiber auf Ralik sind frech und reizlos (Gulick 411). Auch auf den Marianen war gerade die Strenge der Ehe, welche die Missionäre verlangten, eine große Schwierigkeit für die Bekehrung (le Gobien 299); doch lebten einmal bekehrte

---

*) Das ist wohl auch bei Chamisso 134 unten gemeint; kurz vorher wird die Erbfolge als auf der Mutter beruhend angegeben.

Mädchen durchaus streng und rein, so frei sie auch sonst gewesen waren (eb. 297).

Kam eine Frau auf den Marianen nieder, so ward sogleich zur Gemahlin des Gemeindevorstehers geschickt, welche die geehrteren Frauen der Familie (Mutter, Großmutter, Tanten) benachrichtigen mußte, während die minder geehrten (Schwester u. s. w.) es einfach durch den Mann selbst erfuhren. Die Schwestern des Mannes übernahmen die Pflege, die Waschungen u. s. w. der Wöchnerin und des Kindes, die Brüder der Wöchnerin besorgten ihr die Nahrung, welche ihre Eltern ihr bestimmten. Die Verwandten des Mannes brachten zu dieser Zeit, um das Haus in Stand zu halten, Geschenke an Lebensmitteln (Freycin. 2, 389). Den Namen bekam das Kind wie es scheint, von Freunden des Hauses, welche dadurch in ein gewisses Verwandtschaftsverhältniß traten und bestimmte Pflichten übernahmen (Freycin. 2, 372); auch wer ein Kind vom Tod gerettet hatte, konnte ihm seinen Namen geben, wenn die Verwandten des Kindes einwilligten, und trat dann in dasselbe Verhältniß (eb. 376). Die Namen selbst bezeichneten meist irgend eine wünschenswerthe Eigenschaft, wie „geschickter Fischer", „unerschrocken" u. s. w. (eb. 390), doch kommen auch Eigennamen vor, die von Pflanzen u. s. w. entlehnt waren, wie jener Djoda wörtlich übersetzt Banane heißt; jeder hatte nur einen Namen. Die Kinder wuchsen ganz frei auf, ohne daß die Zucht der Eltern und daher die Scheu der Kinder vor ihnen sehr groß gewesen wäre (le Gobien 53), doch liebten die Eltern ihre Kinder aufs zärtlichste (eb. 107, 68), wie es denn auch gerade die Rücksicht auf ihre Kinder war, die ihnen das spanische Joch so ganz unerträglich machte. Auch Unterricht fehlte so gut wie ganz, wer etwas lernen wollte, sah wie es der thätige Arbeiter machte und bildete sich so durch Uebung, Nachahmung, Erfahrung selbst. Die Berufswahl (wenn man von einer solchen hier reden kann) war frei: doch folgte meist der Sohn dem Vater. Jetzt ist die Erziehung nach spanischem Muster gebildet (Freyc. 2, 379).

Auch auf den Karolinen, den Marshall- und Gilbertinseln wurden die Kinder zärtlich geliebt. Auf Kusaie werden sie gleich nach der Geburt mit einem Schwamm gewaschen, und bald nachher schon von der Mutter in fließendem Wasser gebadet (Gulick 180). Ebenso ist es auf den Centralkarolinen, wo bei der Geburt eine Menge Weiber

zusammenkommen und singen und schreien, damit der Mann das Geschrei der Gebärerin nicht höre. Als Hebammen sind sie geschickt und Fehlgeburten kommen fast nie vor (Mertens 129); ebenso wenig Verunstaltungen durch ungeschickte Geburtshilfe. Während das Kind noch an der Brust trinkt, nimmt die Mutter schon früh Wasser und Kokosmilch in den Mund und spritzt es in den Mund des Kindes; bald darauf gibt sie ihm auf gleiche Weise eine Art gelbes Pisanges, den sie zuvor kaut. Doch erhalten die Kinder nie regelmäßige Nahrung; und dies besonders ist ihrer Entwickelung schädlich (eb.). Die noch kleinen Kinder tragen die Mütter an der Brust: die größeren sitzen rittlings auf der Hüfte der Mutter oder des Vaters (Kittl. 2, 3). Doch auch größere Kinder werden noch gestillt: oft bis ins 10. Jahr (Mertens 129). Auch auf Tobi bekommen die Kinder ganz gleiche Speise wie die Erwachsenen (Pickering 228). In Beziehung auf die Namengebung erzählte Kadu seinem Freunde Chamisso (134), daß die Häuptlinge ihren ersten, dritten u. s. w. Sohn nach ihrem Vater, den zweiten, vierten Sohn nach ihrem Schwäher, die Leute aus dem Volk dagegen den ersten Sohn nach dem Schwäher, also nach dem mütterlichen Großvater des Kindes, die übrigen Kinder beliebig benennen. Diese letztere Sitte sei die auf Ratak allein gebräuchliche. Letzteres ist nun nach allem, was wir von der rechtlichen Geltung der Weiber wissen, durchaus glaublich, um so mehr, als auch Torres (eb.) sagt, im Namen sei die Verwandtschaft angedeutet, diese aber hauptsächlich durch die Mutter vererbt. Wir müssen daher jene Nachricht des Kadu dahingestellt sein lassen. Auf Tobi (Pickering 228) hat jede Person einen Namen ganz allein für sich und auch Kinder nennen ihre Eltern nur bei diesem ihrem Namen.

Erziehung ist so gut wie gar nicht; auf Tobi bekommen die Kinder nur dann einen Schlag, wenn sie zu gierig nach der Speise, die sie mit den Eltern theilen, verlangen, und die Eltern dadurch zornig werden (eb.), und wenn auf Kusaie den oft unverschämten Kindern eins der Eltern wirklich einmal im Zorn einen Schlag gibt, so kann man sicher darauf rechnen, daß das andere sofort die Partei des Kindes ergreift. Doch erwähnt Cantova (1722) von den östlichen Karolinen, daß daselbst in jedem Distrikt zwei öffentliche Erziehungshäuser seien, in deren einem die Knaben, im anderen die Mädchen unterrichtet werden und zwar in dem was sie von der Astronomie wissen; der

Lehrer hat dazu eine Kugel, auf welcher der Stand der Hauptsterne wenigstens roh angegeben ist (Sprengel 10, 227). Stirbt die Mutter eines Kindes, gleichviel ob es noch die Brust trinkt oder schon größer ist, so wird es von einer weiblichen Verwandten auferzogen (Chamisso 119). Ebenso war es auf den alten Marianen (Freycinet 2, 476) und auf den Gilbertinseln; denn dort glaubte man, daß die Seelen gestorbener Kinder von früher gestorbenen Verwandtinnen im Himmel aufgenährt werden (Hale 99).

Die Bande der Verwandtschaft waren auf den Marianen sehr innig und fest. Sie standen nach festen Gesetzen für einander ein (Freyc. 2, 479), sie hafteten für einander (480; 367; 376) und das ganze Geschlecht war in einem ähnlichen Verband, wie wir ihn auch bei indogermanischen Völkern finden.

Kindermord war trotz der Liebe zu den Kindern auf Ratak, jedoch nicht auf Ralik (Chamisso 120), sehr gebräuchlich. Keine Frau aus dem Volke durfte, wegen der Unfruchtbarkeit der Inseln, mehr als 3 Kinder auferziehen, alle übrigen mußten lebendig vergraben werden. Allerdings waren die Häuptlinge von diesem Gesetze frei und auch uneheliche Kinder, welche meist von Eltern verschiedenen Standes abstammten, wurden nicht getödtet, sondern meist, wenn sie etwas selbstständiger geworden waren, vom Vater zu sich genommen (Chamisso 119). Auch auf den Gilbertinseln, wo die Ehen sehr fruchtbar sind, wie dieß überhaupt in Mikronesien der Fall ist, war künstlicher Abortus wegen der Unfruchtbarkeit der Inseln nach Gulick 410, welchen Grund indeß Hale bestreitet, sehr häufig; die Sitte gibt auch Hale für den ganzen Archipel zu, nur sei die Gruppe Makin davon frei (Hale 96). Auf den Karolinen herrschte dies Verbrechen nicht; wohl aber scheinen es die Ulitaos auf den Marianen geübt zu haben, obwohl bestimmte Angaben darüber nicht vorliegen. Allein Ehen zwischen Mitgliedern verschiedener Stände waren aufs strengste verboten und zogen schwere Strafen, ja den Tod des Zuwiderhandelnden nach sich; die Ulitaos aber, dem Adel angehörig, lebten aufs zügelloseste mit jeder beliebigen unverheiratheten Frau, sie stehen also ganz gleich den polynesischen Areois und diese mußten alle ihre Kinder, namentlich aber alle von niederen Frauen tödten.

Bei diesen Ulitaos kamen sehr arge Ausschweifungen vor, so konnten sie bei jeder Ehe das jus primae noctis vom Vater der Braut

erkaufen (Freycinet 2, 189); selbst Blutschande trieben sie und ohne daß es bei ihnen ein Verbrechen war (eb. 2, 369), da doch sonst Ehen zwischen näheren Verwandten auf den Marianen und dem übrigen Mikronesien streng verboten waren. Von unnatürlichen Lastern finden sich nirgend Spuren. Dagegen kamen Beispiele von romantischer Liebe, die bis zum Selbstmord führte, vor (Freycinet 2, 368) und gleichfalls Beispiele einer ähnlich leidenschaftlichen Eifersucht (Hale 96).

Auf den Marianen gab es drei Stände, Adel, Matuas; Halbadel, Atchaots; und Volk, Mangatchangs. Die Mangatchangs waren aufs strengste von den Matuas geschieden und ihnen durchaus unterwürfig. Die Schifffahrt und Fischerei war ihnen gänzlich untersagt, so wie alle Beschäftigungen der Matuas, bei denen sie nicht einmal helfen durften. Ihnen lag hauptsächlich die Bodenkultur, der Wegebau, das Errichten der Kahnhäuser, Flechten der Netze, im Krieg das Zutragen des Kriegsmaterials ob, sowie das Kochen von Reis, Wurzeln und dergl. Da ihnen die Fischerei in Kähnen und Geräthen wie sie die Matuas brauchten untersagt war, so durften sie nur Aale, welche jene verachteten, essen, aber sie durften sie nur mit der Hand nicht mit Netz und Angeln fangen, deshalb betäubten sie diese Fische Nachts bei Fackelschein durch Stockschläge. Auch der Handel nach den Nachbarinseln war ihnen streng untersagt (Freycinet 2, 364 f.). Jede Berührung des Adels mit dem Volk war ein Frevel: hätte sich ein Matua mit einem Mädchen aus dem Volke vermählt, so hätte er die Ehre seiner ganzen Verwandtschaft vernichtet, weshalb jeder der eine solche Ehe einging, getödtet wurde (le Gobien 50). Nicht einmal die Kebsweiber des Adels durften aus dem Volke sein (Freycinet 2, 367). Es ist strafwürdiger Frevel, wenn ein Mangatchang sich einem Chamorri nähert: deshalb ruft, wenn ein solcher von einem Mann aus dem Volke etwas will, er es ihm mit lauter Stimme von fern zu (le Gobien 50); das Haus, welches ein Mangatchang betreten hat, ist für den Chamorri unrein und unberührbar (eb.); nichts was jene gefertigt haben, gebrauchen diese (Freyc. eb.). Jeder Mangatchang aber, der sich vor dem Matua beim Begegnen nicht beugt, wird hingerichtet (Freycinet 2, 479).

Ja der Adel verbot dem Sanvitores ernstlich, auch das Volk zu taufen, da die Taufe zu Gott hinführe, das Volk aber, welches keine Seele habe, nicht zu Gott gelangen könne und dürfe (le Gobien 79).

Man kann sich daher nicht wundern einmal, daß diese Mangatchangs leiblich dem Adel nachstanden und kleiner gewachsen, zweitens aber auch geistig verkümmert und faul, lügnerisch, treulos, ungastlich waren (Freyc. 2, 366).

Die Matuas waren (und mit großem Eifer und Ehrgeiz) Schiffbauer, wobei ihnen gegen die Kost und ein Geschenk, welches letztere indeß nicht nothwendig war, die Atchaots helfen konnten; ferner führten sie und die Atchaots den Krieg, sie nur durften Handel, sie nur den Fischfang betreiben. Die am Meere wohnenden Matuas besaßen jeder einen Theil der Küste, über den hinaus im Gebiete des Nachbars sie nicht, wenigstens nicht ohne des letzteren Erlaubniß fischen durften; nur von ihrem Küstenstrich aus durften sie Handel treiben. Die Matuas des Inneren hatten ebenso die Flußfischerei unter sich vertheilt, so wie sie den Landbau betrieben, wobei denn natürlich alle harte Arbeit vom Volk gethan wurde. Dem ersten Stand allein gehörten ferner die Zauberer, eine Art von Priestern an, so wie die meist weiblichen Aerzte, deren jeder nur eine Krankheit behandelte. Nur Weiber halfen bei den Geburten. Aerzte gab es auch bei den beiden anderen Ständen, jedoch stets nur aus und für den Stand dem sie angehörten (Freycinet 2, 364 f.).

Die Matuas, welche irgend ein Verbrechen begangen hatten, konnten zur Strafe zu den Atchaots, nie aber bis zum Volke degradirt werden (Freyc. eb.). Diese zweite Klasse war nämlich gebildet theils durch solche degradirte Matuas (eb.), theils aber und hauptsächlich durch die Söhne der Matuas, so weit sie nicht selbst in die Stellung des Vaters einrückten (Gulick 171). Doch konnte jeder Matua eine eigene Gemeinde gründen, sobald er hinlänglich mächtig und reich war; zu welcher dann seine Verwandten und die Verbündeten, die er sonst unter dem Adel oder unter den anderen Ständen hatte, zusammen traten (Freyc. 2, 475). Die einzelnen Inseln waren alle von einander unabhängig, aber verbündet. An der Spitze einer jeden stand ein König magalahi (meggai viel, lahi Mann bei Cham.), „alter Mann, oberster Familienvater" bei Freycin. 2, 473, „Großvater" bei le Gobien 305, welcher, der älteste Matua des Stammes, den Oberbefehl im Krieg und Frieden und nebst seinen Verwandten die vornehmste Stellung auf der Insel hatte. Die Bewohner jeder Insel waren dann wieder in verschiedene Völkerschaften getheilt, deren jede wohl ihren

eigenen Vorsteher oder ersten Matua hatte (le Gobien 339) und Gemeindearbeiten und Gemeindelasten, wie Kahnschuppen, Häuser für Arme zu bauen, die Ernte für verhinderte Gemeindeglieder zu besorgen übernehmen mußte (Freyc. 2, 374).

Starb dieser erste Matua, dieser Großvater der Insel, dessen Frau unter dem Titel maga-haga (aga Weib) eine gleichfalls bevorzugte Stellung hatte, so folgte, da die Würde durch die Mutter vererbte, zunächst sein Bruder, unter mehreren der älteste, waren keine Brüder da, sein Vetter oder Neffe; erst wenn keine älteren Verwandten (die der Stammmutter des Geschlechts näher standen), sein eigener Sohn. Weiber succedirten nie, trotz des Einflusses, den sie sonst hatten (Freyc. 475; le Gobien 50). Wer den Rang des Verstorbenen erbt, nimmt auch den Namen des Familienhauptes an (le Gobien 50). Auch die Ländereien sind erblich, aber natürlich nur im Besitze der Matuas, deren vornehmste, 50 an der Zahl, in Agadna, der Hauptstadt von Guaham wohnten (le Gobien 50) — d. h. Guaham ist die wichtigste Insel und deshalb das Geschlecht seines „Großvaters" das vornehmste.

Diese vornehmsten Häuptlinge, obwohl sie in den öffentlichen Versammlungen präsidirten, hatten nur größere Ehre als die übrigen, aber keine größere Macht. Herrschende Häuptlinge und juristisch zwingende Gesetze gibt es nicht, man thut in jedem Falle was man will. Das einzig feste, welches das ganze Volk wie mit Eisenfesseln zwingt, sind die Sitten (le Gobien 51 f.). Ihnen sind auch die Matuas unterworfen. Denn wer von diesen irgend einen Fehltritt begangen hatte, der wurde durch den Richterspruch der anderen Matuas degradirt zum Atchaot und konnte nur durch irgend eine außergewöhnliche That seine frühere Stelle wiedererlangen. Jeder auf diese Art degradirte mußte in eine andere Gemeinde übersiedeln; doch konnte er verbannt werden mit der Verschärfung der Strafe, daß er seine Frau daheim lassen mußte. Starb ein solcher in der Verbannung, so blieben seine Kinder Atchaots. Blieb aber ein degradirter in seiner eigenen Gemeinde, so war er ganz verachtet (eb. 480). Andere Rechtsbestimmungen bezogen sich auf Adoptionen, die nur nach abgehaltenem Familienrath und ohne daß das angenommene Kind den eigentlichen Erben beeinträchtigte geschehen konnte (481). Getödtet wurde, wer im Fischfang seinen Nachbar bestahl oder sich außer in höchster Noth

widerhakiger Waffen bedient hatte. Wer einem anderen sein Netz zum Fischen borgte, bekam die Hälfte des Fanges, welche Sitte noch heute besteht (eb. 483—4). Fast aller Streit unter Einzelnen blieb Privatsache und wurde vom ersten Chamorri des Ortes leicht geschlichtet, da sich ein jeder in seinen Ausspruch ohne Murren fügte. Doch wurde in wichtigen Familien- und öffentlichen Angelegenheiten durch ein Tribunal aller der Chamorrifamilien, welche die Gemeinde bildeten, entschieden, wobei auch die Weiber eine wichtige Stimme hatten. Reiche konnten sich übrigens von vielen Strafen durch ihr Vermögen loskaufen (eb. 484 f.).

Diese Verfassung, welche wir hier genauer betrachtet haben, herrschte im wesentlichen in ganz Mikronesien. So war in Palau neben dem erblichen (Hockin 33; Keate irrt, wenn er es anders darstellt) Adel ein König, dem alles Land gehörte, dessen Erbfolge aber ganz wie auf den Marianen war. Das Knochenarmband aus dem Halswirbel eines Wallfisches, das als Zeichen hohes Ranges getragen wurde und vom König als Zeichen seiner Ungnade dem Träger abgenommen werden konnte (Hockin 50), haben wir schon erwähnt (Keate). Auch die merkwürdigen Nachrichten, welche uns Cantova von den westlichsten Karolinen gibt (Sprengel 10, 217—222; 226 f.), stimmen hierzu ganz genau. Der Adel, heißt es da, hat alle Gewalt, doch gibt es auch wieder unter ihm Vornehmere, welche Tamol (wie wir oben sahen gleich marian. ϑamori) heißen und selbst wieder unter einem Obertamol stehen. Diese obersten Herrscher haben nicht bloß für eine Insel, sondern für einen ganzen Inselbezirk ihre Geltung und zwar führt Cantova, mit dem Pater Clain bei le Gobien 403 der Hauptsache nach übereinstimmt, für jede seiner Provinzen den Hauptherrscher an, allerdings unter Namen, die sonst nirgends erwähnt werden und an deren Deutung wir uns nicht wagen; vielleicht sind es Eigennamen. Seine zweite Provinz (unser vierter Bezirk, S. 40) hatte zu seiner Zeit zwei Herrscher, welche zu Wolea und zu Lamotrek wohnten; Chamisso fand nur einen vor, der zu Wolea wohnhaft bis nach Truk hin Geltung hatte (Cham. 99). Auch in Cantovas dritter Provinz waren zwei Herrscher, beide auf der Gruppe Ulithi, aber auf verschiedenen Inseln wohnend, deren einer Meirang, der zweite Kaschattel hieß und ganz besondere Ehren genoß, denn um ihn zu ehren, strichen alle Schiffe, denen seine

Insel in Sicht kam, die Segel; weshalb es bedenklich ist, diesen Namen mit Kadu als Eigennamen eines längst verstorbenen Häuptlings aufzufassen (Cheyne 125, Anm.). Ob diese beiden Herrscher in einem ähnlichen Verhältniß stehen, wie auf Tonga Finau und der Tui-tonga, welcher letztere auch die größere und rein göttliche Ehre genoß, aber nur noch von religiöser, nicht mehr von politischer Bedeutung war? Ob die doppelten Herrscher im zweiten Bezirk im selben Verhältniß standen, deren einer den anderen dann in dem Jahrhundert von Cantova zu Chamisso verdrängte, wie Finau den Tui-tonga? Hockin (48) sagt gerade zu, daß es neben dem weltlichen Oberhaupt der Palaus auch ein geistliches gibt, wie er denn gleichfalls verschiedene Titel für die Herrscher über die verschiedenen Distrikte der Palaus anführt. Auch von Ponapi waren einzelne kleinere Gruppen abhängig (Cheyne 99). Die Tamols jener westlichen Inseln trugen nach Cantova, um sich vor den anderen auszuzeichnen, lange Bärte. Vollständig souverain verhalten sie sich meist ernst und schweigend. Hat jemand ein Anliegen an den Tamol, so setzt sich dieser auf eine Art von Bühne, welche erhöht ist und während alles Volk sich zur Erde neigt, tritt der Bittende, den Kopf auf die Knie gesenkt bis zum Tamol hin, setzt sich und erwartet mit niedergeschlagenem Blick den Befehl zu sprechen. Ebenso entfernt er sich. Des Tamols Worte werden wie eines Gottes Worte gehört und bei jeder Bitte küßt man ihm Hände und Füße (Cantova 226). Von den nächtlichen Gesängen und Tänzen vor seinem Haus war schon die Rede. Ihm steht auch die heilige Handlung des zukunftverkündenden Loosens zu (Cant. 227 f.) Wenn es (eb. 220) heißt, daß alles Silber, welches sich auf Eap viel finde, an den Fürsten abgeliefert werden müsse, so hat schon Chamisso (123) mit Recht diese Nachricht auf einen weißen Stein, der in den Gebirgen von Eap vorkommt, sehr geschätzt ist und zur Verfertigung der Ehrensitze dient, gedeutet. Aehnlich schätzte man (Keate) auf den Palaus einen gelben Stein, welchen die Fürsten dort nach anderen Inseln zum Geschenk schickten, wie z. B. nach Eap, als Cheyne da war (Cheyne 148). Die Bewohner von Eap waren in mehrere Stämme getheilt und bestanden aus Adel, an dessen Spitze der König stand, und Volk; der König war sorgsamer tattuirt und trug eigenthümliche Palmlaubkränze um Hals und Leib (Cheyne 159).

Die Erbfolge war auch hier wie auf den Marianen, sie vererbte nicht vom Vater auf den Sohn, sondern vom König zunächst auf die, welche mit ihm von gleicher Mutter oder von älteren und deshalb vornehmeren Frauen der nächsten Verwandtschaft stammten (Cham. 99 nach Torres); Arago (2, 28), der das Gegentheil sagt, irrt auch hier, wie er überhaupt wenig zuverlässig ist.

Der Name Tamol findet sich in der ganzen westlichen Hälfte der Karolinen, auf Elato (Kittlitz 2, 150), auf Lukunor und Etal (eb. 2, 82); auf Morilö und den Nachbarinseln (Mertens 126); auf Truk (Desgraz bei D'Urville b, V, 315); auf Satawal (nach dem Wortverzeichniß von Gaimard bei D'Urville a Philol. 2, 182). Allein hier sind merkwürdige Unterschiede: während zu Morilö und den Nachbarinseln nach dem Engländer W. Floyd, der daselbst 18 Monate lebte, die Tamols Tribut erhalten und auch sonst in großem Ansehen stehen (Mertens 126 f.), so heißt auf Lukunor (Kittl. 2, 82) und Truk (Desgraz a. a. O.) jeder ältere Mann Tamol und von irgend welcher hervorragenden Stellung oder Abhängigkeit des einzelnen ist keine Spur, obwohl auch hier die streng feudale Verfassung, welche wir überall in Mikronesien finden, bestanden hat. Auf Lukunor gehört auch das Land nicht den Tamols, sondern der Gemeinde und jeder Hausvater hat das Recht, eine bestimmte Strecke Landes mit ihm zugehörigen Fruchtbäumen zu bepflanzen (Kittl. 2, 82). Die Würde des verstorbenen Tamol geht auch auf Morilö zunächst auf den Bruder, ist aber keiner vorhanden, merkwürdigerweise auf den nächsten Freund des Todten über (Mertens 127). Auch hierin zeigt sich eine Abschwächung des Ursprünglichen: man sieht noch Reste der Vererbung durch die Mutter, weil aber die Stellung des Herrschers nicht mehr die ganz unnahbare war wie sonst, weil man ferner einen älteren Mann als Tamol zu haben wünschte, so mag dieser Gebrauch aufgekommen sein.

Die Rechtsbestimmungen dieser westlichen Inseln sind einfach: der Verbrecher wird verbannt (Cantova 227, vergl. auch Cham. 134), auf Tobi, wo alles roher ist, mit gebundenen Händen in einem lecken Kahn ins Meer hinausgestoßen (Pickering 223). Auf Morilö waren die Greise Richter, denen sich alles fügte und deren Verweis schon als schwere Strafe galt. In verwickelteren Angelegenheiten jedoch ward an den Tamol appellirt, indem man ihm Geschenke bringt;

doch gibt dieser sich stets Mühe, den Streit privatim beizulegen (Mertens 127). Er selbst steht unter allen rechtlichen Bestimmungen ebenso gut wie alle anderen, wie denn auch er z. B. bei einer zweiten Ehe den nur bei ihr (nicht bei der ersten) gebräuchlichen Tribut an Matten, Früchten der Gemeinde geben muß (eb.). Wer auf den westlichen Inseln einen Streit angefangen hatte, mußte ihn durch ein Geschenk sühnen (Cantova 231).

Auf den östlichen Karolinen (Ponapi Kittl. 2, 74 und Kusaie 1, 355) heißen die Häuptlinge Iros oder Uros, doch ist sonst alles wie im übrigen Mikronesien. Ueber Ponapi haben wir die besten Nachrichten von Cheyne, Hale und Michelewa y Rojas, während die Novarareisenden auch hier nur geben, was wir bei Cheyne finden. Es sind 5 (Cheyne; Hale; Michelewa gibt 8 an) unabhängige Stämme auf der Insel: Roankiddi, Matalanien und drei andere minder mächtige. Jeder hat seinen eigenen König, welcher den Titel Tschipau führt: dann folgen, wie auf den Palaus drei (Hockin 49), hier sechs besonders vornehme Häuptlinge in stufenweiser Rangordnung (Cheyne 108; Hale 83 nach Punchard und OConnell, welche längere Zeit auf der Insel gelebt hatten). Der Tschipau muß alle diese geringeren Würden durchgemacht haben und bei seinem Tode folgt, wieder ganz wie auf den Palaus, der in der zweiten Stelle nach und alle rücken um eine Stufe empor. Unter ihnen stehen nun noch eine ganze Anzahl anderer Vornehmer, die aber geringer sind und nicht zu jenen Stellen aufsteigen können: das können nur die Söhne einer bestimmten Klasse von Frauen, welche „edle Frauen" heißen und die zum Manne jeden beliebigen Mann, auch geringes Standes, nehmen können, ohne daß, da der Rang auch hier nur durch die Mutter vererbt, dies ihre Söhne herabwürdigte (Hale 83). Jeder dieser Stämme zerfällt nun wieder in drei außerordentlich streng geschiedene Stände, Häuptlinge, Freie und Sklaven, deren erstere beide den gemeinschaftlichen Namen arots (aroϑ?) d. h. freie, edle, und wiewohl selten Ehebündnisse untereinander haben, vom dritten Stand aber ebenso streng geschieden sind, wie die Matuas und Atchaots der Marianen vom Volk. Selbst im Krieg ficht nur Stand gegen Stand. Das Land, welches in festem Grundbesitz, der nur vererbt, nicht sonst veräußert werden kann, vertheilt ist, gehört nur den beiden ersten Ständen an; der dritte gehört zum Boden auf dem er wohnt (Hale

83 f.). Das Land geht meist vom Vater auf den Sohn über, indem es diesem gewöhnlich der König, dem nach dem Tode eines Häuptlings dessen Besitz zufällt, wieder verleiht; doch kann er es geben, wem er will (Cheyne 110, vergl. Nov. 2, 413). Diese Verfassung ist in so fern auffallend, als hier der Obertamol, den wir sonst überall fanden, zu fehlen scheint. Cheyne erwähnt ihn nicht, sei es nun, daß er die Verhältnisse nicht genau genug kannte, oder sei es, daß sie sich von Hale bis zu ihm hin wirklich geändert haben, was aber kaum wahrscheinlich ist. Denn nach Hale hat allerdings ein Häuptling, nämlich der Tschipau vom Stamme Matalanien den höchsten Rang. die übrigen Stammeshäupter sind ihm also früher unterworfen gewesen und haben sich erst nach und nach von ihm emancipirt. Daher haben diese 5 Stämme, trotz der häufigen Fehden zwischen ihnen, einen gemeinsamen Staatsverband und der Häuptling des einen hat denselben Rang beim anderen; auch begnügt sich in ihren Kriegen der Sieger mit der beweglichen Beute, ohne die Fruchtbäume niederzuhauen oder dem Besiegten sein Land zu nehmen (Hale 84). Sehr zu beachten ist, daß wir auch hier neben dem weltlichen Oberhaupt ein geistliches finden unter dem Titel Nanigin (Hale 83), der eigentlich „eine Art hoher Priester" (eb.) des anderen mächtigsten Stammes, der Roankiddi ist. Er hat fast königliche Macht; wenn ihn aber sowohl Cheyne als Hale von geringerem Stande sein läßt als die übrigen sechs Fürsten, so ist das wohl nur von dem Umstand, daß er nicht Tschipau werden konnte, genommen; allein an dem Aufsteigen zu dieser Würde hinderte ihn nicht so wohl seine geringere Geburt, als vielmehr die gänzlich verschiedene Art seiner Stellung.

Auch in den Rechten des Königs zeigt sich die Aehnlichkeit mit anderen mikronesischen Inseln: denn auch hier hat der König seine eigentlich reale Gewalt verloren und, wie es auch auf den Marianen war, jeder handelt, trotz der äußeren Ehren des Oberherrn, nach eigenem Gutdünken. Der letztere erhält auf Ponapi zwar Tribut und ist die oberste rechtliche Instanz, so wie er auch das (selten angewandte) Recht über Leben und Vermögen der Seinen hat: aber er mischt sich nur in die wichtigsten Dinge und läßt in ganz geringfügigen die übrigen Häuptlinge, in bedeutenderen die Rathsversammlungen entscheiden (Cheyne 109).

Diese tritt in dem großen Versammlungshaus zusammen, das in

der Mitte einen erhabenen Estrich für die Häuptlinge und ringsher umgitterte Schlafräume für sie und ihre Familien hat. Zur Versammlung rufen Boten, oder, wenn die Veranlassung besonders wichtig ist, Muscheltrompeten und wenn dann die Fürsten, die schon vorher instruirt sind, feierlich Kawa getrunken haben, so beginnt die oft sehr lebhafte, ja bis zum äußersten leidenschaftliche Debatte, in welcher die Majorität entscheidet (Cheyne a. a. O.).

Der König hat demnach nicht übergroße Macht, aber um so größere Ehre: nur die Vornehmsten dürfen in seiner Gegenwart stehen, alle anderen müssen sich setzen, er bekommt die Erstlingsfrüchte und für eine bestimmte Reihe von Tagen den Erstlingsertrag neuer Netze (Cheyne eb.); ihm wird bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten zuerst Speise angeboten; er gibt zu jeder Ehe seine Einwilligung (Michelew. 195, 198). Blut in der Umgebung des Palastes zu vergießen bringt Tod. Alljährlich durchzieht er sein ganzes Gebiet, indem er unter großen Festlichkeiten alle seine Städte besucht (Cheyne eb. 115). Auch hier wie auf den Marianen werden alle größeren Arbeiten, Häuser-, Kahnbau u. s. w. gemeinschaftlich vom Volke besorgt, welches der König je nach Bedürfniß heranzieht (Michelew. 196).

Auf Kusaie hatte sich wegen der Abgeschiedenheit der Insel, die fast gar keinen Verkehr mit anderen hatte, die alte Art des mikronesischen Staates der Form nach vollständiger erhalten, obwohl auch hier Abschwächungen eingetreten sind. 12 Häuptlinge sind die vornehmsten und haben allen Grundbesitz der Insel inne, welchen sie an Häuptlinge zweiten Ranges zur Verwaltung und Bebauung ausgeliehen haben. Diese wohnen auf ihrem Lehngut selber: jene 12 aber wohnen gemeinschaftlich in dem Dorfe Yat der kleinen Insel Leka (Lütke 1, 343) oder Läla (Kittl. 1, 355), welche dicht bei der Hauptinsel liegt. Einer von ihnen gilt auch hier als der Vornehmste und Höchste, hat aber weder größere Macht, noch genießt er größere Ehre als die anderen (Lütke 1, 347). Auch scheint es, als ob sich hier gleichfalls ein religiöses Oberhaupt befunden habe: als die 12 Irosse zu einem Fest versammelt waren, kommt noch ein anderer hoch verehrter Mann, Iros Togosha (Tui-Kusaie, wie Tui-tonga?), dessen Name in den Kawaliedern oft vorkommt, der also wohl eine religiöse Bedeutung hat (Kittl. 2, 47). Das Volk selbst zerfällt in drei Stämme, welche verschiedene Namen haben, untereinander aber völlig gleich sind; zu

jedem von ihnen gehören hohe und niedere Urosse und Volk, nur daß die Untergebenen eines hohen Uros immer zu demselben Stamm gehören, wie er selbst. Zwischen den einzelnen Stämmen herrscht Connubium der einzelnen Stände (Kittl. 2, 13; Lütke 1, 350). Dabei hat Lesson ganz recht, wenn er auch von Kasten spricht: nur daß diese 3 Kasten und jene 3 Stämme nicht zusammenfallen, vielmehr besaß jeder Stamm jene uns schon bekannten so überaus streng geschiedenen Stände und nur diese meint Lesson (Complem. des oeuvres de Buffon 2, 398), Die Urosse selbst zeichnen sich durch äußere Vorrechte nicht viel vor dem Volke aus: das einzige ist, daß sie einen pyramidenförmigen Pavillon auf dem Ausleger ihres Kahnes haben und ihren Ausleger mit Muscheln schmücken dürfen, sowie ferner, daß sie bei allen religiösen Dingen und so auch bei den Kawafesten den Vortritt haben, allein den Trank bereiten dürfen, den dazu nöthigen Stein aufbewahren und zuerst den Trank kosten (Kittl. 1, 374). Die Kawapflanze wächst auf Kusaie sehr zahlreich und da sie auf anderen Inseln fehlt, z. B. auf Truk, so ist ihr Verkauf für die Häuptlinge eine wichtige Quelle des Einkommens (Mertens 161). Sonst aber haben sie eine unumschränkte Macht. Das Volk ist verpflichtet, für sie die Häuser — und weil sie reich sind, haben sie, wie wir schon sahen, große Gehöfte —, die Kähne zu bauen, das Feld zu bestellen (Lütke 1, 380), über sein ganzes Vermögen und seine Arbeitskraft steht jenen zu allen Zeiten die Verfügung zu, ohne irgend welche Einschränkung; alle Kokosnüsse, welche hier seltener sind, werden für sie allein aufbewahrt (Kittl. 1, 356 f.; Lütke 1, 346), ein bestimmter Theil von jedem Fischfang gehört ihnen (Kittl. 2, 19) und das Volk verehrt sie fast göttlich, ja nach Lesson (Complem. 2, 400) scheinen sie in einer eigenen Sprache, einer Sprache der Höflichkeit, welche viele sonst gebräuchliche Worte vermeidet und andere gewähltere dafür braucht, angeredet werden zu müssen. Aber nichtsdestoweniger geht alles gut und ohne Streit ab, da sie niemals ihre Macht mißbrauchen und das Volk ihnen stets freudig und ohne Widerwillen oder Zorn gehorcht. Zwang ist unbekannt (Lütke 1, 348; Kittl. 1,356 f.). Etwas anders als Lütke berichtet Gulick (244) über den König — jenen höchsten der 12 hohen Urosse — welchen man nach letzterem ganz besonders hoch verehrt: wer ihm naht, auch sein eigener Sohn, kriecht nur zu ihm hin, man spricht in seiner Gegenwart nur leise, Niemand

sieht ihn an, wo er vorübergeht, hört alle Arbeit auf. Sein Titel (241) ist Tokesau, welcher Name sich auch sonst in Mikronesien findet und bisweilen geradezu Gott bedeutet. Diese Abweichung zwischen Lütke und Gulick erklärt sich gar leicht so, daß Lütke, der die Inseln nur vorübergehend besuchte, den König nur in der Umgebung jener anderen 11 Irosse sah und dadurch die Ehren, welche dem König allein galten, auf alle 12 Fürsten ausdehnte, denen wie er erzählt, göttliche Ehre erwiesen wird. Jene 11 Häuptlinge werden gewiß nicht viel minder hoch geehrt als der König selbst. Anzunehmen, daß in den 30 Jahren von Lütke bis Gulick sich die Verhältnisse durch die Bekanntschaft mit den Europäern, welche natürlich den König besonders begünstigten, so zu Gunsten des letzteren geändert hätten, ist nicht gut möglich: denn dadurch würde die Verehrung der Eingeborenen nicht mit gewachsen sein und am allerwenigsten in so ganz nationalen Formen ihren Ausdruck gesucht haben.

Auf beiden Ketten der Ratak- und Ralikkette ist die Verfassung ganz gleich: über dem Volk stehen die Häuptlinge, hier Irus oder Tamon genannt, deren Familien nach gleicher mütterlicher Abstammung, denn auch hier wird die Verwandtschaft durch die Mutter vermittelt, mehrere Clanschaften bilden. Alle diese hängen wieder ab von einem höchsten Häuptling, der in Aurh residirt, von dem jedoch die nördlichsten und südlichsten Gruppen des Archipels sich freigemacht haben, wobei es denn ohne heftigen Krieg nicht abging (Gulick 302; Chamisso 116; Kotzebue a, 2, 81; 86 f.). Auch scheint es vorzukommen, daß unter dieser höchsten Oberherrschaft bisweilen ein Häuptling größere Macht an sich riß, indem er andere verdrängte, wie Kadu (bei Kotzebue a, 2, 95) die Unterwerfung einiger Nachbarinseln, deren Häuptlinge getödtet wurden, unter den Häuptling von Arhno erzählt. Jede Insel hat dann wieder ihren eigenen Irus, von dem auch hier wieder minder vornehmere Häuptlinge abhängen. Doch bildeten diese auf Mili eine Art Rathsversammlung, deren Ausspruch sich der erste Irus fügt (Hale 89). Die Häuptlinge herrschen bisweilen drückend und grausam (Gulick 302), denn wenn sie auch keine besonderen Ehrfurchtsbezeugungen genießen und der Umgang mit ihnen ganz frei ist, so haben sie doch das unumschränkte Recht über alles Eigenthum, ja über Leib und Leben des Volkes, das denn auch alle besonderen Schätze, z. B. die Schleifsteine, oder das Eisen, welche

das Meer auswirft (Chamisso 112), oder die Geschenke, welche die Europäer gaben (Kotzebue a, 2, 119), bei Strafe ausliefern mußte, die Schleifsteine und die Schiffstrümmer aber, sagt Chamisso, gegen eine Belohnung. Ganz denselben Gebrauch fand schon Cantova auf den westlichen Karolinen (Sprengel 10, 228). Das Eisen ward zu Geräthen geschmiedet und diese so wie die Schleifsteine verliehen die Fürsten gegen theuren Preis (Cantova und sonst). Die Häuptlinge zeichnen sich durch eine eigene freiere Gangart vor dem Volke aus, welche dieses nicht annehmen darf, Kadu aber, als er Freund der Europäer war, nachzuahmen versuchte, auch da nicht ohne Verweis, so daß er es nicht weiter that (Cham. 118—88). Auch hier trugen die Tamols wie zu Eap grüne künstlich geflochtene Blattstreifen von Pandanuslaub. Sie brauchen ihre Kinder nicht zu tödten. Kommt einer von ihnen irgendwo auf einer Reise an, so wird auf ein schon vom Meere angegebenes Zeichen sofort alles, was er etwa bedürfen könnte, herbeigebracht (Cham. 118).

Auch auf Nawodo hat sich die alte mikronesische Verfassung erhalten: es gibt dort 7—8 Stämme, an deren Spitze je ein Häuptling steht, der selbst wieder von einem höheren Herrscher abhängt. Merkwürdigerweise fand Cheyne in dieser höchsten Stellung ein Weib, während Weiber sonst in Mikronesien (auch auf den Marshallinseln nicht, Cham. 118) nicht succediren können. Diese Königin entschied alle Streitigkeiten zwischen den Häuptlingen ohne jegliche Appellation, wie ihr auch die Entscheidung über Krieg und Frieden zustand. Sie herrscht völlig absolut und man gehorcht ihr ganz ohne Weiteres (Cheyne 79).

Hat diese abgeschiedene Insel das eigenthümliche Wesen mikronesischer Verfassung am strengsten bewahrt, so ist es am meisten verändert im Gilbertarchipel, da dieser am meisten mit Fremden, namentlich Polynesiern in Berührung gekommen ist. Dort ist namentlich südlich vom Aequator eine Art Demokratie — richtiger wohl Aristokratie — nach Gulick (412) die herrschende Regierungsform, nur daß sich auf den fruchtbareren Nordinseln, auf Makin (Behm bei Peterm. 1859, 179) und besonders auf Apamama, von welcher Insel Kuria und Aranuka abhängen (Gulick a. a. O.), das alte Königthum wenigstens in Resten erhalten hat. Sonst haben sich die Familien der einzelnen Irusse unabhängig gemacht und allen Einfluß

der jedoch in genauem Verhältniß zu ihrem Reichthum steht, an sich gerissen, — ein Gang der Dinge, wie wir ihn in Mikronesien so ziemlich überall, wenigstens an vielen Orten und in Polynesien noch viel häufiger finden. Daß diese Familien nun häufig mit einander in Streit sind, wird Niemanden wundern (Gulick eb.). Wie nun in Makin und Apamama die Häuptlinge größere Ehre und Einfluß behalten haben, so hat sich auch die alte Scheidung der Stände strenger gehalten als sonst (Hale 95). Auch hier und zwar im ganzen Archipel gibt es Häuptlinge, welche den meisten Grundbesitz und alle politische Macht haben als ersten, Landbesitzer, welchen zwar Grundbesitz aber keine Stimme in den öffentlichen Versammlungen zusteht, als zweiten und Abhängige oder Vasallen als dritten Stand, welcher gar keine Rechte besitzt (Hale 101). Der zweite Stand besteht aus Verwandten des ersten und z. B. auf Makin aus allen früher vornehmeren Irusgeschlechtern, welche aber durch das Geschlecht des Tiuki, der etwa vor 100 Jahren sich zum König der Insel gemacht hat, unterdrückt sind; dies Geschlecht bildet den ersten Stand. Solches kriegerische Emporkommen soll in diesem Archipel nicht eben selten sein (Hale eb. f.). Der König dankt hier, ganz wie in Polynesien und wohl auch hier in Folge polynesisches Einflusses, schon sehr früh zu Gunsten seines Sohnes ab, für den er aber die Regierung weiter führte, unterstützt von einem anderen Häuptling, der vor allen Dingen Recht sprach und einen hierauf bezüglichen Namen führte. Ob wir diesen uns aus jenem geistlichen Oberhaupt, was wir auf manchen Karolinen fanden, entstanden denken dürfen? (Hale 102). Neben dem dritten Stand erwähnt Behm (bei Peterm. 1859, 179) noch Sklaven auf Makin, die ebensowenig als das Volk (ganz wie z. B. auf Tahiti) heirathen durften und daher häufig mit den Frauen anderer in unerlaubtem Verhältniß standen. Ob Lesson, welcher (Complém. 2, 398) von vier Kasten auf Kusaie spricht, ebenfalls die Sklaven im Auge hat, die ja auch in Polynesien überall vorkommen? Auf Apamama beriefen Muschelhörner zur öffentlichen Versammlung, welche im großen Gemeindehaus abgehalten wurden, indem die edlen Familien an den Wänden sitzen, der zweite und dritte Stand in der Mitte steht. Nach oft sehr heftigen und beredten Debatten entscheidet die Majorität (Hale 101).

Auf den Marianen sowohl wie auf den Karolinen fand sich auch

eine Art von Polizeieinrichtung: wenn ein Fremder in ein marianisches Dorf kam, das er Nachts nur von einem Bürger eingeführt betreten durfte, mußte er sich sofort beim ersten Häuptling desselben melden, widrigenfalls er vogelfrei war; und dadurch daß der Tamol auf den Centralkarolinen die Segel ankommender Reisender bei sich niederlegen ließ, gewährte er diesen Sicherheit, denn nun erst standen sie unter gesetzlichem Schutz (Mertens 158).

Suchen wir nun aus allen diesen Einzelnheiten ein Bild der ursprünglichen Verfassung Mikronesiens herzustellen, so werden wir es in allen Zügen genau mit der polynesischen übereinstimmend finden. Die Bevölkerung zerfiel in zwei große Theile, deren einer mit den Göttern in Zusammenhang stehend auch auf Erden alle Macht besaß über den zweiten, der gar keine Seele hatte, daher nicht unsterblich war, nicht mit den Göttern in Beziehung treten konnte, nicht bestattet wurde u. s. w. und daher jenen göttlichen Wesen gegenüber vollkommen macht-, recht- und eigenthumslos war, alle schweren und unangenehmen Arbeiten verrichten, sich mit der schlechtesten Nahrung und Wohnung begnügen, allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt sein, ja wohl gar ohne Frau leben mußte. Neben oder noch unter diesen standen, wo sie vorhanden waren, die Sklaven, welche meist Kriegsgefangene waren.

Von diesem Stande zum ersten war ein Uebergang nicht möglich. Ebensowenig wie auf den Marianen ein Matua zum Mangatchang degradirt werden konnte, ebensowenig konnten Leute aus dem Volk in den ersten Stand übergehen — aus sehr begreiflichen Gründen nach dem eben Entwickelten. Allerdings erzählt Kotzebue (a 2, 132), daß Piloten zu Wolea wegen ihrer Tüchtigkeit in den Stand der Edlen, ja zum Häuptling erhoben wären: aber „habe ich doch mit Entrüstung, sagt Chamisso (ges. Werke 1, 350), in Herrn von Kotzebues Reise von Piloten der Karolineninseln gelesen, die nur von geringem Stand oft für ihre Verdienste in den Adelstand erhoben werden". Chamisso also bestreitet dies mit aller Entschiedenheit und obwohl nun auch Cheyne auf Ponapi eine ganze Klasse nicht edel geborener aber durch ihre Verdienste edel gewordener erwähnt (108), so spricht doch alles was wir von jenen Ständen und ihrem Unterschied wissen, so grell hiergegen, daß wir auch gegen Cheyne in diesem Fall großes Bedenken haben.

Der König war der erste des ersten Standes, eigentlich aber

stand er auch noch sehr hoch über diesem, denn ursprünglich ist er weiter nichts als der Vertreter Gottes auf Erden: daher die göttliche Ehre, die man ihm erweist; daher seine Stellung bei Opfern, heiligen Ceremonien und dergl.; daher die Uebereinstimmung seines Namens mit dem Worte für Gott. Neben ihm hatten auch die Häuptlinge ihre Stellung, indem sie zunächst die Vermittler seines Willens waren, oder vielleicht schon von alter Zeit bestimmte Aemter (wie auf Ponapi und den Palaus), welche die Fürsten bekleideten, ihn umgaben: er aber hat alle Entscheidung, sein Wort gilt als göttlicher Befehl, ihm gehorcht man ohne weiteres und ohne Groll, denn der Gott redet durch ihn. Auch Frauen konnten ursprünglich die höchste Herrscherwürde annehmen. Sie sind von wichtiger Geltung, da durch sie aller Rang vererbt, nicht, weil man in ihnen etwas heiliges sah, sondern weil man von der Idee ausging, daß der König, der Adel göttliches Ursprungs sei. Deshalb mußte man auf untrügliche Richtigkeit der Abkunft sehen, die aber nur von der Mutter her ganz sicher fest stand, der Vater konnte ja betrügen oder betrogen sein. — Es ist schon spätere Entartung, wenn wir zwei Oberhäupter, ein weltliches und ein geistliches sehen: denn dies letztere ist meist ursprünglich das einzige gewesen, das aber dann durch ein mächtig aufkommendes Geschlecht bei Seite geschoben ist, ohne daß man ihm seine Ehren nehmen konnte, da diese dem Gott in ihm gebühren.

Diese alte Verfassung hat sich rein erhalten nur auf den abgeschiedensten Inseln, wie auf Nawodo, ähnlich auch in Kusaie und Ponapi; sie ist umgeändert meist durch ein Emporkommen des Adels, der sich entweder wie im Marshallarchipel und verschiedenen Karolinen neben das Königthum gestellt hat in den erwähnten öffentlichen Versammlungen, oder der es zu seinen Gunsten ganz verdrängt hat, wie z. B. auf den Marianen, einzelnen Karolinen, den Gilbertinseln, wo eine Aristokratie der vornehmen Geschlechter aufgekommen war. Meist hat dann auch eine Scheidung der Bevölkerung in verschiedene Stämme, deren jedem ein vornehmes Adelsgeschlecht zugehört, stattgefunden, was auf Eap nach Chamisso 135 erst kürzlich geschehen ist. Auch durch historische Schicksale hat der Adel manches gelitten, wie z. B. auf den Gilbertinseln, wo der Reichthum die eigentliche Macht besitzt. Daß nun die Berührung mit den Europäern ganz neue Zustände theils schon gebracht hat, theils bringt und bringen wird, liegt in der Natur der Sache.

Dieser strengen Scheidung der Stände entsprechend ist es, wenn in Mikronesien sich gar mancherlei Anstandsregeln durch- und festgesetzt haben; und da werden wir ein sehr höfliches Volk finden.

Der gewöhnliche Gruß der Marianer war Streicheln der Hand sowie gegenseitiges schnüffelndes Berühren der Nase (Freycinet 2, 377). „Wohin willst Du“ rief man und „woher kommst Du“ beim Begegnen auf der Straße einander zu, wobei man sich Vornehmeren welche etwas trugen, zum Abnehmen der Last anbot, Geringere aber, die belastet Vornehmeren begegneten, boten diesen einen Theil dessen was sie trugen zum Geschenk an. Auch bat man Vorübergehende, ins Haus einzutreten und bewirthete sie. Kam Jemand zu Besuch ins Haus, so sagte er: „ich bin da“. Soll ich Wasser über Deine Füße gießen? fragte der Wirth. „Nicht nöthig“ war dann die ablehnende oder „Hier“ die annehmende Antwort. Mit dieser Schilderung Freycinets (eb.) stimmt auch der Pater Bonani (1719, n. Weltb. 7, 6) überein, während le Gobien mit seinem „erlaube, Deine Füße zu küssen“ (51), im Irrthum ist, da die Marianer den Kuß nicht kannten. Zudem paßt auch wenig dazu ihr Aberglaube, den sie in Beziehung auf das Ausspucken haben. Sie speien nie aus vor Jemandem, dem sie Achtung schuldig sind, niemals in einem fremden Hause oder auch nur am Hause eines anderen, niemals am Morgen; und wenn sie ausspieen, so geschah es immer mit allen möglichen abwendenden Worten. Die Gründe, welche sie hierfür angaben, verstanden die Spanier nicht (le Gobien 51 f.; Freycin. a. a. O.). Den Anwesenden boten sie, ehe sie selbst aßen, Speise an (Strobach n. Weltb. 1, 12); und besonders ehrenvoll war, wenn man einem Gast mit der flachen Hand über den Leib strich (Freycin. 2, 377; le Gobien 52). Daß nun Leute aus dem Volke ganz besonders höflich sein mußten, ist natürlich: nur mit tief gesenktem Haupte durften sie an einem Matua vorübergehen, den sie nur sitzend — denn dies ist, weil eine Selbsterniedrigung, die malaiische Höflichkeitsform Niederer gegen Hohe — anreden durften, während jener in ihrer Gegenwart nie sitzen durfte (Freyc. 378). Auch gegen Fremde waren sie höflich; die Europäer empfingen sie zuerst sehr freundlich.

Von Spielen hatten sie mancherlei: Hahnenkämpfe waren sehr beliebt (Salaçar bei Ov. XX, 16), andere Vögel richtete man zum Sprechen ab (le Gobien 44); dann hatten sie Wettspiele im Ringen,

Laufen, Springen, Schwimmen u. s. w. und namentlich letztere waren der fast amphibienartigen Natur dieser Inselbewohner entsprechend ausgebildet und beliebt, sie wurden oft von ganzen Schaaren betrieben. Mit Erzählungen, Deklamationen, Tänzen brachten sie ferner oft die Zeit hin und dazu kamen noch bestimmte Familienfeste bei der Rückkehr Reisender oder zum Kampf gezogener Krieger, bei reichlichem Fischfang u. s. w., wobei man sehr lustig war und sich mit Essen sowie mit dem Genuße eines Getränkes aus Reis und Kokos, das man gähren ließ, erheiterte (le Gobien 57 f.; Freyc. 2, 394 f.). Ein eigenthümlicher Gebrauch war, daß, wenn ein angesehener Mann einer Nachbargemeinde an einer Arbeiterversammlung einer anderen Gemeinde vorüberkam, sofort die Weiber hinliefen ihn zu fangen und ihn mit Pandanusstreifen am Arm banden. Er bot dann für seine Entlassung allerlei Geschenke, die man nicht annahm und endlich nachdem man sich alle mögliche Ehre und Höflichkeit erwiesen kam es zum Schmause, nach welchem der Wanderer entlassen wurde — der übrigens, wenn er eilig war, auch gleich loskommen konnte. Das Ganze galt als Ehre und Zeichen gutes Einverständnisses unter den Gemeinden (Freycin. 2, 375).

Gastfreiheit herrschte auch auf den Karolinen, wo man ankommende Fremde sofort ins Versammlungshaus führte, bewirthete und mit Gastgeschenken ehrte, die theils in Lebensmitteln, theils in Schmuck, Tanzstäben, Muscheltrompeten u. s. w. bestanden (Cheyne 107; Kittl. 1, 380; 2, 98; Chamisso; Kotzebue). Der Gruß bestand auch hier in Nasenreiben und Umarmung (Tobi Pickering 227; Bulletin de la soc. ethnol. 1846, 23. Juli; Kusaie Lütke 1, 351; Chamisso 135; Freyc. 2, 377), wozu in Kusaie es noch als besonders freundschaftlich galt, mit der Nase die Hand des Freundes schnüffelnd zu berühren (wie wir die Hand küssen), welche Sitte sich übrigens auch auf Lukunor fand (Lütke 1, 351; Mertens 115). Auf Natak aber galt dies Nasenreiben als innigst vertrauliche und deshalb verstohlene Liebesbezeigung zwischen Mann und Frau und kam zwischen Männern nicht vor (Chamisso 119). Größtes Zeichen der Ehrerbietung auf den westlichen Karolinen war es, wenn man Hand oder Fuß Jemandes nahm und damit leise über das eigene Gesicht herstrich (Clain bei le Gobien 407).

Der Gruß beim Begegnen ist auf Ponapi wie auf den Marianen:

woher kommst, wohin gehst du? beim Abschied sagte man: ich gehe. Begegnet man einem Iros, so bleiben Vornehme stehen, Geringere kauern nieder, wie sie sich auch bei Begegnungen auf der See im Kahne niedersetzen, aber den Ausleger gegen das Schiff des Vornehmeren kehren, ob er nicht einsteigen will (Cheyne 118; 110). Kauerndes Niedersitzen gilt überall für allein höflich und ist in Gesellschaften oder Vornehmeren gegenüber dringend geboten (Kittl. 2. 6; Lütke 1, 382; Cantova 226). Auch redet man in Gesellschaft immer leise (Kittl. 1, 375; Lütke a. a. O.) und steht Vornehmeren mit niedergeschlagenem Blick gegenüber (Cantova 226).

Begegneten sich zwei Polynesier, welche sich lange Zeit nicht gesehen hatten, so begannen sie zu weinen und eine Todtenklage anzustellen, um die, welche während ihrer Trennung gestorben waren. Diese Sitte, welche man Tangi nennt, scheint auch mikronesisch gewesen zu sein (marian. tanis, weinen), wenigstens erlebte der Pater Clain (le Gobien 400) eine solche Thränenscene bei Frauen, die sich nach langer Zeit wiedersahen.

Hahnenkämpfe waren hier gleichfalls sehr beliebt (Mertens 145). Man erfreute sich ferner, je nach den Jahreszeiten, an mancherlei Spielen, Lanzen schleudern, Steine werfen, Kugeln wiederauffangen (Cantova 230). Feste hatte man beim Ohrdurchbohren, beim Tattuiren, auf Eap auch beim Haarabschneiden (Cham. 133). Bei allen war Gesang und Tanz Hauptsache; ja man hatte sogar bestimmte halbdramatische Festspiele, welche besonders eingeübt, theils von einem allein, theils von mehreren ausgeführt wurden (eb.), wie ja auch die Jugend der Centralkarolinen zu solchen und ähnlichen Aufführungen von einer Insel zur anderen fuhr (Mertens 146). Solche Feste aber wurden mit dem höchsten Aufwand an Putz und Nahrungsmitteln unter großem Zusammenlauf gefeiert. Ein größeres Fest auf Kusaie, was ohne feierlichen Kawatrank nie abging (Kittl. 1, 374), beschreibt Kittlitz 2, 52 f. ausführlich, einen pomphaften Festzug auf Eap Cheyne 157 f. Auf Ponapi war der jährliche Umzug des Königs durch alle Ortschaften seines Gebietes das Hauptfest für jeden Ort, das überall zwei Tage dauerte und mit übermäßigem Kawagenuß, sowie mit dem Verzehren und Verschenken von massenhaft angehäuften Lebensmitteln gefeiert wurde. Kleinere Feste, veranlaßt durch Besuch eines Häuptlings, Tänze u. dergl. haben fast täglich statt (Cheyne 116).

Als Zeichen großer Vertraulichkeit und Freundschaft gilt es, den Namen mit irgend einem anderen zu tauschen, wodurch der eine ganz in die Stelle des anderen tritt, gleichsam zum anderen wird; auch das Weib, die Kinder des anderen gehören ihm ganz zu, ja es gilt für eine Beleidigung, wenn der Freund mit dem Weibe des Freundes zur Zeit seines Besuches nicht den Beischlaf vollzieht. Chamisso sagt zwar, daß der Namenstausch auf den Karolinen nicht vorkäme: allein Desgraz (bei D'Urville b, V, 309; 314) fand ihn auf Truk vor. Dieser Namentausch ist ursprünglich nur ein Zeugniß für einen höchst innigen Freundschaftsbund zweier Männer, welcher auf den Marianen (Freyc. 2, 367) sowohl, wie auf den Karolinen (wenn er auch hier im Lauf der Zeiten ziemlich geschwunden war) und Ratak (Chamisso 135; Mertens 130) vorkommt, fürs Leben dauert und den Freund ganz für den Freund einstehen läßt. Wer ihn brach, wurde auf den Marianen von den eigenen Verwandten getödtet (Freyc. eb.). Rangunterschiede hinderten ihn nicht, beide Freunde beobachteten denn alles, was die Sitte verlangte (Cham. 135). Natürlich konnte man nur mit Einem solch ein Bündniß schließen, und die Europäer, welche aus Unkenntniß der Sache mit mehreren den Namen tauschten, stießen dadurch vielfach an. Unreines kam bei diesem Verhältniß in Mikronesien nicht vor.

Sahen wir nun ihre Freundschaften, so müssen wir auch ihre Feindseligkeiten betrachten. Zunächst die Waffen, die auf den Marianen aus Schleudern, zugespitzten und am Feuer gehärteten Stangen und Lanzen bestanden, welche oft mit Fischgrätenspitzen versehen und oft vergiftet waren (Salaçar bei Oviedo XX, 16; Garcia de Loaisa bei Navarr. 5, 49; Magelhaens eb. 4, 53; Fra Gasp. de S. Aug. 68; 71; le Gobien 55). Sie schleuderten Steine sehr geschickt, während sie Bogen und Pfeil nicht kannten (Pigaf. 59; 62). Panzer und Schild hatten sie nicht, sie vertheidigten sich nur durch ihre außerordentliche Behendigkeit. So warfen sie sich oft im Krieg mit den Spaniern auf die Erde, wenn jene losdrückten und entgingen dadurch der Kugel (le Gobien 335), welche Vertheidigungsart zu seinem höchsten Erstaunen Grey auch in Neuholland erlebte. Allgemeine mikronesische Waffe war ein 5—20′ langer Speer von hartem und schwerem Holz, der vorn mit Haifischzähnen besetzt und gefährlich genug war (Hale 79); wir finden ihn auf Tobi (eb.),

auf Eap (Cheyne 146), Lukunor (Kittl. 2, 81), Truk (Cheyne 127), auf Ponapi (Cheyne 120), auf Ratak, wo die Lanze häufig Widerhaken hatte (Kotzebue a, 2, 40; 61) und auf den Gilbertinseln (Kittl. 2, 117). An einigen Orten hatte man noch ein rinnenförmiges Holz zum Fortschleudern der oft unhandlich langen Speere, ganz wie wir es in Neuholland finden werden, so auf Eap (Cham. 135), auf den Palaus (Keate 415). Sonst sind Keulen, Schleudern, Steine, Messer im Gebrauche, letztere und Flinten, deren die Novarareisenden auf Ponapi 1500 fanden (2, 412), namentlich jetzt, an einigen Orten, wie auf Ponapi und den Palaus, auch eine Art Beil (Nov. 2, 414; Pickering 219), zweischneidige Holzschwerter, an beiden Seiten durch Haifischzähne geschärft, auf den Gilbertinseln (Kittl. 2, 117; Byron bei Schiller 1, 110) und Ratak (Cham. 118), ein eigenthümlicher, an beiden Enden zugespitzter Stab, der rotirend geschleudert sich mit einem Ende tief einbohrte, wo er auffiel, mit dem aber auch im Handgemenge gefochten wurde, war zu Ratak und Eap (Cham. 118; 136) gebräuchlich, dolchartige Waffen vom Stachel des Giftrochen gebildet auf den Palaus (Keate 415); die Peganer hatten (Meares 1, 128) lange Matten als Panzerhemden, ähnlich wie man Umhüllungen aus Flechtwerk mit emporstehendem Kragen sowie einen Helm von Fischhaut auf den Gilbertinseln trug, wenn man in den Krieg zog (Hale 102). Muschelhörner, welche zu Signalen dienten und zu Ratak vom Besiegten dem Sieger ausgeliefert wurden (Kotzebue a, 2, 53), waren überall im Gebrauch. Bogen und Pfeile sollen nach Roquemaurel (D'Urville b, V, 342) auf den Palaus, nach Lütke 2, 11 auf Ponapi im Gebrauch sein. Doch sagt Virgin (2, 102), daß sie letztere Waffe, wie auch die Polynesier nur zum Spiel, worin sie aber nicht geschickt waren, nicht aber zu Kampf und Schlacht besaßen. Auch die Schleuder gebrauchte man auf Truk zu friedlichen Zwecken, Vögel zu tödten, Früchte von den Bäumen zu werfen u. s. w. (Cham. 136). Die Marianer legten überall Fußschlingen, so wie sie, nach ächt malaischer Sitte, an bedrohten Orten kurze spitze vergiftete Pflöcke in die Erde schlugen. Auch befestigte Plätze, welche durch Wall und Graben geschützt waren, hatte man auf den Marianen und Palaus (le Gobien 270; 196; Keate 200), wie man mit Geschick auf den Marianen auch durch Natur befestigte Plätze aus-

suchte und verstärkte (le Gobien 271; 388) und Lager mit Wall und Pallisaden aufführte (le Gob. 358). Ja die Marianer verstanden sogar eine Belagerung zu führen, wie sie denn (le Gobien 263) die Stadt Agadna einmal längere Zeit belagert haben. Ihre Kriegsmanöver zu See haben wir schon besprochen.

Ihre Kriege selber, sehr häufig um ganz geringfügiger Ursachen willen begonnen, werden ebenso leicht, wie man sie anfängt, beigelegt. Der Krieg, in welchem die beiden ersten Klassen allein kämpften, die dritte nur Lebensmittel und Kriegsbedarf zutrug, ward nach ächt malaischer Art geführt. Die Soldaten scharten sich um eine Fahne und es stand jedem frei, seine Gedanken und Vorschläge zu äußern, ja wohl gar ins Werk zu setzen, denn die Kriegszucht war nicht eben streng. Ebenso wenig zeichneten sie sich durch persönlichen Muth aus, im Felde stießen sie oft laute Schreie aus, um ihren Muth zu erhöhen, ihre Leidenschaft anzufachen, aber hauptsächlich besteht ihre Taktik darin, die Feinde in den Hinterhalt zu locken, was sie meisterhaft verstehen. Kommt es jedoch wirklich zur offenen Schlacht, so entscheiden die ersten zwei bis drei Todten oder schwer Verwundeten gleich alles, denn die Partei, welche sie verliert, flieht sofort und schickt Gesandte und Geschenke, deren Annahme den Krieg beendet. Die Sieger aber zeigen großen Uebermuth, verhöhnen die Besiegten, mißhandeln die Gefangenen oft sehr grausam, verwüsten das Land und namentlich hierbei, doch aber auch im Kampfe selbst, sieht man sie oft ganz plötzlich in eine grenzenlose Wuth verfallen, in der sie alles tödten und verderben, was in ihre Hände fällt (le Gobien 116; 151; Freycinet 2, 488). Ihre Zauberpriester erforschten vorher den Willen Gottes; dann feuerten sie die Kämpfenden zu immer größerer Tapferkeit an (le Gobien 149). Daß sie aber in äußerster Noth beharrlich kämpfen konnten, das lehrte die Geschichte ihres 26 jährigen Krieges mit den Spaniern, in welchem diese nicht bloß einmal in die schwerste Bedrängniß geriethen.

Auf den westlichen Karolinen, wo ebenso wie im Osten und im Centrum dieser Kette der Krieg immer vorher angesagt wurde (Hale 72, 84; Keate 329) sind die Heere, die einander zur Schlacht gegenüberstehen, in drei Linien aufgestellt, deren erste durch die Jünglinge, die zweite durch die großen, die dritte durch die kleinen Männer und die Greise gebildet ward. Beim Aufeinanderrücken der Heere erfolgt

nun überall Zweikampf der Gegenüberstehenden, wobei die Fallenden aus den hinteren Reihen ersetzt werden (Cantova bei Sprengel 10, 231). Doch dauern auch hier die Kriege nicht lange und der Uebermuth der Sieger ist nicht geringer als auf den Marianen. Von den Karolinen kennen überhaupt nur die hohen Inseln — Palau, Eap, Truk, Ponapi — den Krieg, Kusaie, obwohl gleichfalls hoch kannte ihn zur Zeit der Entdeckung nicht, die niederen Inseln sind ganz friedlich und verfertigten für jene die Waffen, welche einen ihrer hauptsächlichsten Ausfuhrartikel bilden (Mertens 109). Man glaubt auf ihnen, daß wer einem Krieg beiwohne, weiße Haare bekomme, doch scheinen, wie Kadus Beispiel beweist, ihre Bewohner persönlich tapfer zu sein (Chamisso 135). Auf den hohen Inseln bekämpfen die einzelnen Stämme einander, auf Eap noch nicht seit langer Zeit. Vor jedem Krieg wird dort ein Vergleich versucht, zur Schlacht wird erst durch das Muschelhorn gerufen, wenn dieser nicht glückt, und dann so lange gekämpft, bis auf beiden Seiten ein Häuptling gefallen ist. Friede wird geschlossen, wenn die Häuptlinge der Gegenpartei einen Bissen von dem blutigen Fleische der Gefallenen gekostet haben, und diesen Frieden befestigt man oft durch Ehen zwischen beiden Stämmen. Auch zu Schiffe sucht man das Gebiet der Feinde zu überfallen und letztere sind stets bedacht, diese Ueberfälle abzuwehren. Fremde gehen ungehindert und mit beiden befreundet durch die kriegführenden Parteien (Chamisso 135 f.). Weiber und Kinder wurden meist geschont, ebenso die Häuser und die Bäume, die man nur der Früchte beraubt (Hale 84; Cheyne 120). Auf Ponapi sendet die friedenwünschende Partei Kawawurzeln an das feindliche Stammeshaupt, nach deren selten verweigerter Annahme die Friedensfestlichkeiten beginnen (Cheyne 120). Die Einführung der Flinten hat die Kriege vermindert (eb.).

Auf den Marshall- und Gilbertinseln, auf welchen letzteren es blutige Kriege gab (Gulick 410) war die Kriegführung nicht anders: Friedenszeichen waren hier grüne Zweige, Pandanus- oder Bananenlaub (Kotzebue a, 2, 46, 50), wie im eigentlichen Polynesien. Die Weiber betheiligen sich am Kriege, indem sie vom Hintertreffen aus Steine oft sehr wirksam über die Köpfe ihrer Männer werfen, Lebensmittel, Kriegsbedarf herbeischaffen und so von großem Nutzen sind (Kotz. a, 2, 87). Zu gleicher Zeit rühren sie die Trommel, erst lang-

samer, dann aber, je heißer das Treffen wird immer geschwinder und drängender (Chamisso 118). Auch größere Kriegszüge unternehmen die Insulaner z. B. von Ratak nach Ralik, wo dann jener eingedickte Pandanussaft ihr Proviant ist (Kotzebue a, 2, 118; Chamisso 118). Meist sind die Sieger milde gegen die Ueberwundenen, gefangene Weiber werden immer geschont, ebenso auch meist die Bäume (Chamisso 118); doch scheint man bisweilen auch minder menschlich zu verfahren und alles zu verwüsten, denn die Nachrichten bei Kotzeb. a, 2, 86 können nicht ganz aus der Luft gegriffen sein und er fand auf Inseln alles, auch die Bäume zerstört.

Kannibalismus herrscht in Mikronesien nicht. Doch hat er sicher in früherer Zeit geherrscht, denn er war den Eingeborenen bekannt, wie man denn auf Ratak sowohl wie auf den Karolinen sich vor den ankommenden Europäern als vor Menschenfressern fürchtete und wie man fremde Gegenden, wenn man sie recht entsetzlich schildern wollte, von Kannibalen bewohnt sein ließ. Jene oben erwähnte Sitte, das noch blutige Fleisch der gefallenen Häuptlinge beim Friedensschluß zu kosten, spricht ganz unwiderleglich dafür und hier mag auch an den Gebrauch der Marshallinsulaner erinnert werden, sich den Namen der von ihnen in der Schlacht getödteten beizulegen (Chamisso 118) welcher in ähnlichem zu wurzeln scheint: denn das Auffressen des todten Feindes hatte neben der Befriedigung der Rache noch den Zweck, daß man sich die Eigenschaften des Todten ganz aneignen, ja ihn vielleicht selbst im jenseitigen Leben zum Diener haben wollte. Vielleicht ist also diese Namensübertragung der letzte Rest hiervon. Bei der Entdeckung aber fand man überall die Menschenfresserei in Mikronesien verabscheut und wenn dies auf den südlichen Gilbertinseln, wo sie sogar ab und zu geübt wird, nicht der Fall, sondern die Sache als etwas gleichgültiges angesehen ist (Hale 95), so sehen wir hierin einen polynesischen Einfluß, der etwas den Mikronesiern fremdes gebracht hat. Daß er auf den Palaus Sitte gewesen hat schon Chamisso 137 widerlegt.

Die Religion Mikronesiens, zu der wir jetzt übergehen, finden wir in einem noch weniger ursprünglichen Zustande als die polynesische, denn während dort von den ursprünglichen Mythen sich ein gut Theil und jedenfalls soviel erhalten hat, daß wir uns ein ziemlich genaues Bild von ihnen machen können, so hat sich in Mikronesien ein später

aufkommender Cult, nämlich der der Ahnen so mächtig geltend gemacht, daß man von ihren alten Mythologemen kaum noch Spuren findet und man vielfach auf den Gedanken kam, die Mikronesier glaubten an gar keine Gottheit. Dies behauptet Pigafetta (60) und Careri (5, 299 wie er sagt nach den Berichten der Missionäre) von den Bewohnern der Marianen. Allein jener Mythus, den wir schon vorhin (S. 93) erwähnten, daß Puntan, der lange Zeit vor der Erschaffung der Welt im öden Raume lebte, später seiner Schwester den Auftrag gegeben habe, die Welt aus seinen Körpertheilen zu schaffen, dieser Mythus (bei Velarde, Chamisso, Freycinet) spricht dagegen. Wir stehen nicht an, den marianischen Puntan mit dem polynesischen Tangaroa zu identificiren. Dieser, welcher gleichfalls Himmel und Erde, Sonne, Mond, Sterne u. s. w. geschaffen hatte, wohnt wie ersterer im Chaos, der ewigen Nacht (Ellis 1, 114) und vielleicht haben wir dies Wort in der ersten Silbe des marianischen Götternamens: poeni heißt im Marian. Nacht, e-bon auf Ratak und Wolea, pum auf Satawal, bun, buni auf Mili. Ob wir dann das tan oder tani mit dem ersten Theil des Namens Tanga-loa zu vergleichen und etwa, wenn wirklich Tanga-loa „gewaltiger Odem" heißt (Schirren 71) Puntan mit Odem, Seele, Leben der Nacht, des Chaos zu übersetzen haben? Oder heißt es „Mensch (tane) der Nacht"? Die Sonne, der Mond gelten als Tangaloas Augen und nach bestimmten tahitischen Mythen wird auch aus seinem Körper, ganz wie aus Puntans, die Welt geschaffen (Schirren 146); auch er ist mit seiner Schwester vermählt, wodurch die ersten Menschen, ja alles lebende entsteht (Ellis 1, 112—3). Hatte man nun hier seine alte Stellung so ganz vergessen, daß man ihn nur für einen Menschen hielt, so war auf den Karolinen und den Marshallinseln das Andenken an diesen obersten Gott besser gewahrt, der auf den westlichen Karolinen Eliulep (Cantova allg. Hist. d. Reis. 18, 395) oder Aliulep (Torres Cham. 128) heißt, nach Cantovas Deutung „großer Geist". Die Deutung ist richtig; man muß das Wort erklären aus woleanisch eolep (Ratak eliip Mili ellip) groß und dem Stamm des polynes. ale (Hale) husten, athmen. Auch hier haben wir also den Tangaloa in wörtlicher Uebersetzung wieder; nnd nicht minder in dem Namen Engalap (Wolea äang, Tobi yang, Satawal ianhe, Eap niveng Wind), den der Gott auf Wolea, Ulithi, Eap und Ngoli führt (Chamisso 125). Von

den karolinischen Göttern haben wir nun bei Cantova, Freycinet, Chamisso mannigfache Mythen, welche uns dieselben Personen in verschiedenen Auffassungen zeigen. So war nach Cantova (a. a. O. 394). Sabukur und Halmelul das erste Götterpaar, ihr Sohn Eliulep, ihre Tochter Ligobud, Elinleps Sohn hieß Lugueileng, nach Cantovas Uebersetzung Mitte des Himmels, welcher selbst wieder zwei Weiber, eine himmlische und eine irdische hatte und von letzterer den Sohn Ulefat. Dieser erfuhr, daß sein Vater im Himmel wohne und wollte deshalb auch emporfliegen. Allein als er sich kaum erhoben hatte, fiel er zu Boden; da half er sich, daß er ein mächtiges Feuer anzündete, dessen Rauch ihn zum Himmel trug. Wir führen nur diese Version an, ohne der anderen, wie sie Torres bei Chamisso 129 erzählt und nach der Hamulul (Halmelul) die Gemahlin Lugelengs, Aluelep dagegen der Urgott ist, mehr als mit diesen kurzen Worten zu gedenken, da es uns nur hier darauf ankommt die ursprüngliche Gleichheit dieser Mythen mit den polynesischen nachzuweisen: und wer wollte die Verwandtschaft dieser Erzählung mit dem dritten neuseeländischen Mythus bei Grey (a, 59—80) verkennen? Tangotango eine Göttin ist als Tawhakis Gemahlin zur Erde gestiegen, dann aber wieder entflohen, er aber folgt ihr, nachdem zuerst das Aufsteigen mißglückt, dann aber gelingt, in den Himmel nach. Dort haben beide, Ulefat (Olifat bei Chamisso) und Tawhaki, noch viel auszustehen bis sie endlich zur vollendeten Götterherrlichkeit gelangen (Chamisso 130 f.). Ganz ähnlich erzählt eine samoanische Sage (Turner 247) von einem Jüngling, der auf dem Rauch in den Mond stieg. Auch ein anderer Mythus Mikronesiens findet sich auf Samoa wieder: Ligobud, erzählt Cantova a. a. O., Elinleps Schwester, welche in der Mitte der Luft schwanger geworden war, stieg auf die Erde nieder, wo sie mit Drillingen niederkam; die Erde, welche damals unfruchtbar und trocken war, wurde nun mit Gras, Blumen und Obstbäumen bedeckt. Auch mit vernünftigen Menschen bevölkerte sie Ligobud. Hiermit vergleiche man die samoanische Sage bei Turner 244. Tangaloa sendet seine Tochter aus, welche als Schnepfe herabfliegt und sich auf einem Felsen, dem einzigen Ruhepunkt, den sie findet, niederläßt: da ward er größer, eine kriechende Pflanze erwuchs und dehnte sich aus und als sie welkte erzeugten sich daraus erst Würmer, dann Menschen. Auf Tobi heißt der Hauptgott Yarris und was man von ihm erzählt

stimmt gleichfalls genau mit polynesischen Mythen überein: wie man dort (z. B. auf Tonga, Mariner 2, 112 f. auf Samoa Williams 115) den Maui als Erreger des Erdbebens fürchtet, so auch auf Tobi: bebt die Erde, so kommt Yarris und Tobi muß sinken, donnert es, so spricht Yarris: nur während man dort den Gott durch Lärmen zur Ruhe zu bringen sucht, so fürchtet man sich auf den kleinen Tobi, man heißt die Kinder schweigen und verhält sich selbst still (Pickering 226).

Auch sonst scheint der Maui-mythus bei ihnen gelebt zu haben. Neben diesen guten Geistern berichtet Cantova, gab es auch böse, zunächst Erigiregers, welcher den Tod unter die Menschen brachte, die früher nur schliefen, um immer von neuem zu erwachen und Morogrog, der, wegen seines schlechten Benehmens aus dem Himmel verjagt zur Erde herabkam und das Feuer mitbrachte (allg. Hist. d. R. 18, 395). Auch Maui bringt Feuer und stets, nachdem er erst allerhand Frevel und Muthwillen ausgeübt und alles in Verwirrung gesetzt und sich von seinem Vater ernstliche Ermahnungen zugezogen hat. Durch ihn kommt auch der Tod in die Welt (Schirren 30; 34). Maui wurde in der Gestalt eines Fisches gedacht (Schirren 70); zu Eap aber lebten in einem Süßwasserteich zwei Fische, uralt aber nur eine Spanne lang, die stets in einer Linie, den Kopf gegeneinander, unbeweglich stehen. Berührt man sie und sie kreuzen sich, so entsteht Erdbeben (Cham. 132). Ist hier eine alte Erinnerung an Maui und Tangaloa, die beide unter dem Bild des Fisches verehrt wurden? Deshalb hielt man den Hai in manchen Gegenden heilig und glaubte, daß er auf Bigar im Ratakarchipel, wo der ratakische Tangaloa thront, Niemanden verwunde (Chamisso 117). Dies wird auch der Grund sein, weshalb man auf Eap das Krokodil verehrt (Cantova a. a. O.) — wenn darunter nicht der Hai gemeint ist, denn Kadu (Cham. 125) wußte nichts von der Anbetung des Krokodils.

Es ist möglich, daß neben diesen Hauptgottheiten, welche wir mit den polynesischen zu identificiren uns gezwungen sehen, auch noch andere Gottheiten des polynesischen Himmels in Mikronesien existirten und vielleicht haben wir wenigstens ihre Namen bei Chamisso 57 und 128: Rongala (Mo-rog-rog?) war der Gott zu Fais, der mit Engalap befreundet war, Fuss, der Gott von Lamotrek, der ohne

Beziehung zu Engalap war und Lagé, der Gott von Faiu (Fojo Cham. 57), den man vielleicht mit dem polynesischen Langi (Himmel) gleich stellen darf. Auf Tobi zählte man 18 göttliche Wesen (Picker. 238 s. v. got). Auf Morilen und den Nachbarinseln ward als Schutzgeist der Inseln Hannlep oder Hanno verehrt (Kittlitz 2, 105), der aber selbst wieder von einer höheren Macht abzuhängen scheint (Mertens 150); einen bösen Geist kannte man auch hier und ließ ihn in den Korallenriffen hausen (Kittl. eb.); auch den Regenbogen soll ein Geist bewohnen, an welchen sich vor allen die Schiffenden wenden (Kittlitz eb.). Ebenso verehrte man zu Eap einen Gott des Meeres, der bisweilen dem Lande sich nähert, während welcher Zeit der König fortwährend um Abwehr alles Unheils fleht (Cheyne 158). Ganz derselbe Glaube und Gebrauch herrschte auf Tahiti (Ellis 1, 383) und auf Rarotonga (Williams 201) und zwar hielt man in Tahiti jenen Gott der See für Maui, auf Rarotonga für Tangaloa (Schirren 69). Auf Ponapi glaubte man zunächst an ein höchstes Wesen, welches erzürnt durch den Donner spricht (Michel. y Rojas 197). Man glaubte überhaupt, daß die Götter die Inseln besuchten und daß dann eine Zeit der Fruchtbarkeit einträte (Chamisso 128). Ja sie hatten bestimmte Orte, wo sie verweilten, so die Insel Bigar der Ratakkette, von der wir gleich reden werden und auf der Insel Falalep (Ulithi) war ein geheiligter See, welchen sie, um zu baden, besuchten und dem sich daher kein Mensch zu nahen wagte (Cantova a. a. O. 396). Zu Kusaie (Gul. 240) wurden gleichfalls alte Naturgottheiten verehrt, oft unter der Gestalt eines Felsens, eines Baumes u. s. w. (244), in welchem der Gott seinen Sitz hat. Ebenso war es auf der Ralikkette (303), wo über jene alten Götter eine Menge Mythologeme im Umlauf sind, welche denen der anderen polynesischen Inseln nicht nachstehen; doch ist überall die Verehrung dieser alten Gottheiten im Absterben begriffen. Nicht anders ist es auf Ratak, wo man einen unsichtbaren Gott im Himmel verehrt (Cham. 117), doch irrt Chamisso oder sein Bericht ist wenigstens nicht genau, wenn er diesen Gott Anis nennt, wie wir gleich begründen werden. Jener unsichtbare Gott ist gewiß derselbe, der auf der wüsten Insel Bigar thronend, oft von den Ratakern aller Gruppen besucht, also von allen verehrt ist. Er ist blind und hat zwei Söhne, welche Rigabuil heißen, wie bei Can-

tova Lugueileng einen Adoptivsohn Reschahuileng hat. Der Gott von Bigar steht in Feindschaft mit Anis und sein Name darf daher auf Bigar nicht angerufen werden. Auch auf den Gilbertinseln scheint diese älteste Gottheit noch bekannt zu sein. Man verehrt dort heilige Steine durch Gebet und Opfer (Gul. 411), allein, wie auf Kusaie, sind sie der Sitz verschiedener Gottheiten, einmal der Antis, zweitens aber auch einzelner Götter, welche Tabu-ériki (vergl. bei Cantova Erigi-regers; Tabu-ériki heißt heiliger Eriki und Eriki heißt Herr) Iti-vini, Iti-tuá-peu, Aori-érie u. s. w. heißen. Man umkränzt den Stein, in welchem sie wohnen, mit Laub, betet zu ihm, opfert ihm täglich; er ist der Schutzgott oder besser der Hausaltar der meisten Familien (Hale 97).

Mit diesen Göttern stehen nun die Mythen über die Erschaffung des ersten Menschen in genauem Zusammenhang, deren marianische Version wir schon oben (S. 92) gesehen haben. Er entstand, das Wie wird nicht gesagt; doch ist nach polynesischer Analogie anzunehmen, daß auch ihn Puntans Schwester, welche wir mit Ligobud und der samoanischen Tochter Tongaloas identificirten, erschaffen hat. Später wurde er in einen Felsen verwandelt und dieses Heiligthum noch zur Zeit der Vertilgung der Marianer gezeigt (le Gobien 197). Eine ganz ähnliche Sage findet sich in Tonga (Geschichte 47).

Allein diese ältere Götterwelt, welche wir aus den hier nur spärlich fließenden Quellen uns reconstruirt haben, die aber in Mikronesien selbst, wie eben die Spärlichkeit der Quellen beweist, schon halb vergessen ist, wurde verdrängt durch einen Glauben, der auch in Polynesien sich ausbreitete auf Kosten der alten Religion, durch den Glauben an die zu Geistern oder Halbgöttern gewordenen Seelen der Vorfahren. Die Verehrung der Ahnen, denen man Speisopfer brachte, die man in der höchsten Noth anrief, laut und immer lauter, wenn sie nicht hörten, deren Schädel als höchstes Heiligthum in den Häusern aufbewahrte und als siegverleihend in besonders wichtige Kämpfe mitnahm, deren Bilder man auf Baumrinde aufzeichnete, die aber auch bös und schädlich sein konnten, Nachts umgingen und deshalb allen Eingeborenen Furcht vor dem Dunkel der Nacht einflößten, dieser merkwürdige Kultus der Marianer fiel allen, welche die Insel besuchten, auf, so daß wir über ihn viel genauer unterrichtet sind, als über die alten Götter. Zur Zeit der Entdeckung schon war die

Verehrung der Anti (Cham. 57; Freycinet 2, 382), wie man diese Seelen nannte, die allein herrschende (Salaçar bei Ovied. XX, 16; Garcia de Loaisa bei Navar. 5, 49; Careri 5, 299; Strobach im neuen Weltb. 1, 9; Bonani eb. 7, 4 f.; le Gobien 64 f.; 82; Freycinet 2, 384). Wenn man in Polynesien glaubt, die Seele eines verstorbenen Häuptlings werde ein Stern, oder wie man es ausdrückte, das linke Auge eines todten Fürsten, der Sitz seiner Seele, werde unter die Sterne versetzt, so lassen sich Spuren dieses Glaubens auch auf den Marianen auffinden, z. B. in der Erzählung le Gobiens (227), daß nach dem Martyrtode des Pater Diaz die Eingeborenen drei glänzende Sterne am Himmel sahen, welche ihnen das himmlische Glück des Ermordeten bedeuteten.

Derselbe Cultus der Seelen herrschte auch auf den Karolinen. Nach Cantova (a. a. O. 396; Sprengel 10, 223) nannte man sie tahu-tup oder tau-tup auf den westlichen Karolinen, welchen Namen auch Chamisso (128) von Wolea anführt, doch nimmt er dies Wort für den Namen des Hauptgottes, was nicht richtig ist. Kadu selbst aber scheint die Verwirrung angerichtet zu haben und das beweist mehr als alles, wie ganz und gar diese Tautups sich an die Stelle der verdrängten Götter festgesetzt haben. Cantova erklärt tahu-tup durch „heiliger Schutzherr“ (vergl. tabu-ériki; polyn. tupuna „Großvater, Ahnherr“) und sagt, daß jede Familie ihren eigenen Schutzgeist habe, den man in allen Lebenslagen anriefe. Für die Seelen, welche am vierten Tage nach dem Begräbniß zurückkehrten und nun unsichtbar unter den Lebenden verweilen, wurden Speisen in den Wald und bei die Gräber hingesetzt, von denen jedoch jeder hinzukommende essen darf (Cantova eb.; Chamisso 132). Die Bewohner von Lukunor glaubten, durch Anrufen ihrer verstorbenen Kinder in die Götterwelt eingeweiht werden ja selbst durch sie zum Anblick ihres Gottes Hanno gelangen zu können; welcher Glaube auch sonst wohl in Mikronesien verbreitet war. Wenigstens erzählt ein Mythus bei Cantova (a. a. O.), der Göttersohn Neschahuileng habe von einer Wolke aus seiner sterblichen Mutter die Geheimnisse des Himmels mitgetheilt, und auf den Gilbertinseln glaubte man wenigstens, daß den Kinderseelen eine besondere Pflege und Sorgfalt zu Theil wurde (Hale 99). Wir werden den Kinderseelen auch in Polynesien wieder begegnen; merkwürdig aber ist es, daß sie auch in der Mythologie ganz anderer Völker z. B. der Mexi-

kaner, Semiten, Indogermanen eine ähnliche vermittelnde Stelle einnehmen. Auch auf Ponapi verehrt man die Seelen der Vorfahren durch Gebet und Opfer, ihnen verdankt man den Erfolg der Ernte, der Fischerei u. s. w., von ihnen begeistert weissagen die Priester, deren Weissagungen aber bisweilen durch feindlich dazwischentretende andere Geister sich nicht erfüllen (Cheyne 121). Diese Geister, welche auch böse sein können, gehen häufig in bestimmte Thiere über, welche dann den irdischen Nachkommen des betreffenden Geistes heilig sind: daher der eine keine Hühner, jener keine Tauben u. s. w. ißt, um den Geist der Ahnen nicht zu beleidigen (Michel. y Rojas 193; Hale 84). Sehr richtig bemerkt ferner Michelewa y Rojas, daß sie die Europäer mit ihren Verstorbenen in Zusammenhang bringen, daß sie wenigstens in ihnen Wesen höherer Art sehen (192); das thaten auch die Bewohner der Palaus und doch kamen sie ihnen vertraulich entgegen (Pickering 221). Die Gilbertinsulaner hielten gleichfalls den Schotten Wood, der zu ihnen gekommen war, anfangs für einen Gott und trugen ihn stets auf den Armen umher (Behm bei Peterm. 1859, 179). Wir werden später auf den Tonga-, in Hawaii, den Fidschiinseln und in Neuholland den Glauben finden, daß die Geister der Vorfahren als weiße Menschen wiederkehren und daß man daher die ankommenden Europäer für solche Geister ansah, welcher Glaube auch in Mikronesien geherrscht zu haben scheint. Auf Kusaie werden gleichfalls die Geister der Verstorbenen, die Anits, verehrt, zu bestimmten Jahreszeiten sogar durch reichliche Opfer bei den Gräbern. Sie werden verehrt wie die älteren Götter häufig in der Gestalt von Bäumen, Felsen u. s. w. (Gulick 244), doch scheinen sie ein großes Uebergewicht über die ersteren erlangt zu haben: denn nach der Sage ist ihr Hauptgott, welcher Sitel-Nazuenziap heißt, bisher Mensch gewesen (Lütke 1, 371; vergl. Kittl. 1, 374 f.). Man verehrte dort die Aale, welche die beiden ersten Stände, die allein Seelen hatten, auch auf den Marianen nicht aßen (D'Urville a, V, 121); vielleicht glaubte man auch sie als Sitz der Seelen Verstorbener. Derselbe Glaube herrscht auf Ralik (Gulick 303) und Ratak. Hier tritt aber wieder der Irrthum Chamissos uns entgegen, welcher den Namen Anis auf einen einzigen unsichtbaren Gott im Himmel ausdehnt, während dies nur auf den Gott, der in Bigar wohnt, paßt. Vielleicht ist jageach, welches ratakisch „Gott“ heißt, sein Name, der an den Yarris von Tobi

erinnert und vielleicht, bei ungenauer Aufzeichnung, dasselbe Wort ist. Es ist höchst merkwürdig, daß man auf Bigar den Namen Anis nicht aussprechen noch anflehen darf, um nicht den Zorn des blinden Gottes zu erregen — entweder weil er der mächtigere ist, vor dem der unbedeutendere Schutzgeist verschwindet; oder aber — sollte hierin etwa das Gefühl sich aussprechen, daß die Anis, trotzdem daß man ihnen vor jedem wichtigen Ereignisse, und zwar jeder einzeln im Volk, nicht bloß der Häuptling ihnen opfert (woraus ihre Stellung als Schutzgeist der einzelnen klar erhellt) daß die Anis trotzdem als die späteren nicht ganz rechtmäßigen Emporkömmlinge gefühlt wurden? Auch hier ließen diese Geister sich oft auf einzelne Bäume, die man mit einem Balkenviereck umzäunte, nieder, ohne daß dadurch der Genuß der Früchte der Bäume verboten gewesen wäre (Cham. 117). Im Gilbertarchipel war gleichfalls dieser Seelenkultus weit verbreitet (Hale 97 f.). Doch scheint er auf einigen Karolinen, wie Tobi, den Palaus zu fehlen, wenigstens nicht so verbreitet gewesen zu sein wie auf den anderen. Auf Nawodo glaubte man nach Cheyne 79 nur an einen bösen Geist, aber weder an einen Gott noch an Unsterblichkeit.

Die Seelen ruhig sterbender Menschen kamen nach dem Glauben der Marianer ins Paradies, wo es Früchte im Ueberfluß gab; unruhig sterbender in die Hölle, welche bei Velarde und le Gobien zazarraguan, bei Freycinet 2, 381 sassalaguhan heißt, was nach seiner Uebersetzung „Ort, wo man vertheilt" nämlich Strafen bedeutet. Beide, Himmel und Hölle, liegen unter der Erde (le Gobien 64 f.). In letzterer herrschte ein böser Geist, welchen Freycinet aniti, also mit dem Namen nennt, den le Gobien nach Freycinets Behauptung fälschlich den Seelen der Verstorbenen beilegt; dieser böse Geist wandelt auch Unheil stiftend unter den Lebenden umher. Unmöglich aber kann aniti ein anderes Wort wie anti (Natak anit, anis) sein und Freycinet ist hier im Irrthum: die Seelen der Verstorbenen treten auch hier als gut und bös, das verstorbene Haupt des Geschlechtes als Richter der Nachkommen auf. Freycinet erzählt selber ganz ähnliches: wer den Grundpfeiler eines Hauses umgeworfen hatte, wurde von der Seele des Erbauers im Jenseits gestraft. Das Leben geht eben nach dem Tode weiter: Weiberseelen sind schwächer als Männerseelen und die Mittheilung Freycinets (eb. 2, 383), daß die Antis dem bösen Treiben der Anitis entgegenträten, kann nur heißen,

daß feindliche oder böse Menschen auch als Seelen bös und feindlich bleiben und zu schaden suchen, daß aber gegen diese die Seelen der Befreundeten und Guten Hülfe bringen. Auch le Gobien kennt den bösen Geist in Zazarraguan, welcher die Abgeschiedenen mit Feuer quält und nennt ihn Chaysi und darnach die Hölle Haus des Chaysi. Ebenso war der Glaube auf den Karolinen des Westens, wo die Seele zwar auch in Himmel oder Hölle gelangt, aber aus dem Himmel wenigstens gar bald wieder unsichtbar zur Erde zurückkommt und ruhig weiter ißt und trinkt (Cantova a. a. O). Das Paradies der Ponapiten ist von einem grundlos tiefen Graben umgeben und hat nur eine Pforte, welche von einem alten Weibe bewacht wird Die Seele muß nun, um in das Paradies zu gelangen, über den Graben springen, in welchen sie das Weib hinabzustoßen sucht; glückt es ihr, hineinzukommen, so ist sie auf immer gerettet, fällt sie, auf immer verloren, denn wie im Paradies alles Glück, so ist im Abgrund alles Elend (Cheyne 121; die Novara 2, 419 berichtet wirklich dasselbe). Auch diesen Mythus haben wir in Polynesien, aber die Verschiebung, die er in Mikronesien erfuhr, ist höchst merkwürdig. Grey (a, 59 f.; nach anderen Quellen, die aber sicher auf Grey zurückgehen und mit unwesentlichen, meist wie es scheint mißverständlichen Abänderungen erzählt Liebrecht die Geschichte in Kuhns Zeitschrift 18, 62). Grey erzählt in seinem dritten Mythus von Neuseeland, wie Tawhaki und sein Bruder Karihi zum Himmel steigen wollten. Sie gelangen zu dem Orte, wo Himmel und Erde durch Stricke verbunden sind, welche eine alte blinde Frau, ihre Ahnin, behütet. Sie springen nun nach den Stricken empor und obwohl von der Alten gewarnt, ergreift Karihi durch einen unglücklichen Zufall einen nicht befestigten Strick, mit dem er nun von einem Ende des Himmels zum andern geschleudert wird und dem Verderben geweiht scheint, bis ihn sein Bruder erlöst und weinend den weinenden nach Hause schickt. Er selbst ergreift einen festen Strick und kommt in den Himmel. Der Himmel also, das Lichtreich, durch einen endlosen Raum von dem sterblichen Leben getrennt, ist in Mikronesien das Paradies.

Auf Tobi, jener kleinen abgeschiedenen Insel hat sich, wie wir die Göttergestalt hier am alterthümlichsten fanden, ein ähnlicher, in Polynesien weit verbreiteter Glaube erhalten, nämlich an das Geisterreich jenseits des Meeres; weshalb man die Todten und Sterbenden

in einem Kahn ins Meer hinausstößt (Hale 80) Es ist dies also keine Grausamkeit, kein Mittel, sich der lästigen Kranken zu entledigen; und wenn sie Verbrecher ebenso behandeln, so liegt auch dieser Strafe wohl die Absicht zu Grunde, den Frevler der Strafe des Jenseits zuzuschicken. Was man aber von Spuren des Buddhismus auf Tobi gefabelt hat (Journ. of the Amer. Ox. soc. V. 194. nach einer Notiz Hales), verdient kaum Erwähnung, geschweige Widerlegung.

Auch auf den Gilbertinseln glaubt man an ein Paradies (Kainakaki genannt), welches im Westen liegt und wohin der Geist der Verstorbenen gelangt, nachdem er lange in den Lüften umhergetrieben ist. Alte und schwache Personen werden von früher verstorbenen Verwandten, Kinderseelen von verwandten Weibern, die sie weiter nähren, abgeholt, denn der Weg ist nicht ohne Gefahr, da der Riese Baine (man denke an den Chaysi der Marianen) alle Unfreien und nicht Tattuirten unterwegs auffrißt (Hale 98). Wir haben hier den Mythus von Ponapi mit dem von Tobi vereinigt, beide jedoch sind, und das ist wichtig, selbständig genug verändert. Die Tarawaner glauben, daß auf ihrer eigenen Insel das Paradies sei, freilich für Menschen nicht sichtbar, und zwar auf einem Plateau der Insel, das nicht über 24' hoch ist (Hale 99). Andere Gruppen haben diesen Glauben an ein Paradies gar nicht (eb.).

Natürlich sind diese verehrten oder gefürchteten Geister nur die Geister der ersten beiden Stände; die armen Unfreien haben keine Seele, also auch keine Verehrung und können daher auch nicht ins Paradies gelangen, wie wir eben sahen. Die Behandlung der Todten wird uns dies noch deutlicher zeigen. Der Glaube an die hohe Macht der verstorbenen Häuptlinge ist zwar die richtige Consequenz der politischen Verfassung dieser Inseln, doch ist es von Interesse, daß dieser Glaube, den wir freilich schon um 1520 als vollkommen herrschend finden, nicht der ursprüngliche ist. Denn daraus folgt, daß auch die Macht des Adels erst nach und nach das geworden und nicht ursprünglich war, was sie jetzt auf allen Inseln ist; und erst als lange der Adel alle seine Vorrechte hatte, konnte sich dieser religiöse Glaube an ihn entwickeln, der übrigens gemeinschaftliches Eigenthum Mikro- und Polynesiens ist.

Auf den Marianen gab es keine Priester zur Zeit der Entdeckung, wohl aber eine Art von Wunderthätern und Wahrsagern,

die zugleich die Aerzte waren und Makanas hießen (Bonanin. Weltb. VII, 5). Sie konnten Wetter machen, glückliche Ernte, Jagd u. s. w. verleihen, die Todten zurückrufen und dergleichen mehr, wofür sie reichlich belohnt wurden (le Gobien 64 f.), daher sie es waren, welche sich am eifrigsten dem Christenthum widersetzten (eb. 149). Sie stammten aus den ersten beiden Ständen, doch sollen nach Freycin. 2, 384 auch Mangatchangs diese Würde gehabt haben, aber sie thaten und verkündigten nur böses — d. h. sie konnten, weil ihnen die Seele fehlte, mit den Geistern der Ahnen in kein Verhältniß, wenigstens in keines heilsamer Art treten. Altäre Tempel oder Opfer kannten die Marianer nicht (le Gob. 64).

Cantova (a. a. O.) kennt solche Priester, welche mit den Seelen der Verstorbenen Umgang hatten und auf Eap Krankheiten und Tod hervorrufen können, auf den westlichen Karolinen. Nach Freycinet 2. 118 heißen die Priester wie die Geister selbst tahu-tup; und diese Uebertragung des Namens vom Gott auf den Priester wird uns auch sonst noch begegnen. Auf Eap, so berichtet Kadu bei Chamisso 129, hatten beide Geschlechter ihre verschiedenen Tempel und Opferzeiten, welche streng geschieden sind. Der Häuptling opfert; Fremde dürfen der Feier — Kadu schildert eine Art Erntefest, welches einen Monat dauert, während welcher Zeit der Gott von Allem was man erntet und fängt die Erstlinge, von Allem was man ißt, den ersten Bissen erhält — nicht beiwohnen und den Tempel zu betreten ist nur den Häuptlingen und den Priestern erlaubt. Solche Festzeiten gab es auf allen diesen Inseln, die Zeiten der Fruchtbarkeit, in welchen der Gott die Inseln besucht; dann gehen alle Menschen im feierlichsten Schmuck einher, sie gehen nur langsam und sprechen nur mit leiser Stimme (Cham. 129). Auf Wolea (eb.) gibt es weder Tempel noch Priester, wohl aber Opfer (Cham. 57). Auf Tobi, wo das eine Ende der Insel, Gottesgrund genannt, heilig ist und nur vom Priester und ganz tattuirten Personen besucht werden darf, ist ein öffentliches Gotteshaus, auf dessen Altar, einem von der Decke herabhängenden wagerecht schwebenden Brett, sich der Gott niederläßt, um mit dem Priester zu verkehren, der selbst Gott (yarris) heißt, so lange er in seiner amtlichen Beschäftigung ist. Er ruft erst mit allem möglichen Lärm und Grimassen den Gott herbei, um ihm dann ein Opfer zu bringen. (Pickering 225 f.) Auch ein rohes Götterbild

hatten sie (Hale 78). Auf den Palaus gab es neben den männlichen (Hockin 32, 57) auch weibliche Priester, Prophetinnen, welche das Ende einer Unternehmung vorher verkündigen (Pick. 270); man (Hockin 15) prophezeite aber aus der Gestalt des Mondes. Der Priester wird bei seinen Amtshandlungen von Gott begeistert und besessen. So ist's auch auf den Central-Karolinen und Ponapi (Kittlitz 2, 105; Cheyne 121), wo sie zu den niedern Häuptlingen gehören, Idiomet genannt werden und einflußreich genug sind (Hale 84). Tempel aber, Opfer, Idole gab es hier (eb.) wie überhaupt im östlichen Polynesien also auch im Marshall- und Gilbertarchipel nicht (Lütke 1, 393; Chamisso 129), nur daß man auf den letztgenannten Inseln einen kurzen Stock oder Korallenblock als den Sitz des Hausgeistes dachte und stets mit frischem Kokoslaub umkleidete und mit Speisopfern bedachte (Gulick 411; Hale 97 f.) und daß man auf Tarawa am Strande gelegene aber dachlose Geisterhäuser hatte, deren Thüre des oberen Stocks nach der Richtung des Geisterreiches, nach Westen lag und in dem Inneren sich ein etwas concaver Korallenaltar befand, auf dessen Vertiefung der Priester um die Stimme der Geister zu hören sein Ohr legte (Hale 98). Auch Priester gibt es im Gilbertarchipel, wenn auch nicht auf allen Gruppen, wie z. B. auf Makin das älteste Familienhaupt priesterliche Befugniß hat. Meist aber hat jede Familie ihren eigenen Priester, welcher Ibonga oder Tibonga (polyn. tufunga) heißt und jeder freie Mann, welcher Gebete zu sprechen weiß, kann Tibonga werden (Hale 98).

Wie es manche Arten die Zukunft zu erfahren gab, Loose, welche die Fürsten zogen im Westen und die man durch Knoten in Blattstreifen geknüpft bildete (Cantova a. a. O.), glück- und unglückverkündende Vögel, welche heilig waren und nicht getödtet werden durften (Freyc. 2, 383, Cham. 132), so ist auch sonst an Aberglauben kein Mangel. Ueber die Bedeutsamkeit des Ausspeiens, Niesens u. s. w. sprachen wir schon; ferner glaubte man, durch Blasen mit der Muscheltrompete Regen fern halten zu können, was das bestimmte Amt einzelner Männer war. Diese aber und ihre ganze Familie durften — so wenigstens auf den Central-Karolinen — nichts was mit dem Regen in Zusammenhang stand, berühren und daher auch nicht die Blüthe des Pandanus odoratissimus, die sonst auf diesen Inseln als höchster Schmuck gilt: denn sie steht mit dem Regen in mystischem Zusammenhang (Kittl. 2, 111 f.).

Als Wind- und Wetterbesprecher sind namentlich die von Eap berühmt, welche auch den Mond durch bestimmte Zaubermittel verkleinern können. Wasser kann man besprechen, von einer Bananentraube dürfen nicht zwei Menschen essen, die Fische müssen nach bestimmten Regeln gefangen werden u. s. w. (Chamisso 89; 132—3). Auch der Kawatrank galt als eine religiöse Ceremonie, deren einzelne Momente Kittlitz 2, 51 f. genauer beschreibt. Ueber das Tattuiren haben wir schon gesprochen. Am meisten abergläubisch sind die Bewohner der Ralikkette, woher es wohl kommen mag, daß man sie auf den Karolinen als vorzugsweise geschickte Zauberer ansah (Gulick 303).

Es ist bekannt, welche Bedeutung das Tabu, der religiöse Bann in Polynesien hat und es fragt sich, ob wir dieselbe Sitte auch in Mikronesien finden. Dies muß bejaht werden; nur daß das Tabu in Mikronesien, obwohl ebenso häufig als in Polynesien nicht so übertrieben ist wie dort (Gulick 417). Es findet sich angewendet auf Essen und Trinken, wie die vornehmen Marianer keine Aale, die einzelnen Bewohner Ponapis, Kusaies, der Marshall- und Gilbertinseln u. s. w. dies oder jenes Thier nicht essen durften, das gemeine Volk den Kawa und auf Kusaie die Kokosnuß entbehren mußte u. s. w.; wie es manche Bäume gibt, die heilig und dem gewöhnlichen Gebrauch entzogen sind (Mertens 177), wie der Regenbeschwörer die Pandanusblüthe nicht gebrauchen darf. Auch Plätze, Tempel, Personen, wie z. B. die vornehmsten Fürsten sind für das Volk Tabu. Wer fischen wollte, mußte 24 Stunden vorher sich der Weiber enthalten (Mertens 137). In der Unterhaltung mit den letzteren waren einzelne Worte verboten; und so könnte man noch eine Menge Einzelnheiten zusammenstellen. Auch das Wort tabu kommt vor (Kotzebue a, 2, 59. Hale im Tarawavokabular s. v. tabui; Pickering s. v. tabu u. s. w.) und auf Morileu gebraucht man ganz ebenso das Wort pennant: pennant war mancher Baum, mancher Ort u. s. w. (Mertens 134). Auch waren die Festlichkeiten, um ein Tabu aufzuheben in manchen Gegenden nicht geringer als in Polynesien, wie z. B. Cheyne ein solches sehr weitläufiges Fest auf Eap beschreibt (157 f.), bei welchem die Hauptceremonie war, daß der Gott des Meeres durch den Priester gebeten wurde, das Schiff, welches Tabu war, zu verlassen und in sein Element zurückzukehren. Darauf war das Schiff enttabuirt. Man sieht hieraus, worin das Tabu besteht. Der Gott hat sich auf etwas niedergelassen

(daher die erwähnten heiligen Steine, Thiere, Oerter, die Priester in der Ekstase u. s. w. Tabu sind) und es dadurch dem gewöhnlichen Gebrauch entzogen; da nun die Häuptlinge göttliches Geschlechtes sind, so ist auch ihr Eigenthum und alles was zu ihnen gehört, dem Volk Tabu, sowie ebenso das, was sie für Tabu erklären: obgleich dieser Gebrauch in Mikronesien sehr selten ist. Nirgends trat hier das Tabu als wirklich lästige Fessel auf wie in Polynesien.

Wir haben jetzt noch von einer Klasse Menschen ausführlicher zu reden, welche unter besonderem Schutz der Götter standen, von den Ulitaos der Marianen, welche wir schon einigemal erwähnt haben. Sie bildeten eine geschlossene Gesellschaft und hatten über die ganze Inselgruppe verbreitet überall ihre bestimmten Häuser. Dort lebten sie unvermählt mit Mädchen aus den vornehmsten Familien in jeglicher Schrankenlosigkeit, die bis zur Blutschande stieg, zusammen und nicht nur, daß man ihnen diese Ausschweifungen nicht zum Verbrechen rechnete: vielmehr galt bei ihnen sein für beide Geschlechter als höchste Ehre, wie denn namentlich die Mädchen ihrer Gesellschaft viel höher geachtet waren, als wirkliche Jungfrauen (Freycinet 2, 486). Für ihre Feste hatten sie bestimmte Lieder erotisches Inhalts, aber in einer anderen als der gewöhnlichen Sprache, wohl in älterer Redeweise gedichtet (eb. 370). Ebenso hatten sie ihr bestimmtes Abzeichen, einen Stab, der hohl, mit drei Streifen Baumrinde und mit Quasten verziert war, zu welchen man, als höchsten Schmuck, Haare nahm. Daher brachten die Ulitaos einem aus Manila eingeführten Pferde Opfergaben dar, um von den Haaren seines Schwanzes zur Verzierung dieser Stäbe zu erlangen, in welchen Freycinet wohl ohne Grund einen phallus sieht (184). Wir kommen auf diese Stäbe zurück, welche nach le Gobien (203) tuna, nach Freycinet (184) dagegen tina hießen: sie sind wohl weiter nichts als ein Symbol des Gottes, welchem die Ulitaos (Uritaos bei le Gobien) als religiöse Genossenschaft nahe standen. Als eine solche aber müssen wir sie betrachten zunächst wegen der größeren Ehre, die sie genossen, dann weil sie vom größesten Einfluß auch in politischen Dingen waren; ferner erklärt sich aus dieser Annahme erst die Hemmung, welche die neue Lehre gerade durch sie empfing und keineswegs etwa bloß deshalb empfing, weil sie in ihren Ausschweifungen durch das Christenthum gehindert wurden; endlich spricht ihre für alle anderen Menschen verbotene Sprache sowie ihre

heiligen Lieder für diese Annahme. Zu Chuchugu hatten sie ihren bedeutendsten und festesten Sitz; als diesen die Spanier nach heldenhaftester Vertheidigung endlich erobert hatten, verbreitete sich das Christenthum sehr rasch (le Gobien 219). Nach dieser Schilderung wird es nicht auffallen, wenn man sie schon öfter mit den Areois der Gesellschaftsinseln zusammengestellt hat (Freycinet 2, 370; Lutteroth 6); Meinicke freilich (79) hält beide Gesellschaften für gänzlich von einander geschieden, ohne jedoch Gründe hinzuzufügen. Da jedoch, worauf Lutteroth aufmerksam macht, der Name des Ulitaos und Areois ganz genau zusammenstimmt und sicher dasselbe Wort ist; da die Einrichtungen beider Genossenschaften ganz gleich sind, so wird jene Zusammenstellung doch das rechte treffen. Es ist bekannt, daß die Areois auf Tahiti fast alle verpflichtet waren, ihre Kinder zu tödten. Vielleicht war dies auf den Marianen auch der Fall, wenigstens werden nirgends Kinder von ihnen erwähnt; allein wenn die Ulitaos auch nicht Theil hatten an jener grausamen Sitte, wie denn freilich weder le Gobien noch Freycinet darüber berichten, so spricht das nicht gegen ihre Gleichheit: denn jene Sitte ist in Tahiti, wie es scheint, erst später aufgekommen.

Sonst wird in Mikronesien nichts ähnliches erwähnt, wenn wir nicht die eine Bemerkung bei Mertens 146 hierher rechnen wollen, daß häufig die Jugend der Central-Karolinen von einer Insel zur anderen fährt um neu eingeübte Poesien daselbst vorzuführen; denn ganz ebenso ziehen die Areois von Insel zu Insel, von Stadt zu Stadt, um durch dramatisch-mimische Vorstellungen das Volk zu ergötzen.

Wie man Krankheiten betrachtete, ob man sie, wie fast alle uncivilisirten Völker thun, als Besessensein von oder doch als veranlaßt durch Dämonen ansah, erhellt aus den Berichten die wir haben nicht; doch ist es zu vermuthen, da meist die Priester zugleich die Aerzte waren. So war es auf den Marianen (Bonani neuer Weltbott 7, 5), wo man indes um Krankheiten zu heilen gewisse Kräuter anwandte (le Gobien 47); so auch auf den westlichen Karolinen, wo namentlich auf Eap durch den Tautup nicht selten Krankheiten und in Folge derselben der Tod einzelner bewirkt wurde durch Zauberei (Cantova allg. hist. d. R. 18, 397). Auch auf den Ralikinseln ist Götterzorn der Grund der Krankheiten: man suchte wenigstens auf Ebon zwei kranke Fürsten dadurch zu heilen, daß man einen äußerst feierlichen Tanz um die Götter zu ehren und zu versöhnen ausführte (Gulick 306).

Auf den Central-Karolinen hatte man ganz gute chirurgische Kenntnisse (Mertens 163), man verstand mit Fischgräten und Haizähnen zur Ader zu lassen, wie man sie zur Akupunktur zu verwenden wußte (eb. 143) und hatte auch sonst noch mancherlei Heilmittel, die man aber sehr geheim hielt (163), ein Zeichen, daß man in ihnen etwas Heiliges verehrte. Die Kranken wurden gepflegt und nicht schlecht behandelt, nur auf der Insel Tobi war das anders: hier wurden alte oder gebrechliche Leute und hoffnungslos Erkrankte aus der menschlichen Gesellschaft vertrieben, oder gar in einem schlechten Kahn ins Meer hinausgestoßen (Holden im Bulletin de la soc. ethnol. 23. Juli 1846; Pickering 225, 231).

Diese Sitte aber ist nicht so roh und unmenschlich wie sie aussieht; denn sie wurzelt in den religiösen Anschauungen dieser Völker. Gerade Tobi hat bei seiner Abgelegenheit manches Alterthümliche, was sich sonst nicht mehr in Polynesien findet, bewahrt; und so ist dies auch der Fall in Beziehung auf die Behandlung der Kranken und Todten, die wir hier in alterthümlicher Form finden als im übrigen Mikronesien, denn auch die erwachsenen Todten stieß man ebenso in einem Schiff ins Meer hinaus und nur die Kinder wurden beerdigt. Dem allgemeinen Glauben zufolge nahm man das Geisterreich jenseits des Meeres an, dorthin sollten die Todten fahren; Kinder aber konnten noch kein Boot lenken und deshalb wurden sie begraben (Hale 80).

Diese Art, die Todten zu behandeln, ist, da wir sie auch in ganz Polynesien finden, ohne Zweifel die älteste; aber schon seit langer Zeit hat sich neben ihr eine andere entwickelt, welche auf den Marianen und den östlichen Gruppen die allein herrschende geworden ist. Die erstere bezweckt möglichst raschen und bequemen Weg der Todten in das Seelenreich; die neue dagegen möglichst langen und möglichst nahen Zusammenhang der Todten mit den Lebenden. Jene bringt die Todten an oder ins Meer, diese begräbt sie bei den Häusern und conservirt die Leiche aufs sorgfältigste. Auf vielen Inseln haben sich beide neben einander erhalten; die alte Sitte aber ist herabgesunken aufs gemeine Volk, die neue ist für die Vornehmen und dies giebt uns den Schlüssel, wenn und warum die letztere aufgekommen ist. Sie steht im genauen Zusammenhang mit dem Aufkommen der neuen Religionsform, welche die alte verdrängte, mit der Verehrung der

abgeschiedenen Geister der Vornehmen. Als diese, ursprünglich nur Vermittler zwischen Menschen und Göttern, immer mehr an die Stelle der letzteren traten und später fast ganz allein verehrt wurden, da lag es nahe, die irdischen Ueberreste dieser nun so mächtigen Geister recht hoch zu ehren, immer bei sich zu haben als Amulette u. s. w. und so hob man sie nahe bei den Wohnungen auf, während man das gewöhnliche Volk, das diese Macht nach dem Tode nicht erlangte, fortfuhr nach der alten Art zu behandeln.

Gehen wir nun ins Einzelne. Wenn auf den Marianen jemand im Sterben lag, so stellte man einen Korb neben den Kranken und bat die Seele, bei ihrem Abscheiden in ihn hineinzufahren und gleichfalls in ihm zu verweilen, wenn sie bei späteren Besuchen zurückkehre. Die Leiche salbte man mit wohlriechendem Oel und brachte sie in ihr elterliches Haus zurück, damit sich die Seele für ihren künftigen Aufenthalt den Wohnplatz aussuchen könnte (le Gobien 65). Nach dem Tode erhebt sich laute Klage, sieben, acht und mehr Tage, namentlich sind die Mütter beim Verlust eines Kindes trostlos. Ist der Verstorbene ein Chamorri oder eine vornehme Frau, dann artet ihr Schmerz in wahre Berserkerwuth aus; sie zerschlagen, zerreißen, vernichten alles, ja sie zünden wohl gar ihr eigenes Haus an (eb. 67—69). Der Körper wurde begraben, auf dem Grab aber ein Denkmal errichtet, das mit Blumen, Muscheln, Palmlaub &c. verziert ist; war der Verstorbene als Krieger oder Fischer berühmt, so legte man ihm Lanzen oder Angelhaken auf das Grab. Die Chamorris setzten ihre Todten in unterirdische Kammern, die künstlich und weithin ausgehöhlt waren — man denke an jene „Gewölbe" auf Ponapi, welche sich hiernach deutlich als Grabstätten ausweisen — und glaubten, daß die Todten durch diese Art des Begräbnisses mit den Vorfahren vereinigt würden (le Gob. 84). Auch auf Lukunor und Kusaie gab es gemeinschaftliche Begräbnißplätze, welche mit einer Mauer umgeben, oft wie ganze Dörfer von Todtenhäuschen aussahen (Kittlitz 2, 104. Mertens 163). Alle Gräber waren nahe beim Hause, damit die Todten leicht die Ihrigen besuchen könnten (eb. 298). War der Todte bestattet, so erhob sich neuer Jammer: die ganze Familie, einer nach dem anderen, brach in Todtenklagen aus, die freilich stereotyp und herkömmlich, aber nichts destoweniger innig und ergreifend waren: „für mich gibt es kein Leben mehr; was übrig ist, wird Schmerz

und Jammer sein. Die Sonne, die mich belebte, erlosch. Der Mond, der mich erhellte, ist dunkel. Der Stern, der mir schien, ist verschwunden. Ich bin eingehüllt in tiefe Nacht, versenkt in ein Meer von Thränen und Bitterkeit.“ Dann fährt ein anderer fort: „Ach ich habe alles verloren, ich sehe nicht mehr den, der das Glück meiner Tage war, die Freude meines Herzens. Ach, daß die Kraft unserer Krieger, die Ehre unseres Stammes, der Ruhm des Landes, der Heros des Volkes dahin ist! Er hat uns verlassen, was soll aus uns werden? Wie werden wir künftig leben?“ Und so geht es Tage lang weiter. Später aber grub man die Knochen wieder aus, reinigte sie und bewahrte sie im Hause als Heiligthümer auf (Salacar bei Oviedo XX. 16; Garcia de Loaisa bei Navarrete V. 49). Auf den Karolinen wurden die Leichen des gemeinen Volkes in das Meer geworfen wie Cantova (Sprengel 10, 224) von Ulithi (Faroilep), Mertens (163) und Kittlitz (2, 104) von den Centralgruppen und Chamisso (186) von der ganzen Kette berichtet. Auf Kusaie hat sich diese Sitte nach Gulick 242 in einer für uns wichtigen Modifikation erhalten: die Leichen der Vornehmen werden gesalbt, einbalsamirt, dann auf 3 Monate begraben, endlich die Knochen wieder aufgenommen, gereinigt und an einer bestimmten Stelle des Hafens ins Meer gesenkt. Hier also hat das Alterthümliche in vollerer Geltung sich erhalten, sowie auch auf den Ralikinseln, wo alle Todten ins Meer geworfen werden (Gulick 304). Man erinnere sich an das, was wir schon oben sagten: daß gerade Kusaie und die Ralikkette derjenige Theil Mikronesiens ist, welcher am unberührtesten seine alten Eigenthümlichkeiten bewahrt hat. Kittlitz freilich sagt von Kusaie (2, 16), daß daselbst die Todten in sumpfige Stellen versenkt würden; was vielleicht nur ein ungenauerer Bericht über dieselbe Sitte ist, die Gulick erwähnt, welcher letztere die Inseln genauer durchforschen konnte, als Kittlitz. Während nun auf den Ratakinseln die Häuptlinge (auch in der Schlacht gefallene Häuptlinge der Feinde) sitzend begraben, das gemeine Volk aber wie auf den Karolinen ins Meer geworfen wird (Chamisso 119), aber, was bemerkenswerth ist, unter religiösen Ceremonien (Meinicke Zeitschr. 15, 413), so ist auf einer Gruppe der Kette, auf Mili, wo die Todten zwar auch in Matten gewickelt und begraben werden, der sehr merkwürdige Gebrauch, daß man nach der Beerdigung ein kleines Kanoe mit einem Segel und befrachtet mit kleinen Stückchen Kokosnuß, in See läßt, um die Seele

des Todten, die zurückkehren und schaden kann fern zu halten (Hale 89). Hier sieht man ganz deutlich, wie neben dem Alten, das zu einer mißdeuteten und halb unverständlichen Ceremonie wird, während früher der Kahn gewiß die Leiche selber zur Insel der Seligen führen sollte, sich das Neue, das Begraben der Todten entwickelt hat. So wird denn hier auch bedeutungsvoll, was Freycinet (2, 118) nach Don Luis de Torres ganz allgemein von den Karolinen berichtet: daß man die Leiche häufig in einem kleinen Steingehäuse oder in einer Pirogue im Hause bei sich aufbewahrt. Die Pirogue, wenn auch jetzt zurückgedrängt, war das ursprünglichere.

Das Begraben der Todten herrschte nun freilich auch auf den Karolinen. So nach Keate auf den Palaus; die Leichen der Vornehmen auf Ulithi wurden (Cantova bei Sprengel 10, 224) erst gelb bemalt, unter dem Trauergeheul der Verwandten, worauf ein altes Weib unter gespannter Aufmerksamkeit der Anderen eine Leichenrede zum Lobe des Todten hielt. Die Leidtragenden schnitten sich dann Bart und Haare ab und warfen sie, um den Todten zu ehren, auf die Leiche. So lange sie noch über der Erde war, wurde Tags streng gefastet und nur Nachts gegessen. Schließlich wurde sie entweder im Hause selbst in einem kleinen Steingebäude aufbewahrt oder fern von den Wohnungen begraben, das Grab aber mit einer kleinen Mauer eingefaßt und auf dasselbe stets Speise für den Todten gebracht. Auch sonst begegnet uns diese Sitte: auf Ponapi pflanzte man häufig einen Kokosbaum auf das Grab dessen Früchte nicht gegessen werden durften (Hale 84). Auf den Central-Karolinen, wo man die Vornehmen gleichfalls begrub, baute man ihnen ein kleines Haus, ganz nach dem Muster der gewöhnlichen mikronesischen Bauart über das Grab, nur daß es viel kleiner war als die menschlichen Wohnungen; Kokosnüsse, Kokosflaschen und anderes Hausgeräth stellte man hinein (Kittlitz 2, 104; Mertens 163) — die Todten sollten also nach menschlicher Art weiter leben. Auch die Nataker bringen ihren Todten, deren Ruheplatz man durch Betreten u. s. w. nicht stören darf, Speise aufs Grab, an welches man häufig zwei Kokosbäume pflanzt, deren Früchte den Weibern stets, den Männern sehr lange Zeit Tabu, also verboten sind (Hale 89). Die Sitte zum Zeichen der Trauer sich die Haare abzuscheeren, herrschte auch auf Ponapi (Michelewa 190), wo zwar jetzt die Todtengebräuche durch die Europäer mannigfach verändert sind, denn jetzt begräbt man

die Todten gleich, welche man früher in Matten geschlagen lange Zeit in den Häusern aufbewahrte (Cheyne 119) und dann begrub, indem man dem Mann ein Ruder, der Frau eine Spindel (den Hammer für die Zeugbereitung?) ins Grab mitgab (Hale 84). Auch sind es vornehmlich die Weiber, welche vornehme Todte Tags durch heulendes Wehklagen, Nachts durch heilige Tänze ehren. (Cheyne 119). Wenn aber Cheyne (eb. nach ihm Nov. 2, 418) hinzusetzt, das Eigenthum des Verstorbenen gehöre dem, der es zuerst ergreife, so kann damit nur die momentane fahrende Habe gemeint sein: alles andere, Häuser, Bäume u. s. w. ging an seinen rechtmäßigen Erben über. Ein solches längeres Aufbewahren besonders geliebter Todten, für das man bestimmte Leichenhäuser überall auf den Karolinen und Marianen hatte, kam auch auf Kusaie vor; es war mit mancherlei Feierlichkeiten verbunden (Gulick 242 f.).

Auf Eap wurden alle Leichen im gebirgigen Theil der Insel begraben: Die Bergbewohner holten die Leichen aus den Thälern gegen bestimmte Geschenke ab (Cham. 135). Das ist auffallend, denn es wird sonst nichts ähnliches erwähnt. Aber ob dieser Gebrauch nicht mit der Anschauung, das Paradies sei auf Bergen gelegen, der wir mehrfach in Mikronesien begegnen, zusammenhängt? dann stünde diese Sitte ganz parallel der anderen, die Todten in einen Kahn zu setzen, ins Meer zu werfen und hätte den Zweck, die Todten gleich selbst ins Todtenreich zu befördern. Auf Aragos Nachricht (2, 23), die Leichen auf den Karolinen würden verbrannt, ist nichts zu geben.

Sehr alterthümliche und seltsame Sitten haben sich auf den Gilbertinseln erhalten. Gulick erzählt (411), daß der Todte lang aufbewahrt würde, und daß die Lebenden sich mit dem Schaume, welcher der Leiche vor den Mund tritt, bestreichen. Mit dem todten Gatten schläft die Gattin noch lange zusammen und ihr todtes Kind trägt die Mutter bei sich, bis es zerfällt; dann werden Schädel und Knochen aufbewahrt, öfters gesalbt und mit Speisopfern versehen. Auch die marianischen Mütter verfuhren ähnlich; sie trugen ein Schnürchen um den Hals, an welchem die Zahl der Nächte, seit welchen das Kind todt war, durch Knoten bezeichnet wurde (le Gobien 67). Auf die Gräber der umgebrachten Kinder zu Natak setzt man einen Stab, an dem man ringförmige Einschnitte angebracht hatte (Cham. 119). Diese Stäbe erinnern an die Stäbe der Ulitaos und mögen wie diese symbolische Bedeutung haben. — Auf den nördlichen Gilbertinseln wurde

nach Hale 100 der Todte auf eine aus Schildkrott gefertigte Platte gelegt und diese von 2—6 sitzenden Personen, den Verwandten des Todten, in der Flur seines Hauses je nach seinem Range 4 Monate bis 2 Jahre gehalten. Die Ermüdeten werden von andern abgelöst. Während dessen brennt (eine Sitte, welche auch in Kusaie zu den Leichenceremonien gehört, Gulick 142) im Hause ein ewiges Feuer, dessen Verlöschen als unheilvolles Zeichen gilt. Schließlich werden die Ueberreste in Matten gewickelt und entweder im Oberstock aufgehoben oder begraben, da man dann auf das Grab einen Stein zu Häupten und Füßen der Leiche und über beide einen dritten legt. Die Schädel der Häuptlinge werden verehrt. Auf Apamama wird der Todte im Gemeindehaus unter fortwährenden Klag- und Lobliedern 8—10 Tage ausgestellt. Die Leiche wird gewaschen, gesalbt, jeden Tag in die Sonne gelegt und schließlich, in zwei Matten gehüllt, im Hause des nächsten Verwandten begraben, der Schädel später herausgenommen, sorgfältig gereinigt und dann feierlich aufgehoben (Hale 99).

Die Geschichte der Marianen seit ihrer ersten Entdeckung durch Magelhaens erzählt Freycinet (2, 164) ausführlich. Sie besteht bis zum Jahre 1668 aus kurzen Begegnungen der Eingeborenen mit einzelnen europäischen, hauptsächlich spanischen Schiffen, die meist ein feindseliges Ende nahmen, aber immer durch Schuld der Besucher; denn wenn diese freundlich sich gegen die Eingeborenen betrugen, so blieb ein gutes Einvernehmen ungestört. Von 1668 an, dem Jahre, in welchem die spanische Mission auf den Inseln landete, erzählt le Gobien die Geschichte der Inseln und zwar nach Briefen und Missionsberichten, welche ihm von Rom, von Spanien und aus den Niederlanden zugeschickt wurden. Freilich erzählt er, „um die Angriffe gegen die Mission durch Darlegung der wahren Thatsachen zu widerlegen"; aber sein Bericht ist einmal so ganz genau mit Freycinet übereinstimmend, andererseits so unbefangen und schlicht, daß er wenigstens, was die Thatsachen betrifft, vollkommen zuverlässig erscheint. Freycinets Darstellung beruht zwar auch ganz auf spanischen Quellen und andere gibt es ja überhaupt über die Schicksale der Marianen nicht; aber da er nicht dieselben Quellen hatte, wie le Gobien, da er ferner nicht parteiisch schreibt, so verdient auch er unser Vertrauen.

Anfangs wurde das Christenthum, welches Sanvitores brachte,

von den Insulanern lebhaft aufgenommen. Sanvitores selbst und die Jesuiten in seiner Begleitung hatten den reinsten Eifer; er hatte unter den größten Schwierigkeiten, aber mit unablässigem Eifer die Mission ins Werk gesetzt und die Absicht, in der er kam, „die Verläumdungen der Ketzer, welche behaupteten, die Spanier predigten nur dort das Evangelium, wo Gold und Reichthum zu holen sei," zu entkräften (le Gobien 19), diese seine Absicht war eine ganz lautere. Anfangs hatte er sehr bedeutende Erfolge: gleich im ersten Jahre wurden 13,000 Eingeborene getauft (Freycinet 2, 173) und bis 1670 hatte sich die neue Lehre auch über Tinian ausgebreitet. Allein der Friede dauerte nicht lange. Denn die einheimischen Priester, die Makanas, an ihrer Spitze der Chinese Choko Sangley, der 1648 auf dem Wege von Manila nach Ternate an Guaham gescheitert (Freycinet 172) und Makana geworden war, sahen durch das Christenthum ihre Macht und ihr Einkommen höchst gefährlich bedroht. Sie benutzten daher schlau einige ungünstige Zwischenfälle, Krankheiten Neugetaufter und eine Hungersnoth auf Guaham gegen die Missionäre, sie behaupteten, das Taufwasser sei vergiftet, die Götter zürnten heftig, kurz sie erregten einen gewaltigen Aufstand, der 1671 auf Guaham unter Anführung eines edlen Marianers, des sehr patriotisch gesinnten Hurao, ausbrach. Zwar gelang es den Spaniern, diesen Aufstand zu unterdrücken, obwohl er anfangs nicht ohne Erfolg blieb und namentlich durch einen furchtbaren Orkan, der alles verwüstete, unterstützt wurde: allein gleich hier zeigte sich der eine Fehler, den die Missionäre gemacht hatten, wie denn auch von jetzt ab der Krieg nicht mehr aufgehört hat. Es war freilich ein Fehler, der kaum zu vermeiden war; der enge Anschluß an die weltliche Macht der Spanier. Denn letztere verfuhren keineswegs human gegen die Eingeborenen und das spätere System der Unterdrückungen, welches die Inseln entvölkert, die vollkommenste Rücksichtslosigkeit gegen „die Wilden" begann schon damals. So war denn der Haß gegen die Spanier sehr groß (le Gobien 140) und weil von den Spaniern das Christenthum nicht zu trennen war, auch gegen die neue Religion. Die Inseln theilten sich in zwei Parteien: die größere Schaar und man kann wohl sagen die besseren der Eingeborenen stellten sich von nationalem Sinn und von Liebe für die Freiheit begeistert gegen die Spanier, welche die neue Religion zu bringen vorgaben und dabei zunächst ein grenzenloses Elend, Seuchen,

Krieg, Bedrückung, Knechtschaft über die Inseln brachten. Freilich traten die Missionare dem Treiben der Spanier auch hier wie in Amerika entgegen, wie sie selbst reine Menschen und Sanvitores ein wirklich bedeutender Mann war; aber einmal geschah dies wie zu erwarten ohne bedeutenden Erfolg und zweitens, konnte man verlangen, daß die Marianer die Sache der Missionäre von der der übrigen Spanier trennten?

Ein zweiter Fehler, den die Missionäre begingen, war der, daß sie das Christenthum zu äußerlich brachten. Sie tauften, ohne daß der Täufling oft recht wußte, was die Taufe bedeute. Durch Aeußerlichkeiten wirkten sie: als der Missionar Medina in Nigsihan auf Guaham eine Krippe aufgebaut hatte, diese aber nur den Getauften zeigte, da nahmen gar viele Marianer, namentlich junge Leute, die die Taufe (le Gobien 89) — natürlich nur aus Neugierde oder im besten Falle bewogen durch die Erzählungen, welche die Getauften von dem Glanz und den künstlichen Werken der neuen Religion machten. Daher kam es denn auch, daß später die Bekehrten massenweise wieder abfielen, als der nationale Haß gegen die Spanier wuchs, daß Sanvitores selbst (1672) und viele der Missionäre ermordet wurden. Man darf nicht sagen, daß dieser Abfall eine Folge des Wankelmuthes der Marianer gewesen sei: denn wo sie wirklich für das Christenthum gewonnen und von den Vorzügen der neuen Lehre durchdrungen waren, da zeigten sie sich als eifrige, trotz der früheren Zügellosigkeit sittenstrenge Christen, wie dies die Polynesier überall gethan haben, wo man sie wirklich überzeugt und belehrt, nicht bloß getauft hat. Ja hätte sich nicht eine christliche Partei gebildet, welche den Spaniern sehr oft die wichtigsten Dienste im Kriege gegen die eigenen Volksgenossen leisteten, so hätten die fremden Eroberer wohl nimmer festen Fuß fassen können. Diese christliche Partei trat durchaus nur aus religiösem Interesse gegen ihre Landsleute auf, denn sie war aus allen Ständen gemischt und der Adel in ihr so herrschend wie überall; Parteiungen aber oder Feindschaften unter dem Adel gab es vor Ankunft der Spanier nicht. Sie wurde aber, wie zu erwarten stand, von den patriotisch gesinnten Heiden, welche in der Ueberzahl waren, aufs heftigste angefeindet nnd wendete sich daher schon vor Sanvitores Tod durch eine feierliche Gesandtschaft nach Manila an die Spanier, um deren Schutz sie bat (le Gobien 156).

So konnte der Friede nach Niederschlagung des ersten Aufstandes, welchen die Makanas verursachten, nicht lange dauern: 1672 brach der Krieg aufs neue aus und diesmal waren die Ultitaos seine eigentliche Seele. Diese religiöse Gesellschaft, die Blüthe der marianischen Jugend, hochgeehrt bei allem Volk, waren ebenso sehr persönliche Gegner des Christenthums, welches ihr ganzes Leben aufs herbste angriff, als der Spanier*, der Feinde der Nation: von ihnen mußte man also Thaten erwarten und sie erfolgten auch

Sie erhoben 1672 einen Aufstand, welcher um so mehr Erfolg zu haben versprach, als die Spanier die ihnen von Madrid aus zugesagte Hülfe durch die Ränke des Gouverneurs in Manila nicht erhielten. Als aber der neue Gouverneur Damian d'Esplana 1674 kam, ein rücksichtsloser Mann, und der Krieg durch einige seiner ersten Maßregeln wieder heftig aufflammte, da glückte es ihm, den Hauptort der Ulitaos, das stark befestigte Chuchugu einzunehmen, obwohl es die Marianer heftig vertheidigten und sie die Spanier in arge Verwirrung brachten. Allein der durch diesen Sieg errungene Friede dauerte nicht lange, und zwar durch Esplanas Schuld, denn dieser, welcher mit aller Gewalt Schätze sammeln wollte, bedrückte das Land sehr und erregte dadurch einen so heftigen Unwillen nicht nur der Marianer, daß er 1676 abberufen und durch den Gouverneur Irrisari y Vivar abgelöst wurde. Die Mission welche von Manila aus unwillfährig und also schlecht besorgt wurde, litt damals Mangel an allem und da nun die Marianer durch Esplanas Verwaltung aufs äußerste erbittert unter Aguarin (Juli 1676 bis Januar 1677 le Gobien 242 f.) sich aufs neue erhoben, so geriethen die Spanier in große Noth. Aguarin zog zunächst die feindlichen Elemente der entfernteren Stämme an sich und so immer mehr sich verstärkend drang er gegen Agadna vor, das er lange belagerte. Wurde nun sein Angriff, der den Spaniern viel Schaden brachte, hauptsächlich durch die Hülfe des christlichen Marianers Agihi zurückgewiesen, so dauerte der Krieg doch weiter und wurde erst nach drei Jahren durch den Gouverneur Solas beigelegt, nachdem aber die meisten Feinde nach Rota geflohen waren. In diesem Kriege war es, wo der Chamorri Cheref die Spanier in ein Schiff lockte, dieses auf hoher See umstürzte und sie so tödtete, (Freycinet 2, 191; le Gobien 253) wo die Marianer von der Küste aus bedrängt ihre Kähne indem sie selbst untertauchten über die Köpfe stülpten und

so sich retteten; wo das äußerst feste Pigpug nur durch Hülfe anderer Marianer eingenommen werden konnte (le Gobien 270 f). Die Spanier hatten fortwährend Verstärkungen erhalten; besonders wichtig aber war, daß 1679 als Feldhauptmann der tapfere und strenge aber edle und keineswegs blutdürstige Dom Joseph de Quiroga y Lossada, aus vornehmem galizischen Geschlecht, nach Guaham kam. Er versuchte durch zweckmäßige Organisation der Marianer den Krieg der nun schon drei Jahre ununterbrochen dauerte, zu beenden. Deshalb theilte er Guaham in sieben (anfänglich nur in 6) Bezirke, deren jeder von einer Hauptstadt aus verwaltet werden sollte. Dies glückte um so mehr als ein furchtbarer Orkan, welcher viele Dörfer der Eingeborenen zerstörte, die obdachlosen leicht in jene Hauptstädte versammelte (Freycinet 2, 194). Quiroga wurde 1680 stellvertretender Gouverneur und nun zeigte sich, was eine vernünftige und gerechte Verwaltung bewirkt: denn jetzt breitete sich das Christenthum, nach zwölfjährigem Kampfe, mächtig aus, es herrschte überall ein großer und wirklich reiner Eifer für die neue Religion, die Mädchen lebten keusch, die Seminarien waren besucht, die verschiedenen Gottesdienste, der Unterricht gleichfalls und mit diesem Eifer für die christliche Religion wuchs auch die Zuneigung zu den Spaniern. Dazu trugen die Mischehen zwischen spanischen Soldaten und marianischen Weibern, welche von letzteren außerordentlich streng und mit liebevollster Innigkeit gehalten wurden (le Gobien 267), nicht wenig bei, so manchen Anlaß zum Streit solche Verbindungen früher gegeben hatten. Ja Quiroga konnte selbst Gewalt brauchen, ohne sich die Liebe der Marianer zu verscherzen; wie er denn namentlich gegen die Ulitaos strenge verfuhr. Die ärgsten Feinde der Spanier, unter ihnen Aquarin, waren nach Rota geflohen; dorthin verfolgte sie Quiroga, nahm sie und jenen Anführer der nationalen Partei, der seinem Charakter und seinen Fähigkeiten nach ein besseres Loos verdient hätte, gefangen und tödtete sie alle. Und dennoch gewann er (le Gobien 286 f.) bei diesem Zuge die übrigen Bewohner Rotas für sich. Es ist zu bedauern, daß eine solche Strenge durch die Ereignisse, an denen die Spanier schuld waren, Noth that; daß sie aber Noth that, geht aus den folgenden Ereignissen hervor. Die übriggebliebenen Ulitaos nämlich, aufs höchste erbittert, fielen wieder in Guam ein und verbrannten daselbst die Kirche von Inapsan. Allein Quiroga folgte ihnen abermals nach

Rota, suchte sie in ihren Verschanzungen im Gebirge auf und nun kam es zum wüthendsten Verzweiflungskampf: selbst die Weiber, ihre Kinder auf dem Arm, kämpften mit, bis endlich fast alle gefallen waren. Nur wenige entkamen zu Schiff nach anderen Inseln. Es ging hier in diesen engen und abgelegenen Verhältnissen wie so oft in der Weltgeschichte: gute Menschen, von edlen und reinen Gesinnungen geleitet, nach dem höchsten Ziele gerichtet in ihrer Thätigkeit, gehen durch ungünstige Verhältnisse und eine Leidenschaftlichkeit für ihre Ziele, welche ihnen den Blick trübt, zu Grunde, indem sie unser Mitleid im höchsten Grade verdienen, ja moralisch schätzenswerther sind, als die glücklicheren Ueberlebenden. So konnte denn als 1681 Saravia als neuer Gouverneur kam, jetzt in friedlicher Weise geherrscht werden. Feierlich huldigten die Eingeborenen dem Könige von Spanien, viele Spanier siedelten sich auf den Inseln an und spanische Bildung fing an sich zu verbreiten, und bei der Geschicklichkeit, welche die Eingeborenen zeigten, rasch genug. Auch auf Rota breitete sich jetzt das Christenthum aus (Freycinet 2, 197).

Aber diese glücklichere Wendung war nicht von langer Dauer. 1683 starb Saravia und aufs neue ward jener Esplana Gouverneur. Mit ihm kam das alte System und mit ihm die alte Unzufriedenheit. Quiroga ging kurz nach seiner Ankunft (Anfang 1684) nach den nördlichen Marianen, den Ganiinseln ab, weil sie der Zufluchtsort aller Feinde der Spanier waren. Diesen Moment hatte Djoda (Freycinet 2, 199. Yura bei le Gobien) abgewartet, um eine Verschwörung ausbrechen zu lassen, die er mittlerweile auf allen Inseln angezettelt hatte, während ihr Hauptsitz in Tinian war. So groß war der Eifer und die Verstellung der Marianer, daß Quiroga weder vorher noch lange Zeit nach dem Ausbruch irgend etwas von den Zuständen auf Guaham erfuhr. Und diese waren schlimm genug: im Kampfe war zwar Djoda gefallen, aber auch sehr viel spanische Soldaten und Esplana, der kein guter Feldherr war, befand sich in großer Noth, ja er wäre verloren gewesen, wenn nicht von marianischer Seite selbst ihm Entsatz geworden wäre: Hineti, das Haupt der christlichen Marianer schlug seine Landsleute zurück und so wurde dieser gefährliche Aufstand von Quiroga, der 1685 endlich zurückkehrte, leicht gedämpft. Die Niederträchtigkeit Esplanas zeigte sich in der Rache die er nahm: denn als kurz darauf der Engländer John Eaton in Guaham landete, so

erlaubte er ihm nicht nur, das Land zu verwüsten, die Kokosbäume abzuhauen, sondern ermächtigte ihn, so viel Marianer zu tödten, als er Lust habe, da denn die Engländer täglich zu ihrem Vergnügen ans Land gingen und tödteten, wen sie fanden (Burney chronological history III. u. IV. bei Freycinet 2, 204). Vergebens baten die Marianer um Schonung; vergebens suchte Quiroga den Frieden herzustellen: Esplana fühlte sich nun wieder mächtig und deshalb wollte er von Frieden nichts wissen; gelang es ihm doch im Krieg nur um so leichter Beute zu machen und, sein einziges Bestreben, Schätze zu sammeln. 1688 freilich ging er um seine Gelder in Sicherheit zu bringen nach Manila und Quiroga ward Vizegouverneur; allein man nahm dem Esplana alles Erworbene zur Strafe weil er ohne Urlaub seinen Posten verlassen habe und so kam er 1690 mit neuer Verstärkung wieder. Jetzt aber trieb er sein Unwesen so arg, daß seine eigenen Soldaten gegen ihn sich verschworen und es wäre zum Krieg der Spanier unter einander gekommen, wenn nicht Esplana 1694 gestorben wäre. Quiroga, nun an die Spitze gestellt, schlug zunächst alle Meuterei unter seinen eigenen Truppen nieder und dämpfte dann rasch den noch an einigen Orten glimmenden Krieg. Dann verpflanzte er die wenigen Bewohner der Ganiinseln, welche der Krieg übergelassen hatte, nach Saypan, die von Tinian nach Guaham und als 1695 der Krieg beendet war, da waren von der ganzen Inselkette nur noch Rota, Saypan, Guaham bewohnt.

Hatten nun die Marianer im Krieg schon unaussprechlich gelitten, so ging im Frieden ihre Leidenszeit erst an. Denn nun erhob sich unter den verschiedenen Gouverneuren am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts, deren Namen man bei Freycinet 2, 212 f. verzeichnet findet, ein System von Erpressungen und Bedrückungen, welches die Absicht des Sanvitores, den Ketzern den reinen christlichen Eifer der Spanier zu zeigen, sehr zu Schanden machte und die besseren Spanier selbst erbarmte (vergl. Bonani im n. Weltb. VII, 7). Aber die Eingaben um Abhülfe, wie sie z. B. der Jesuit Texada, der Procurator der Marianen war, 1706 nach Manila schickte, blieben ohne Wirkung. Auch die Engländer, welche 1710 vorübergehend die Macht auf Guaham an sich rissen (Freycinet 2, 213 f.), mißhandelten die Eingeborenen ebenso arg als die Spanier. Die Marianer starben reißend aus. Krankheiten rafften sie massenweis dahin;

andere und zwar ganze Schaaren tödteten sich selbst aus Verzweiflung, denn wie die Freiheit ihr höchstes Gut war, so hielten sie ein fremdes Joch für das äußerste Elend; Männer und Weiber verabredeten sich, keine Kinder mehr zu bekommen, um wenigstens diese geliebten Unschuldigen dem schrecklichen Loos, was die Eltern drückte, zu entziehen; oft auch ließen die Weiber bei der Geburt die Kinder ins Wasser fallen und tödteten sie so; wer im Stande war, zu fliehen, entfloh nach den Karolinen (Fra Juan de la Concepcion bei Cham. 78). So fand denn le Gentil 1716 die spanische Kolonie im kläglichsten Zustande, wenn gleich seine Angaben, 1695 hätten die Marianen noch 15,000, 1716 nur noch 1500 Eingeborene gehabt, ungenau sind. 1710 waren noch 3539, 1722 nach Clipperton 1985 Seelen übrig (Gulick 172) und eine Zählung, die Murillo Velardo 1749 als neueste Nachricht drucken ließ, ergab 1738 Eingeborene (Chamisso 79). Aber schon 1735 mußte, um die gänzliche Verödung Guahams zu verhüten, bestimmt werden, daß alle zwei Jahre 5 bis 6 tagalische Familien eingeführt werden sollten (Freyc. 2, 216). 1767 wurde das Spanische als die einzige Sprache der Marianen anerkannt (eb. 217); nach Kotzebue (2, 133) lebte 1819 noch ein Paar der Eingeborenen. Die Bevölkerung ist heutzutage eine Mischung von Spaniern, Tagalen, Karolinern, einigen Polynesiern und Chinesen, denn wo fände man in jenen Gegenden diese letztern nicht. Das Volk hat spanische Sitten, ist gutmüthig und weichherzig, aber äußerst träge und indolent. Nicht zu seiner Verbesserung wird es beitragen, daß seit 1856 die Inseln spanischer Deportationsort geworden sind (Behm bei Petermann 1859, S. 190).

So haben die Spanier hier wie in Amerika in erstaunlich rascher Zeit ein blühendes, reich begabtes Volk und eine mannigfach entwickelte Cultur zertreten und die Geschichte der Marianen füllt eins der dunkelsten Blätter in der Weltgeschichte. Freundlicher ist die des übrigen Mikronesiens, obwohl es auch hier an tiefen Schatten nicht fehlt.

Nach allem, was wir schon früher erzählt haben, sind Berührungen der Karolinen mit vorbeisegelnden Spaniern als ganz unzweifelhaft anzunehmen, doch wissen wir über sie ebenso wenig Näheres, als über jene Eisenmänner, die man nur durch die Augen verwunden konnte. Gulick (173) zählt eine Reihe solcher Besuche auf.

Um 1690 schon unternahm man von den Marianen auf Quirogas Anregung eine Unternehmung nach „der Karoline“, wie man damals irrthümlich die ganze Kette benannte; allein schlechtes Wetter ließ es damals zu keinem Erfolg kommen (Freyc. 2, 206; le Gobien 377). Nicht viel besser war der Erfolg eines späteren Unternehmens. 1697 waren nämlich verschlagene Karoliner an Samal gelandet und hatten dort dem Jesuiten Paul Clain (le Gobien 397) über ihre Inseln berichtet. So hatte sich unter den Jesuiten das Verlangen entzündet, das Christenthum auch in diese Gegenden zu bringen und 1710 segelte endlich ein Schiff, welches Padilla kommandirte, nach den westlichen Karolinen zu diesem Zwecke ab. Wider den Willen Padillas stiegen die Väter Duberron und Cortil auf Sonsorol, wo ein größeres Schiff nicht anlanden konnte, aus, allein sie wurden wohl sogleich ermordet: denn als Padilla, durch Strom und Wind von der Insel vertrieben, nach kurzer Zeit wiederkam, sie abzuholen, fand er keine Spur mehr von ihnen, und da er nicht ankern konnte, da seine Lebensmittel ausgingen, so segelte er nach Manila zurück (allg. Hist. d. R. 18, 387; Cham. 85; Freyc. 2, 79; Gulick 174). Nicht besser ging es dem Pater Cantova, der 1731 in Begleitung des Pater Walter auf Ulithi landete, nachdem er 1722 schon einmal die Karolinen besucht hatte, von welcher Reise er die vielen schätzbaren Nachrichten, die wir ihm verdanken, mitbrachte. Walter ging nach drei Monaten nach den Marianen zurück, um Lebensmittel zu holen: als er aber wieder kam, war Cantova ermordet (allg. Hist. d. R. 18, 400 f.), wie Gulick (173) hinzufügt, gewiß in Folge der Nachrichten, die von den Marianen kamen und die freilich zu unversöhnlichem Haß gegen die Europäer aufregen mußten. Damit hörten diese Unternehmungen der Jesuiten auf.

Es liegt nicht in unserem Plan, eine Geschichte der europäischen Entdeckungen in Mikronesien zu schreiben und so bleibt über die Karolinen wenig zu berichten. Das Bekanntwerden mit den Europäern hat auch diesen Inseln nur geschadet. Namentlich sind es entlaufene Matrosen oder Sträflinge von Neuholland oder den Norfolkinseln, welche den schlimmsten Einfluß auf die Eingeborenen ausüben, sie gegen die europäischen Schiffe, gegen das Christenthum aufreizen und dabei sie mit allen Lastern bekannt machen. Auf Ponapi leben 60 solcher Menschen, auf Banabe 17 und eine ähnliche Zahl auf Nawodo. Diese

Menschen sind fast immer trunken von Palmwein (Cheyne 75; 77; 80; 84), dessen Bereitung sie den Insulanern zu ihrem großen Schaden gelehrt haben. Nur auf den Marshallinseln kennt man ihn noch nicht (Meinicke in Zeitschr. für allg. Erdk. n. F. 15, 399). Da ist es denn kein Wunder, wenn die Sittlichkeit dieser Inseln gar sehr untergraben ist; namentlich Ponapi und Kusaie, welches letztere durch Ausschweifungen von 1852 bis 1862 um die Hälfte seiner Einwohner reducirt war, haben in dieser Beziehung gelitten (Cheyne 107; Gulick 176; 245). Wie hier die Schiffscapitäne verfahren, geht aus einem Vorfall hervor, den die Novarareisenden (2, 395) mittheilen: ein Kapitän wollte einen an den Pocken schwer erkrankten Matrosen auf Ponapi zurücklassen, wogegen natürlich die Bewohner der Insel aufs heftigste protestirten. Da setzte er ihn Nachts heimlich aus und segelte ab; und die Folge war, daß zwar jener Matrose gerettet wurde, aber von den 5000 Einwohnern der Insel 2000 starben (Novara eb.). Auch Cheyne hat manches Unheil über jene Inseln gebracht, mit deren Bewohnern er, da er ganz einseitig nur seine Handelsinteressen verfolgte, häufig in Streit gerieth (vergl. Gulick 301). So ist er dann von den erbitterten Bewohnern der Palaus 1867 ermordet und die schmachvolle Art, wie ein englisches Kriegsschiff seinen Tod an den unglücklichen Insulanern gerächt hat, mag man im Globus (12, 59; vergl. unser Aussterben der Naturvölker 140 f.) nachlesen. — Es wäre unnütz, derartige Einzelnheiten, in welchen die gegenwärtige Geschichte jener Inseln meist besteht, noch weiter anzuführen. Ungleich wichtiger ist einiges von dem, was wir schon vorhin anführten, als wir von der Verfassung dieser Inseln sprachen, wo sich uns mancherlei Uebergänge von früherem zu späterem gezeigt haben, von einer ursprünglich streng patriarchalisch-despotischen Verfassung zu aristokratischer Gleichheit oder strengem Königthum oder zur Herrschaft weniger Vornehmen. Wir verweisen darauf (S. 115 f.), indem wir noch einige Einzelnheiten hinzufügen. Auf Kusaie haben sich Leute von Rotuma niedergelassen, die aber neuerdings, weil sie unglücklich revolutionirten, wieder vertrieben sind (Magazin für die Literat. des Auslands 1858, 245 nach dem Honolulu Advertiser). Derartige Wendungen kommen innerhalb Mikronesiens, wie wir gleichfalls schon sahen, nicht selten vor, ja auf Ponapi herrschte die Sitte, daß bei Uebervölkerung der Insel ein Theil der Eingeborenen

mit Weib und Kind und möglichst vielen Lebensmitteln wegzieht, meist Leute von geringerem Stande, um eine neue Heimath zu suchen (O'Connell bei Hale 95). Aehnliches fanden wir auf den Marianen; und wie der Gilbertarchipel seine Bewohner zum Theil wohl dieser Sitte der Ponapiten verdankt, so mögen durch sie noch manche andere Inseln bevölkert sein. Polynesischer Einfluß läßt sich außer dem oben erzählten Beispiel ebenso wenig nachweisen wie melanesischer und von malaiischem finden wir nur eine schwache Spur auf Tobi, wohin nach den Erzählungen der Eingeborenen vor langer, langer Zeit einstmals ein brauner Mensch von Ternate gekommen und Lehrer der Eingeborenen in Religion und Künsten geworden sein soll (Hale 78).

Von den blutigen Kämpfen auf Ratak um die Oberherrschaft, welche aber dauernd noch zu keinem Erfolg geführt haben, denn noch erkennt die Kette verschiedene Herrscher an, sowie von den Kämpfen zwischen dieser und der Ralikkette hat uns Chamisso erzählt. Auch auf dem Gilbertarchipel kommen blutige Kriege vor, wie z. B. die Insel Tarawa in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts von einer Schaar von 1000 Kriegern, die von einer Nachbargruppe kamen, überfallen wurde. Auf Makin hat vor 100 Jahren Te-uki, der Großvater des zu Hales Zeiten regierenden Königs, die Macht, die früher zwischen verschiedenen Häuptlingen getheilt war, in eine Hand vereinigt, wie wir gleiche Vorgänge auch in Polynesien vielfach sehen werden (Hale 101).

Die katholische Mission auf den Karolinen wurde schon Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgegeben und ist erst in letzter Zeit wieder erneuert, indem von den Marianen aus eine Station auf Eap gegründet ist (Gulick 174). Das übrige Mikronesien ist jetzt Arbeitsfeld protestantischer Missionare. Nach Ponapi kamen dieselben (Novara 2, 402) 1851 aus Amerika, unterstützt von christlichen Sandwichinsulanern und da sie über große Mittel gebieten, so fördern sie auch — wodurch sie sehr segensreich wirken — die Eingeborenen in Ackerbau, Medizin u. s. w. (Gulick). Auch auf Kusaie hat die Mission sehr segensreich gewirkt und z. B. die dort eingerissene Prostitution gänzlich wieder beseitigt (Gulick 244). Viele Inseln aber sind noch ganz heidnisch und bieten noch ein reiches Arbeitsfeld. Auch hier sind jetzt Missionäre von den Sandwichinseln (Magaz. für Literat. d. Ausl.

1858, 245, nach Honolulu Advertiser). Auf den Gilbertinseln ist seit 1857 eine protestantische Mission auf Apaiang, seit 1860 auch auf Tarawa. Auf Ebon wird das Christenthum seit 1857 gepredigt und macht langsame Fortschritte: es sind zwei Gemeinden daselbst, eine von 100 und eine von 60 Menschen (Gulick 301, 308).

So hätten wir die Schilderung von Mikronesien der Hauptsache nach vollendet. Daher gehen wir jetzt zu

Polynesien

über, bei dessen genauerer Darstellung auch noch auf Mikronesien manches Licht fallen wird.

Die Grenzen des eigentlichen Polynesiens können nur nach Norden und Westen zweifelhaft sein. Es umfaßt zunächst die Hawaiigruppe, sodann den Marquesasarchipel, die Gesellschaftsinseln, Paumotu, Pitkairn und Waihu, die Osterinsel; die Australinseln, den Hervey- oder Cooksarchipel, die Tongagruppe und Neuseeland mit den Chaham- und Norfolkinseln, auf welche letztere 1855 nach Aufhebung der dort befindlichen Verbrecherkolonie ein Theil der Bewohner Pitkairns, denen ihre Insel zu enge wurde, auswanderte (Meinicke 2, 567; 558; ders. die Insel Pitkairn, Prenzlau 1858).

Wie Waihu den östlichsten so bildet Neuseeland den südwestlichsten Punkt des Gebietes, da die Auklandinseln nur vorübergehend von einigen Maoris bewohnt und jetzt wieder verlassen sind. Nördlich vom Tongaarchipel liegt die Samoagruppe, die nördlichste Spitze Polynesiens aber nach Mikronesien zu bildet einmal der sogenannte Ellicearchipel*) sowie die etwas weiter östlich gelegene Uniongruppe der Karten oder wie sie die Eingebornen und nach ihnen die Missionäre benennen die Tokelauinseln (Turner 525; Hale 156; Grundemann bei Petermann 1866, 199). Die zwischen ihnen und Hawaii gelegenen Inseln Jarvis, Malden, Weihnachtsinsel u. s. w. sind unbewohnt, doch zeigen einige von ihnen wie Malden, Howland, Swallow (Phönixgruppe) Spuren früherer polynesischer Bewohner. Die Insel Fanning war im

---

*) Wir behalten den bekannten Namen bei, anstatt wie Meinicke thut, diese Gruppe mit den engl. Missionären Laguneninseln zu nennen. Wozu ein neuer und nicht einmal sehr zweckmäßig gewählter Name? denn Laguneninseln gibt es überall im stillen Ozean.

verwichenen Jahrzehend vorübergehend von einigen Engländern und Polynesiern der benachbarten Gruppen bewohnt (Behm bei Peterm. 1859. S. 176) sowie jetzt auf Karoline einige tahitische Familien um Kokosöl zu gewinnen eingeführt sind (Meinicke bei Koner 18, 114). Gleichfalls unbewohnt ist die Inselreihe nordwestlich von Hawaii, deren äußerste Cure ist; diese aber sowie das südwestlich gelegene Atoll Smith (Johnston, Knox) hat die hawaiische Regierung ihren Werth als Guanolager erkennend in Besitz genommen.

Eine Reihe kleiner Inseln dehnt sich ferner zwischen dem Tokelau- und dem Markesasarchipel aus: sie sind aber mit Ausnahme von Manahiki (Humphrey), Rakaanga (Großfürst Alexander) und Tongareva (Penrhyn) unbewohnt. Auch im übrigen Gebiet liegen noch einzelne Inselgruppen zerstreut: so nordöstlich von Neuseeland die Kermandecgruppe und westlich von dieser die Norfolkinseln, beide Gruppen unbewohnt, nur daß auf den letzteren jetzt eine englische Verbrecherkolonie angelegt ist. Von den Inseln zwischen Tonga und Rarotonga ist Nive (Turner; Erskine; Savaye Cook; Inine; Inui Virgin) bewohnt, Palmerston (Rima-tema) dagegen nicht. Zwar fand Cook (3. Reise 1, 242) auf der schönen Insel Ratten und Stücke von einem Kahn, welche noch Wilson sah (194); allein entweder ist derselbe mit jenen vierbeinigen Insassen, welche zur ächt polynesischen Species Mus setifer gehören, nur angetrieben; oder die Ankömmlinge segelten mit Hinterlassung der Thiere in anderen Kähnen bald weiter. Denn die Vögel der Insel waren so wenig scheu, daß sie sich mit Händen greifen ließen, sie waren also noch nie oder so gut wie nie mit Menschen in Berührung gekommen. Zwischen Tonga und Samoa liegen mehrere Inseln, welche gleichfalls bewohnt und von Hale (7) trotz ihrer zerstreuten Lage zu einer Gruppe, der Nivagruppe zusammengefaßt werden. Es sind Niva (Keppel) und Nivatabu (Boskawen), Schoutens und le Maires Verräther- und Cokosinsel, beide hoch, beide eine Meile von einander entfernt (Diar. 36); ferner Niva-fu (neu Niva, Schoutens Hoope) sowie die nach Schoutens Vaterstadt benannte Gruppe Horn, zwei kleine Felseninseln, deren eine Fotuna, die andere Luafatu heißt (Hale 7). Auch die hohe Insel Uwea (Wallis), von Niva nördlich gelegen, ist bewohnt; man kann sie mit zu dieser Gruppe rechnen. Ja man möchte dem Namen und der Lage nach wohl auch Nive hierherziehen.

In dieser Gegend nun berührt sich Polynesien mit Melanesien. Die Fidschiinseln sind melanesisch, aber so reichlich mit polynesischen Elementen durchdrungen, daß sie als Mittelglied zwischen beiden Gebieten betrachtet werden können. Dagegen ist Rotuma nördlich von Fidschi wieder rein polynesisch, ebenso noch weiter nach Westen Tukopia, Anuda oder Cherry (Fataka oder Mitre ist unbewohnt d'Urville a V. 113), die Duffgruppe (das Taumako des Quiros), ferner, schon ganz in melanesischem Gebiet, Sikayana (Stewart), Matema (Swallow), Lord Howes Gruppe (Ontong Java) und nach Swainson (3) auch Rennell und Bellona im Süden des Salomoarchipel. Es ist hier noch manches unaufgeklärt und gerade dies Grenzgebiet wäre einer ethnologischen Erforschung sehr bedürftig. Polynesische Ansiedelungen finden wir nun ferner noch auf rein melanesischen Inseln. So auf Immer und Erronan bei Tanna, welche beide nach der Heimath ihrer Ansiedler polynesische Namen empfangen haben, Immer Niva und Erronan Fotuna. Ebenso hat Uwea (Loyalitätsinseln) Namen und Bewohner von der gleichnamigen Insel erhalten, auf Mare und Vate (neue Hebriden) sind polynesische Kolonien und auf Tanna (wo mehrere Sprachen herrschen Turner 83) soll eine derselben eine der tonganischen ähnliche polynesische sein (Forster ges. W. 2, 205; 276; v. d. Gabelentz 145).

Haben wir nun so den Umfang des eigentlichen Polynesiens gesehen, so fragt es sich nun, ob und wie unter diesen zahllosen Inseln einzelne Gruppen, welche ethnologisch näher zusammengehören, aufzustellen sind. Zunächst zerfällt das ganze Gebiet in zwei Hauptstämme, einen westlichen und einen östlichen. Der östliche umfaßt Tahiti, Paumotu, die Markesas, die Austral- und Cooksinseln und Hawaii. Auch Neuseeland gehört sprachlich sowie nach Sitte und Sage hierher, trotz seiner weiten Entfernung (Hale polynes. Lexikon; Marsden misc. works, 53—69, Buschmann aperçue 34, 46 u. s. w.). Den westlichen Stamm bilden die Tongainseln, der Samoaarchipel, die Tokelau- und die Ellicegruppe. Schwieriger aber ist es sich über die kleinen Inseln zu entscheiden, welche vereinzelt liegen. Zunächst wollen wir die zwischen den Archipeln des östlichen und des westlichen Stammes liegenden betrachten. Meinicke (Koner 18, 116) sieht in der Bevölkerung von Tongarewa und der von Malden, Swallow, Howland u. s. w., welche untergegangen scheint, „unverkennbar die Brücke zwischen den Societäts- und Hawaiiinseln". Kotzebue (1, 125) verglich das Aeußere der Tongarewer, deren Zahl

jetzt 2500 beträgt (Meinicke a. a. O. 127) mit dem der Markesaner, nur daß sie häßlicher und dunkler seien; Wilkes ist gegen diese Aehnlichkeit; Chamisso (137) nennt sie stark, wohlgebaut, den Osterinsulanern ähnlich. Sie sind dunkler als Tahitier und Samoaner, welchen letzteren ihre Züge und die Schlankheit ihres Wuchses gleichen (Wilkes 4, 277). Daß sie einige tonganische Worte verstanden (Kotzebue 1, 126), ist bei dem nahen Zusammenhang der polynesischen Sprachen unter einander ohne Bedeutung; wichtiger die Behauptung Meinickes (c. 568; bei Koner 18, 128), daß ihre Mundart die rarotonganische sei, mit welcher Williams 525 nur Manahiki gleich stellt. Die Sprachtafel bei Turner zeigt eine zwar zum östlichen Stamm gehörige aber selbständige Mundart dieser Insel, welche vom Rarotonganischen nicht unbedeutend abweicht; auch Tahitiern und Hawaiern war sie unverständlich (Wilkes 4, 279). Ihre Gestikulationen waren im höchsten Grade aufgeregt, ihre Blicke fieberhaft unruhig, wie sie auch die Gesichter fortwährend verzerrten (Wilkes.). Tattuirt waren sie nicht; wohl aber trugen sie an Leib und Gliedern lange Hautschrammen (Kotzebue 1, 115, Wilkes eb.) und vielen waren die Vorderzähne eingeschlagen (Wilkes 4, 278). Die Daumennägel ließen Vornehme sehr lang wachsen (Kotzebue 1, 125, Chamisso 137); Beschneidung fehlte. Ihre Kleidung war roh und ungeschickt; den Papiermaulbeerbaum besaßen sie nicht (Kotzebue 1, 125). Sie sind tapfer, kriegerisch, diebisch, aber im Handel ehrlich; die Weiber waren ebenso häßlich als unkeusch nach Wilkes Bericht, gegen das Alter betrugen sie sich unfreundlich. Jetzt sind sie — seit 1854 — Christen (Meinicke; Koner 18, 136), während sie früher dem Verkehr mit Fremden abgeneigt waren (Wilkes 4, 280). Stehen nun diese Insulaner wirklich mit den Rarotonganern in näherer Verwandtschaft? Zunächst wird man zugeben, daß mit dieser Annahme Meinickes (welche Williams keineswegs unterstützt, da er nur Manahiki und Rarotonga verwandt nennt, vergl. Will. 470) seine andere Behauptung, die Tongarewer bildeten die Brücke zwischen Tahiti und Hawaii, im Widerspruch steht: nur das eine oder das andere ist möglich. Nun spricht aber gar vieles auch gegen diesen Zusammenhang. Außer der Sprache zunächst der Mangel der Tattuirung, denn die Rarotonganer waren auf verschiedene Arten tattuirt (Cook 3. Reise 1, 188; 214 f. Williams 101; wenn Cook 1, 234 die Bewohner der Herveyinsel nicht tattuirt

nennt, so waren — er betrat die Insel nicht — dies wohl nur Leute von geringerem Stand); ferner die fehlende Beschneidung, die eingeschlagenen Vorderzähne. Auch ihre fieberhafte Wildheit spricht nicht dafür: sie müssen schon lange getrennt und allein gewesen sein. Wir halten daher die Tongarewer für einen Zweig des östlichen Polynesiens, welcher schon lange losgelöst ist von den Stammgenossen: möglicher Weise hat er die Insel zu jener alten Zeit bevölkert, als vom Westen her der östliche Stamm einwanderte, oder aber er ist später eingewandert und hat sich dann entweder von Tahiti oder von Narotonga losgetrennt. Doch fällt auch diese Trennung in sehr frühe Zeit.

Auf Nive (Savage) fand noch Williams (296) f.) eine durchaus unbildsame Bevölkerung, die er kaum höher stellen mochte, als die Australier. Und doch nennt Turner (468) die Bevölkerung aus tonganischen und samoanischen Elementen gemischt: denn — so lautet eine alte Sage bei ihnen — zwei Tonganer, Huanaki und Fao seien auf das noch ganz flache Nive gekommen, dessen Emporsteigen aus dem Meere sie durch heftiges Aufstampfen auf den Boden veranlaßt hätten, während ein abermaliges Aufstampfen die Pflanzen hervorbrachte. Die Menschen wuchsen auf ihren Befehl am Ti-baum (Dracaena terminalis), welcher im ganzen Polynesien heilig ist. Eine ganz ähnliche Schöpfungssage lebte auf Samoa, nur daß hier jene Tonganer durch eine Tochter Tangaloas vertreten sind; wie auch die Sage über die Entstehung des Feuers auf beiden Inseln gleich ist (Turner 255). Sind nun nach Forster (ges. Werke 2, 199 f.) ihre Waffen und Kähne den tonganischen ähnlich, so ist (Turner 468) ihr Aeußeres wiederum ganz samoanisch. Und doch sind sie selbständig genug: sie waren nicht tattuirt (Erskine 27; Forster ges. W. 2, 128; Virgin 2, 55; gegen d'Urville vergl. Virgin 2, 61), wohl aber mit bunten Tonstreifen bemalt (Erskine 27; Virgin 2, 55) und trugen große Hautnarben im Rücken als Erinnerungszeichen an Kriegserlebnisse (Virgin 2, 57); sie kannten den Kawatrank nicht (Turner 468); sie scheinen weder Hühner noch Schweine gehabt zu haben, nach dem Schweigen Erskines (27) und Turners (469) zu schließen; auch Virgin (2, 58) sah keine, obwohl er in Tonga von ihrem Vorkommen daselbst hörte. Ihre Hautfarbe ist dunkelrothbraun, ihre Beine sind verhältnißmäßig kurz und unentwickelt, oft, wie auch die Arme, sehr behaart; Barthaar

besitzen sie wenig (Virgin 2, 55). Die starken Bärte, welche ihnen Anderson (227), Virgins Reisebegleiter, beilegt, sind wohl nur Erfindung des Berichterstatters. Beschneidung hatten sie nicht (Virgin 2, 58; Erskine 25). Ihre Häuser sind rund (Turner 467 f.); ihre Schiffe mit Ausleger, eigenthümlich aber gut gebaut (Virgin 2, 58; Erskine 25). Eine einfache und eine doppelte Holzflöte besitzen sie, welche man beide durch die Nase bläst (Turner eb.), Waffen, Netze waren gut gemacht, ihr köstlichster Schmuck feine Bastzeuge mit eingewobenen rothen Federn (Virgin 2, 59 f.). Sie waren sehr kriegerisch, wild und scheu, und Selbstmord bei ihnen häufig (Turner eb.), allein Kannibalismus unerhört (Turner 468); das Familienleben dagegen ist ein inniges, nur uneheliche Kinder liebte man nicht, sie galten als Schande, man warf sie ins Meer (Turner 469). Die Ehen sind fruchtbar; früher aber war Kindermord vor der Geburt häufig (Turner 521). Die Insel zerfällt in drei Theile; früher herrschte ein König, der aber bei einer Hungersnoth abgeschafft wurde, worauf die Versammlung der Familienhäupter die politische Macht bekam (Turner 468). Auch das alte Götterbild, welches sie besaßen, ist abgeschafft, da es bei einer Krankheit nichts half (eb.). Maui heißt ihre Unterwelt und Sina ihr Himmel, in welchem ewiger Tag herrscht (eb.). Die Geister der Abgeschiedenen wurden gleichfalls verehrt, die Todten in einem Kahn in die See hinausgestoßen oder auf einem Stein im Walde mit Laub bedeckt niedergelegt, zum Zeichen der Trauer schnitten sich die Weiber beim Tode der Männer das Haar ab (eb.); früher wurden alle Pflanzungen und Besitzthümer eines Sterbenden zerstört, damit sie mit ihm ins Jenseits gingen (eb. 524).

Zeigt sich hierin mancher scheinbar melanesische Anklang, so ist ihr ganzes Wesen dennoch rein polynesisch, wie auch die Raschheit, mit der sie das Christenthum ergriffen haben. 1848 waren sie vielfach noch Scheinchristen (Turner 467) und auch Virgin (1852) fand sie noch sehr wild (2, 54); zehn Jahre später sind sie wirkliche, aufrichtige Christen geworden, die mit großer Liebe an den Missionären hangen, englischen Schutz wünschen und im Ackerbau, im Handel außerordentlich tüchtig sind (Turner 519).

Auch sie halten wir, wie die Tongarewer, für einen schon seit sehr langer Zeit selbständigen vereinzelten Zweig des polynesischen

Stammes, dessen Einwanderung wahrscheinlich von Tonga aus erfolgte; zum tonganischen stellt sich auch (Sprachtafel bei Turner) ihre Sprache in den wichtigsten Partieen. Möglich ist nun, daß Einwirkungen von Samoa aus auf sie erfolgt sind; allein wenn sie in sehr früher Zeit über Tonga einwanderten, so konnten sie von der gemeinsamen polynesischen Heimath, von Samoa, noch gar manche urpolynesische Eigenthümlichkeiten mitbringen, welche sie bei ihrer gänzlichen Abgeschiedenheit nicht umbildeten, wodurch sie sich also den Samoanern ähnlich erhielten, ohne spezieller mit diesen verwandt zu sein. Auch das in ihrem Wesen, was an Melanesien erinnert, gehört zu dem ältesten polynesischen Grundeigenthum.

Die Onoinseln, welche nach Virgin (2, 77) von einer sanften, leiblich den Bewohnern von Nive ganz gleichstehenden Bevölkerung bewohnt sind, gehören, wie schon ihre geographische Lage wahrscheinlich macht, ganz zu Tonga.

Die Nivainseln scheinen sich unmittelbarer an Samoa anzuschlieschließen, wenigstens stellen Grey und Bleek 2, 9 die Sprache von Fotuna und Niva in Melanesien der samoanischen gleich und auch v. d. Gabelentz (151) nimmt an, daß beide Inseln von Samoa aus bevölkert seien, wie denn auch Zahlen und Pronomina den samoanischen ganz gleichkommen. So werden auch die Inseln, welchen sie ihre Bewohner verdanken, zu Samoa zu stellen sein. Dafür spricht auch manches von dem was wir sonst von ihnen wissen, während sie in anderem wieder selbständig genug sind. Schouten*) fand 1616 auf allen diesen Inseln Schweine (Diar. 33, 41) sowie den Kawatrank und ganz die polynesische Weise seiner Bereitung durch Kauen der Wurzel (eb. 45). Auch Hühner hatten sie (Wallis 1, 269). Die Eingeborenen schildert er als hellrothbraun, groß, schön, stark, mit krausem, schlichten oder weit abstehenden Haar (Diar. 46.), andere trugen es in langen Zöpfen (46; 33), die Frauen dagegen, welche sich das Gesicht roth malen (42); kurz geschoren (30, 47). Die Häuser waren auf Fotuna rund, etwas spitz zulaufend, 25′ im Umfang, 10—12′ in die Höhe betragend; der Eingang war so niedrig, daß man hineinkriechen

*) Le Maire ist Schoutens Reisegefährte; daher die ephemerides seu descriptio navigationis australis Jacobi le Maire 1615 sowie le Maires Reise allg. hist. d. R. 11, 450 f. ganz denselben Inhalt haben, als Schoutens Diarium. Auszüge aus le Maire stehen im N. Weltbott VII, 60 f.

mußte. Der Boden war mit getrockneten Kräutern bestreut; sonst fand sich so gut wie kein Hausrath vor. Die Gemeindehäuser sind viereckig, nach der gewöhnlichen polynesischen Art gebaut (41). Besonders fielen die Schiffe den Holländern auf: sie bestanden aus zwei Kähnen, welche durch ein Verdeck mit einander verbunden waren. In einem Kahne stand der Mast mit dem dreieckigen Mattensegel, welches in einer Gabel von dünnen Baumstämmen hängend mit der Spitze nach oben gerichtet war. Seltsam ist eine Zeichnung, welche nach den Abbildungen bei Schouten (28; 36) das Segel trug: sie stellt einen roh gezeichneten Hahn dar. Außerdem hatten sie noch kleinere Schiffe, welche vorn spitz, hinten stumpf endeten (Schouten Abbild. S. 36). Die samoanischen Schiffe werden jetzt freilich mehr denen von Nive ähnlich geschildert, vorn und hinten spitz zulaufend (Turner 267); allein früher besaßen sie gleichfalls Doppelkähne (eb. 268) wie die Bewohner von Fotuna, welche letztere außerordentlich rasch und gut zu segeln verstanden. Sie tranken auf ihren Fahrten Seewasser (Schouten Diar. 30; 31 f.).

Sie waren den Fremden gegenüber anfangs scheu, gar bald aber zutraulich und kühn genug; wie sie im hohen Grade diebisch waren (eb. 33. 41), so zeigten sie sich auch sehr verrätherisch (35), wild und kampfliebend. Sie forderten die Holländer mehrfach auf, gegen ihre Feinde mit in den Krieg zu ziehen (43) und wahrhaft grausenhaft ist, was Mariner 1, 320—1 von den Kriegen auf Fotuna erzählt: man durchbohrt den Feind mit dem Speer, hebt ihn dann, wenn man die Kräfte hat allein oder unterstützt von anderen am Speere empor und trägt ihn im Triumph einher; oder man kämpft mit einem Handschuh, der mit spitzigen Zähnen besetzt ist und mit dem man den Gegner den Bauch aufzuschlitzen versucht; der Häuptling der Insel brach schwächeren Männern einfach den Rücken über sein Kniee. Nach Michelis herrschte hier der Kannibalismus in hohem Grade: ein König der Insel soll an tausend Menschen verzehrt und geopfert haben (91; 488); und deshalb habe man diese Sitte später abgeschafft. Unter sich aber waren sie sehr höflich; wenn ein Häuptling den andern besuchte, so geschah dies (ganz samoanisch) mit den weitläufigsten Ceremonien und den reichlichsten Geschenken an Lebensmitteln (Schouten Diar. 42; 45). Geschenke, die sie brachten und empfingen, legten sie sich zuerst auf den f, beim Empfang dreimal (34; 45; 46). Sie hatten trommel-

artige Musikinstrumente (35; 44) und sehr künstliche Tänze (44). Die Weiber, häßlich und unkeusch (47), scheinen doch eine gewisse Stellung gehabt zu haben. Jede Insel hatte ihren eigenen König, der auf Fotuna nach Schouten (41) Heriko, bei Michelis (488) Niueriki (42) heißt; der Name ist wohl nichts anderes als das tongan. ariki samoan. ali'i Häuptling, so daß dann Niueriki bedeutet Herr von Niva. Den zweiten Stand bildet der Adel (45); ihnen gegenüber stand mit geringeren Rechten das Volk. Alle diese Vornehmen trugen einen gezähmten Vogel auf einem Stock bei sich, den Schouten (42) eine Taube nennt; er war oben weiß, am Bauche roth, an den Flügeln schwarz. Seltsam ist es, daß auch hier jener allgemeine ozeanische Glaube ganz stark herrschte, daß nämlich vom Meer her irgend eine große Gefahr durch ein fremdes Volk drohe; daher hielt der König lange Gebete, als er die Fremden zuerst sah; daher freuten sich alle bei der Abfahrt ganz unverhohlen, weil sie nun doch nicht zu Grunde gegangen seien (Schouten 44). Die Gebete aber, welche der König immer aussprach, wenn die Holländer das Land betraten (42), scheinen eine Art von Enttabuirung gewesen zu sein, wie wir sie auch in Mikronesien (z. B. Eap) den Fremden gegenüber, die man für Götter hielt, anwandte. Schouten (47) fand sonst bei ihnen nichts von Religion oder Kultus, allein nach ihm hieß der König der Kokosinsel (Nivatabu) Latu (34), was wohl kaum etwas anders ist als le (Artikel im Samoan.) atua der Gott; und dann hätten wir hier eine Spur des Religionssystems, welches über ganz Polynesien ausgebreitet ist. Cook fand (3. Reise 1, 191) denselben Titel auf Lefuka im Tongaarchipel wieder. Wallis (bei Schiller 1, 269) berichtet von Niva (der Verrätherinsel), daß den Eingeborenen allen ein Glied des kleinen Fingers gefehlt hätte: jedenfalls zur Trauer um Todte.

Nach Michelis (488) hat jetzt Fotuna etwa 1000, Atofi 50 Einwohner; während beide Inseln zusammen früher gegen 4000 gehabt haben sollen, seien sie jetzt durch Krieg und Kannibalismus so herabgekommen; auch Krankheiten fänden sich jetzt zahlreich. Jetzt sind dort — nach Michelis — katholische Missionäre und die Insel hat sich wie auch Uwea unter französischen Schutz begeben (Michelis 13, 503), nach manchen Streitigkeiten im Innern, in Folge derer die besiegte Partei auf den Rath der Missionäre nach dem gleichfalls katholischen Uwea auswanderte; und seitdem seit 1844 alle Insulaner

getauft sind, ist jetzt die Bevölkerung wieder im Steigen (Mich. 501 nach den Annales de la propag. de la foi 1843—1846).

Diese letztere Insel gehört physisch und sprachlich ganz zu Tonga (Pigeard in Nouv. annal. des voyag. 1846, 3, 147) und Michelis (51; 482), dessen Quellen hauptsächlich die Berichte der katholischen Missionäre sind, spricht von dem lebhaften Verkehr, der von jeher zwischen Tonga und Uwea stattgefunden habe. Die Insel hat nach ihm (eb.; Annal. de la propag. de la foi 1846) 2600 Einwohner, welche indeß durch Einwanderung von 500 Bewohnern Fakaafos (auch diese kam durch den Einfluß der katholischen Priester zu Stande) vermehrt sind. Was wir sonst von Uwea wissen, widerspricht diesem Zusammenhang mit Tonga nicht: so was Bataillon in den Annalen des Glaubens 1841, I, 9—11 und nach ihm Michelis 72 f. von der Religion der Insel erzählt: die Götter, rein geistiger Art, wohnen in Porstu (? Bulotu? Bataillon übersetzt Nacht des Gebetes), einem fernen Land oder in den Wolken und dieser Himmel heißt Epouri. Ueber verschiedene Nebengötter, welche über Krieg, Früchte u. s. w. gesetzt sind, steht ein Hauptgott, der zugleich noch einen reichen Hofstaat untergeordneter Geister hat. Diese letzteren können sich alle in Menschen verkörpern — sie sind also wohl selbst nur die Seelen Verstorbener — und solche von ihnen bewohnte Menschen gelten denn als Priester der Götter. Die Seelen der abgeschiedenen Könige haben dieselbe Macht — ein deutlicher Beweis, daß jene Geister ihnen gleich sind — und werden deshalb sehr gefürchtet. Aus den Tönen, welche er von sich gibt, erkennt der begeisterte Priester sofort, welcher Gott ihn beseelt; dann macht er die seltsamsten und anstößigsten Possen, trinkt viel Kawa u. s. w., bis der Gott ihn verläßt, da denn der Besessene so lange ausspeit, bis alles Heilige aus ihm entfernt ist. Die Opfer, die man bringt, bestehen meist in Früchten und Pflanzen und namentlich gern in Kawawurzeln.

Stimmt dies Alles genau zu Tonga, so haben die Nivainseln doch vieles, worin sie sich von Tonga unterscheiden und an Samoa anlehnen; vieles aber auch, worin sie sich selbständig sowohl von Samoa als von Tonga unterscheiden. Auch ihre Sprache scheint neben beiden selbständig zu stehen, wie die wenigen Sprachproben (auch die Worte bei Schouten) beweisen. Und so ist denn auch hier wohl die richtige Annahme die, daß diese Gruppe zur Zeit der

ersten Einwanderung der Polynesier oder nur wenig später ihre Einwohner bekommen hat, die dann ihr Wesen bis auf den heutigen Tag erhielten, nur daß einzelne Modificationen, aber wohl minder stark als in Tonga und Samoa auch hier eintraten. Sie sind also ein Zweig der westlichen Polynesier: aber ein durchaus selbständiger. Und fast dasselbe mag auch von Uwea gelten.

Es sind jetzt noch die Tokelau- und Ellicegruppen, sowie die Inseln westlich von ihnen zu besprechen; allein gerade diese machen besondere Schwierigkeiten. Wir halten sie alle von Tokelau bis zur Lord Howes-Gruppe für das Gebiet eines eng zusammengehörigen Stammes, der vielleicht näher mit dem westlichen Zweig Polynesiens verwandt ist, vielleicht aber und wahrscheinlich neben jenen westlichen und östlichen Völkern den dritten selbständigen递haupttheil Polynesiens ausmacht. Diese Behauptung wollen wir nun zu erweisen suchen. Zunächst sind für uns die Nachrichten, welche wir Quiros (1606) verdanken, von größter Wichtigkeit. Quiros oder der Admiral Torres, dessen Steuermann Quiros war, schleppte von Taumako vier Eingeborene gewalsam fort, von denen drei wieder entkamen, einer aber, weil er auf Taumako selbst ein Gefangener war, blieb bei ihm und dieser erzählte ihm, was er über die Inseln um Taumako wußte. Diese Nachrichten (allg. Hist. d. R. 18, 531) sind unschätzbar und lange noch nicht in ihrer ganzen Bedeutung ausgenutzt. Der auf Taumako Gefangene nun kannte nicht nur Guaytopo, sondern auch eine Inselgruppe, welche mit Guaytopo eine Sprache rede und im Bündniß stehe, Taukalo; und wie man in Guaytopo Vaitupu sehen muß und gesehen hat, so kann Taukalo nichts anderes sein als Tokelau. Auch Tukopia kannte er und behauptete, daß auch diese Insel trotz ihrer schwarzen Eingeborenen (welcher Irrthum nicht gegen uns beweist; er kann von Quiros begangen worden sein) und ihrer verschiedenen Sprache mit dem Lande, woher die Eingeborenen stammten, im Bündniß stände. Mit diesem letzteren Lande kann dem Zusammenhange nach nur wiederum Taukalo oder Guaytopo gemeint sein. Der Gefangene selber stammte, wie Quiros berichtet, von der Insel Chikayna, und wer wollte in dieser Insel unser Sikayana verkennen? Mit letzterem hat nun Lord Howes Gruppe, welches die Sikayaner Leueneuwa nennen (Cheyne s. v. 180 f.), ganz dieselbe Sprache (eb. 186), steht also mit ihm in der nächsten Verwandtschaft — und so sehen wir durch jene Nach-

richten des Quiros plötzlich einen Zusammenhang dieser Inseln von Tokelau bis Leueneuwa. Aber auch Rotuma ist zuzuzählen: denn die Rotumaner kannten, als Dillon (2, 103) die Insel besuchte, Vaitupu recht gut und fuhren oft zu dieser Insel hin, um weiße Muscheln dort zu verhandeln, wie Dillon auch Eingeborene von Vaitupu und den Nivainseln auf Rotuma fand. Dazu kommt, daß die Bewohner von Rotuma denen von Tukopia ganz ähnlich beschrieben werden (Dillon 2, 96; 2, 138; d'Urville a V, 112). Da nun die Bewohner von Matema den Rotumanern und Tukopiern äußerlich ganz ähnlich sind (Tromelin bei Berghaus Annalen 3, 284), so müssen wir auch diese, wofür schon ihre geographische Lage aufs stärkste spricht, hierherrechnen. Auch im Namen haben die meisten dieser Inseln etwas Gemeinsames, nämlich die Vorsilbe tu oder tau: Tu-kopia, Tau-mako, Tau-kalo (To-kelau), Vai-tu-pu, Ro-tu-ma; doch mag man auch Tupua (melanesische Insel, südwestlich von Taumako) mit Vai-tupu und Ro-tuma mit Tauma-ko und Ma-tema vergleichen. Wie diese Namen aber zu deuten sind, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Hale (172) trennt Toke-lau und übersetzt Seekühlte, so daß die Gruppe von dem herrschenden Wind den Namen hätte. Allein gewiß ist dies nicht richtig, so scharfsinnig Hale auch zu Werke geht. Sicher ist tau-kalo zu theilen, wie es auf Fidschilevu einen See Vai-kalo (Peterm. 1869, 2. Heft), d. h. Götterwasser, heiliger See gibt; und dies Wort kalo, kalu, welches im Fidschi Gott heißt, haben wir gewiß auch hier; es zeigt sich dann als uraltes Gemeingut beider Sprachen.

Durch das bisher Auseinandergesetzte wird eine Annahme unmöglich, welcher sowohl Hale als auch in ganz neuer Zeit Meinicke huldigt, daß nämlich die Tokelau- und Elliceinseln erst von Samoa bevölkert seien. Hier ist zunächst wichtig, daß der Ellicearchipel (Vaitupu, Nukufetau, Funafuti, Nukulaelae, Nui, Nuitao, Nanomea — Gräffe Ausland 1867. 186 f. —, Nanomanga u. a. unbewohnte Inseln Meinicke Koner 18, 122) von den Tokelauinseln (Fakaafo, Nukunono, Oatafu, Pukapuka oder Gente Hermosa, und Danger; Olosenga gleich Solitaria und Swain, letzteres unbewohnt, Meinicke eb. 118 f.) nach Wilkes 5, 38—43 ihre Bewohner empfangen haben. Aber auch Wilkes (5, 6) stellt beide Gruppen

an Sprache und Lebensweise und Hale (150) auch nach der leiblichen Beschaffenheit ihrer Bewohner am nächsten zu Samoa. Auch Grey und Bleek (2, 116) folgen derselben Ansicht; und allerdings konnte sich Hale's samoanischer Dollmetscher auf Vaitupu leicht verständlichen. Hale (167) meint deshalb, die Bewohner dieser Gruppen stammten aus Samoa und zwar, weil ihnen die Insel Olosenga in der östlichen (Manua-) Gruppe dieses Archipels bekannt war, von dieser Insel Olosenga. Allein diese letztere Annahme fällt zusammen, wenn wir bedenken, daß von den Eingeborenen auch die Insel Swain Olosenga genannt wird (Grundemann bei Peterm. 1869, 44). Diese, welche ihnen viel näher lag und wohin sie Fahrten unternahmen, kannten und nannten die Eingeborenen, nicht jene samoanische Insel. Wie hätten sie auch letztere kennen können und die übrigen viel größeren Inseln Samoas nicht? Denn auf Fakaafo waren nur die Namen Fidschi, Samoa und Tonga bekannt, nicht die einzelnen Inseln und auf Vaitupu nicht einmal jene Namen (Hale 149 f.); von Verkehr war keine Rede. Meinicke nennt nun gar die Bewohner des Ellice-archipels, welche doch nach Wilkes erst von den Tokelaus kamen, geradezu eine „samoanische Kolonie." Allerdings erfuhren die Missionäre von den Eingeborenen, daß vordem Einwanderer aus Samoa sich in Vaitupu niedergelassen und von da über die andern Inseln sich verbreitet, daß seit der Zeit dieser Einwanderung 17 Könige auf Vaitupu geherrscht hätten. So hat man diese Einwanderung auf die Mitte des 16. Jahrhunderts berechnet und Meinicke (a. a. O.) macht mit vollem Recht auf die dieser Einwanderung ganz gleichzeitige Bevölkerung des Gilbertarchipel aufmerksam, welche von Samoa aus erfolgte und die wir oben (S. 44) besprochen haben. Dazu kommt nun, daß auf Vaitupu von allen diesen Koralleninseln allein der in Polynesien so gewöhnliche Baum Inocarpus edulis wächst (Murray bei Meinicke eb.), daß Vaitupu das Schwein besaß (Hale 166), welches in ganz Polynesien so verbreitet ist, dagegen im Ellice- und Tokelauarchipel ebensowenig vorkommt als die gleichfalls durch den ganzen übrigen Ocean verbreiteten Hühner (Hale 153; Turner 528). Eine Einwanderung von Samoa aus nach Vaitupu ist also sicher anzunehmen, auch die angegebene Zeit vor 17 Königen — also etwa Mitte des 16. Jahrhunderts — nicht zu bezweifeln; allein damals waren die Inseln schon bevölkert und die Samoaner, welche

auf Vaitupu neben den früheren Bewohnern der Insel zurückgeblieben, trennten sich nur von jenem großen Strom ab, der zu derselben Zeit sich in den Gilbertarchipel ergoß. Denn ganz abgesehen von jener Behauptung Wilke's, der Ellicearchipel sei von Tokelau aus bevölkert worden: erhielt durch jene Samoaner das Gebiet seine ersten Bewohner, wie kam es denn, daß der so nützliche Ifibaum (Inocarpus), an den alle Polynesier so gewöhnt waren, daß ferner das Schwein auf die eine Insel beschränkt blieben? Das erklärt sich aber sehr wohl, wenn beides der Bevölkerung, welche schon lange die Insel bewohnte, fremd und nur den Einwanderern angehörig war. Ganz unmöglich aber wird jene Annahme Meinicke's und der Missionäre durch die Nachrichten des Quiros. Quiros reiste 1606 und fand alle Inseln bis Taumako und Sikayana hin zahlreich bewohnt, fand überall Kunde von Vaitupu und Tokelau, ja die bestimmte Nachricht, daß von Vaitupu die Bevölkerung dieser Inseln stamme. Und Vaitupu soll selbst erst vor 17 Königen — nicht Generationen, sondern Königen — seine Bewohner von Samoa empfangen haben? Unmöglich. Der Zusammenhang aller dieser Inseln um 1606 weist auf eine sehr viel frühere Zeit ihrer Bevölkerung hin; die wir auch noch nicht erreichten, wenn wir für 17 Könige 17 Generationen, also etwa 500 Jahre annehmen wollten.

Und noch andere nicht minder gewichtige Gründe sprechen gegen diese Abstammung. Zunächst der Name Tokelau. Allerdings bedeutet er in Tonga und Samoa (und ebenfalls in Fidschi, wohin das Wort von Tonga oder Samoa kam) Ostwind, Südostpassat; auf allen übrigen Gruppen Polynesiens aber, auf Neuseeland, Rarotonga, Tahiti, Hawaii und den Markesas bedeutet es Nordwind (Hale s. v; 172). Letztere Bedeutung ist, wie ihr Vorkommen in so ganz verschiedenen Punkten des Ozeans beweist, die ältere. Nun ist es in Polynesien ganz gewöhnlich, daß der Wind nach den Inseln benannt wird, woher er weht (vergl. Humboldt Kawispr. 2, 250, 72); so bedeutet auch Tokelau den Wind, der von den Tokelauinseln weht, wie Tonga fast überall Südwind, d. h. Wind von Tonga bedeutet. Läßt sich nun dieses nur von Samoa aus erklären — wie Hale 171 ganz richtig thut; und Schirren 102 hätte nicht widersprechen sollen, wenigstens beweist was er daselbst anführt nichts gegen Hale: so führt auch jenes Tokelau in der Bedeutung Nordwind auf Samoa zurück, von welcher

Gruppe wie wir sehen werden, die Polynesier ausgingen, denn nur von Samoa aus liegt Tokelau nordwärts. Nur dann aber konnte der Nordwind nach diesem Namen benannt sein, wenn er schon in ältester Zeit der Name jener Gruppe war: sie war also schon benannt und also auch bewohnt in ältester Zeit, denn von den Samoanern ist der Gruppe der Name nicht beigelegt, dazu war sie, wenn unbewohnt, zu entfernt und unbedeutend und jenes Tau- oder Tu- findet sich bei allen den hierhergehörigen Inseln wieder. Zur Zeit ferner, als die Neuseeländer, Rarotonganer, Tahitier u. s. w. sich von den Samoatonganern lostrennten, hieß der Nordwind noch allgemein Tokelau; später aber ging das Wort auf Samoa und Tonga in die Bedeutung Ostwind über, aus Gründen, die wir nicht wissen. Die Tokelaugruppe (um wenigstens eine Erklärung zu versuchen, die nicht ganz unwahrscheinlich ist) war den Samoanern, welche sie wohl in frühester Zeit kannten, später aus dem Gesichtskreis geschwunden; sie hatten wenig Windbenennungen und die sie hatten, ließen wegen des fortwährenden Verkehrs mit den Inseln, deren Namen sie trugen, keine andere Deutung zu; der Ostpassat ist der wichtigste Wind in Samoa; nach Osten lag keine Inselgruppe und so übertrug man auf diesen fast stets wehenden Wind die Benennung, deren Deutung man nicht mehr klar fühlte. Hale's Uebersetzung „Seekühlte" hilft nicht im mindesten über unsere Schwierigkeit hinaus. Warum denn nannte man gerade den Ostwind Seekühlte? kam der Süd- West- und Nordwind nicht ebenso gut von der See her? Wollte man diese Beschränkung beim Passatwinde aber auch begreiflich finden: wie war es dann möglich, auf den übrigen Gruppen, namentlich auf Tahiti, Rarotonga und Nukuhiva, welche doch gleichfalls im Südostpassat liegen, oder auch auf Neuseeland gerade den Nordwind Seewind zu nennen, da doch alle übrigen ebenso sehr und in Neuseeland Ost- und Westwind noch vielmehr Seewinde waren? — Auf Tukopia ferner hieß der Ostwind, nicht wie sonst überall der Südwind, tonga (Gaimard bei d'Urville a V. 311*; Vocabul. a Phil. 161 s. o. Hale 187). Doch läßt sich hieraus kein sicherer Schluß ziehen, da die Tonganer (Dillon 2, 112) feindliche Einfälle nach Tukopia machten und man dort also vielleicht erst in Folge solcher Ereignisse unter tonga den Ostwind, der die Tonganer brachte, anstatt wie früher den Südwind verstand.

Aber — und das ist bei weitem wichtiger — auch die Sprache

beweist die Richtigkeit unserer Behauptung, daß die Inseln von Tokelau bis Lord Howe selbständig für sich stehen. Sie hat nämlich in diesem ganzen Gebiet so alterthümliche Formen erhalten, daß Hale auf Tokelau das Polynesische in seiner ältesten Gestalt zu sehen glaubte; und wollte man sagen, dies sei die Folge der gänzlichen Abgeschiedenheit dieser Inseln, so erklärt sich daraus doch keineswegs die bedeutende Selbständigkeit des Wortschatzes und noch weniger gar manche grammatische Abweichung vom Gemeinpolynesischen. Zunächst also finden wir auf allen diesen Inseln einen festern und reicheren Consonantismus als auf den übrigen Gruppen, auf Tokelau und den Elliceinseln k l m n ng p s t f v h w; auf Tukopia außer diesen noch r und wiewohl selten b; auf Sikayana und Leueneuwa ebenfalls, nur daß hier b häufiger als p ist. Am reichsten ist das Rotumanische, denn es hat s f h k (das zwischen zwei Vokalen schwindet) r l m n ng v w p t d und ϑ (welcher letztere Buchstabe sich wohl auch im, Sikayana findet und im Mikronesischen häufig ist) im Anlaut, Inlaut und Auslaut, sowie ç (Hale) im Auslaut, das aber mit t verbunden auch im Anlaut und Inlaut vorkommt, während sonst die polynesischen Sprachen alle Silben vokalisch schließen. Auch Consonantenverbindungen, im übrigen Polynesisch streng vermieden, sind gar nicht selten im Rotumanischen (fϑ rl st tm ks ml ff nk nd ts ngh nm tp pn ks ngw) im Tukopia und Sikayana, während freilich im Vaitupu und Fakaafo sich nichts der Art findet. Das Rotumanische, die selbständigste dieser Sprachen, hat auch einige Vokale mehr: å neben a und u̥ neben u. Höchst merkwürdig ist es dann ferner, daß der Artikel (ϑa ta da) und das Pronomen demonstrativum. ti nicht wie sonst in den mikro-, poly- und melanesischen Sprachen vortreten, sondern suffigiert werden, was in Mikronesien mit einigen Präpositionen gleichfalls geschieht. Näher eingehen können wir hier auf diese sehr interessanten Sprachverhältnisse nicht; doch wird, wenn wir noch hinzufügen, daß auch der Sprachschatz aller dieser Inseln ein ziemlich selbständiger (am wenigsten auf Fakaafo und Vaitupu), freilich auch untereinander sehr abweichender ist, Niemand wird dann noch zweifeln, daß auch sprachlich diese Inseln als selbständiger Zweig des polynesischen Stammes zu betrachten sind. Am nächsten stehen sie sprachlich nicht zu Samoa sondern zu Tonga. Wir stützen unsere Behauptungen auf Hale's Bemerkungen über das Rotumanische (468 f.), über die Mundart von Fakaafo und

Vaitupu (S. 358 f.); auf Turners Sprachtafel; auf Philologie 161 bei d'Urville a; auf Cheyne's Vokabularien (182 f.); wobei wir kaum zu bemerken brauchen, daß wir Cheyne nur mit der nöthigen großen Vorsicht, aber auch Gaimard bei d'Urville nicht blindlings benutzt haben.

Man hat diese Selbständigkeit dieser Inseln auch anders erklären wollen. Da sich allerdings z. B. im Rotumanischen einige mikronesische Züge zu finden scheinen, so hat Michelis 52 an einen direkten Einfluß Mikronesiens, ja in allem Ernste daran gedacht, ob nicht vielleicht ein Theil der flüchtigen Marianer auf Rotuma sich niedergelassen habe, wie er auch von einer alten Verbindung zwischen Rotuma, Wallis und Ponapi zu berichten weiß. Wenn aber wirklich — um nur einen Grund hiergegen anzuführen — Marianer nach Rotuma gelangt wären, so hätte von diesem Ereigniß, welches zu Dillons Zeiten doch vor kaum 130 Jahren geschehen war, ganz gewiß mehr als ein Bericht der Eingeborenen erzählt, welche ja viel kleinere Ereignisse viel länger festhielten.

Auch mit den Fidschiinseln soll Rotuma in näherem Verhältniß gestanden haben, ja Michelewa y Rojas (172) erwähnt eine Sage, der zu Folge Rotuma von Fidschi aus bevölkert worden war. Wirklich standen die Rotumaner mit den Fidschiinseln in Verbindung (Lesson compl. zu Büffon 2, 366); wie sich z. B. eine Schaar Rotumaner auf der kleinen Insel Mutuata nördlich von Fanua levu im Fidschiarchipel niedergelassen und mit den Eingeborenen derselben vermischt hat (Erskine 241). Aehnlich macht Hale (186 f.) darauf aufmerksam, daß eine kleine Insel des Fidschiarchipels Tikombia heiße und will aus dem Gleichklange dieses Namens sowie aus manchem der Fidschisprache angehörigen Worte, welches sich im Tukopischen wieder findet, den Schluß machen, daß Tukopia vom Fidschiarchipel und zwar eben von jener Insel Tikombia aus bevölkert sei. Gewiß nicht mit Recht: denn erstlich finden sich gleiche Eigennamen in Polynesien häufig an ganz verschiedenen Punkten wieder (wobei natürlich nicht an Uebertragungen wie Sawaii Hawaii zu denken ist), zweitens frägt es sich, ob nicht jener Gleichklang ein zufälliger ist, wie denn z. B. der Name des bekannten Häuptlings Takombau auch anklingt; und jene Gemeinsamkeit des Sprachstoffes beweist nichts für eine Einwanderung, da wir uns schon oben gezwungen sahen, eine Urverwandschaft des

Melanesischen und Polynesischen anzunehmen. Gerade aber weil das Tukopia vieles Alterthümliche selbständig bewahrt hat, zeigt es manche Gleichheit mehr mit dem melanesischen Sprachschatz, als das übrige Polynesische. Uebrigens wäre es auch gar nicht zu verwundern, wenn die Insulaner, welche Melanesien so nahe wohnten, ganz direkt von ihren Nachbarn manches annahmen. — Sehr merkwürdig ist die Angabe d'Urvilles (a V, 113), daß die Tukopier ihre melanesischen Nachbarn im Westen Fidschi (d. h. Sonnenaufgang, Osten) bezeichnen, wie die Tonganer. Wenn diese ganz vereinzelt stehende Notiz richtig ist, so muß eben jene Bezeichnung, welche keineswegs die einzige für Melanesien ist, erst auf neueren, vielleicht sogar erst auf europäischen Einflüßen beruhen. Beweiskraft hat sie daher nicht. Auch der Erzählung jenes Sikayaners bei Quiros, daß die Tukopier schwarze kleine Menschen mit besonderer Sprache wären, messen wir kein Gewicht bei. Der Sikayaner, Quiros konnte sich geirrt haben und jedenfalls sind wir durch die Sprache u. s. w. genauer und anders unterrichtet.

Auch Samoa und Tonga hat man mit jenen Inseln in näherer Verbindung geglaubt. Turner (360) erwähnt eine rotumanische Sage, welche im Gegensatz zu jener Bevölkerung von Fidschi aus die Insel von Samoa bevölkert werden läßt: der Gott Raho und sein Weib Iva wanderten von Samoa nach Rotuma, wohin Raho Erde aus Samoa mitbrachte. Aehnlich erzählt Virgin (2, 94), daß die Sikayaner nach einer Angabe des bekannten Missionärs Threlkeld von einem englischen Matrosen und einer Samoanerin abstammten, welche gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts sich dort niedergelassen hätten Dem aber widersprechen andere Nachrichten: denn die Eingeborenen selbst erzählten den Novarareisenden, daß sie erst seit kürzerer Zeit und zwar von South-island, 130 Meilen von Westen her auf Sikayana ausgesetzt seien; durch Waler vielleicht, denen sie dienten, vermuthet der Reisebericht (Nov. 2, 438). Oder Cook (eb.) soll sie eingeführt haben — lauter Sagen, denen das Bestreben zu Grunde liegt, mit den Europäern (deren berühmtester in der Südsee Cook ist) in irgend welcher Beziehung, womöglich Verwandtschaft zu stehen und welche durch den von Quiros gefangenen Sikayaner alle widerlegt werden. Ein Punkt nur verdient noch eine kurze Erwägung. Ist vielleicht jenes South-island nur eine Uebersetzung von Tonga, das ja Süden oder Südwesten bezeichnet? ist durch letztere Bedeutung viel-

leicht der seltsame Zusatz veranlaßt, daß es westlich von Sikayana liege? Wir hätten dann eine Ueberlieferung, welche auch auf Tonga hinwiese, während sonst nur europäische Reisende diese Inseln wegen Aehnlichkeit der Bewohner, Sitte, Sprache zu Tonga zu stellen pflegen. Allerdings erzählten Dillon die Tukopier, daß vor langer Zeit Tonganer in 5 großen Doppelkähnen landend die Insel furchtbar verwüsteten (Dillon 2, 112) und Gaimard (d'Urville a V, 309) will Reste tonganischer Schiffe bei ihnen gesehen haben, wie sie ja auch den Osten Tonga nannten. Allein diese letzteren Beziehungen sind von wesentlich anderer Art als jene, auf welche uns das Southisland der Novarareisenden führt.

Wie wollen wir nun aus diesem Labyrinth von Beziehungen Bahn finden? Wie die Rotumaner nach Fidschi und Vaitupu segelten, wie Tokelau auf Sikayana, dessen Entfernung etwa 26 Grad beträgt, bekannt war, so haben gewiß diese Inseln auch Beziehungen zu Samoa und Tonga gehabt und gewiß auch außer jenen feindlichen auch manche freundlichen Einflüsse von dort empfangen. Einen unmittelbaren Zusammenhang dürfen wir nicht annehmen, das verbietet Sprache und wie wir gleich sehen werden, Sitte; die vielfachen Aehnlichkeiten aber, welche nicht alle auf directer Einwirkung dieser Insel beruhen können, erklären sich leicht, da ja die Bewohner auch dieses Gebietes unter allen Polynesiern am nächsten mit Tonga und Samoa verwandt sind.

Fragen wir nun, wann und woher hat dieser Zweig der Polynesier sein jetziges Gebiet bevölkert, so ist es zwar unmöglich, hierauf eine ganz sichere Antwort zu geben, allein Vermuthungen können wir wagen, die wohl nicht allzuweit vom Ziel abirren. Die Bevölkerung dieses Gebietes ist entweder der älteste Theil der Polynesier, der gleich bei der Einwanderung den Tokelauarchipel besetzte und von da nach und nach zu den übrigen Inseln seines Gebietes gelangte. Hierfür spricht das, was der Sikayaner bei Quiros erzählt, wie auch der oder jener sagenhafte Zug. Die Verschiedenheit der Sprachen erklärt sich dann durch allmähliche Umbildung nach erfolgter Abtrennung. Die wunderbare Erscheinung, daß wir an dem ganzen Nordrand Melanesiens Inseln mit polynesischer Bevölkerung finden, könnte uns aber noch auf andere Gedanken bringen. Wie wenn wir hier den alten Weg bezeichnet sähen, auf welchem dereinst die Einwanderung der

Polynesier erfolgte? Hale nimmt ganz richtig an, daß die Gegend von Dschilolo das Thor gewesen sei, von welchem aus die Bevölkerung des Ozeans einströmte. Der nächst liegende Weg war dann sicher der Nordrand Melanesiens; und daß die Polynesier sich hier nicht festsetzten, hatte seinen Grund in der schwarzen Bevölkerung dieser Gegenden, welche schon bestand und gewiß feindselig gegen die neuen Ankömmlinge auftrat. Dadurch wurden diese immer weiter gedrängt; allein auf wenigen kleinen Inseln, welche sie wahrscheinlich unbewohnt vorfanden, erhielten sich kleinere Theile der Einwanderer und geben uns so noch heute den Weg an, auf welchem die Polynesier ihre neue Heimat erreichten und zunächst nach Tonga und Samoa gelangten.

Möglich (und vielleicht sogar wahrscheinlich) ist es auch, daß die Bevölkerung einzelner Inseln (Rotuma, Tukopia, vielleicht Sikayana, Leueneuwa u. w.) erst später, als der Osten schon längst bewohnt war, vielleicht zu gleicher Zeit als die Mikronesier in ihr Gebiet ein wanderten, von der Urheimat auszog und ihre neue Heimat besetzte. Dafür spricht vornehmlich die Sprache, welche in Tokelau und Vaitupu einfacher und wenn man so sagen darf, polynesischer ist, als die von Rotuma. Doch bleibt die Verwandtschaft dieser Völker, die man, wie eben wieder die Sprache beweist, nicht für einen versprengten und im Laufe der Zeit umgewandelten Zweig Mikronesiens ansehen kann. Sie ist zunächst den polynesischen Sprachen des westlichen Stammes verwandt, aber vielleicht in der Urheimat noch etwas weiter entwickelt und später eingewandert als sie. Man bedenke hierbei, wie die malaiischen Sprachen im engeren Sinne, wie auch schon das Mikronesische weitere Entwickelung zeigten, als das Polynesische.

Wir wollen nun, um das Vorstehende im Einzelnen zu beweisen, einen möglichst kurzen Ueberblick über das Leben und Sein der Bewohner dieses Gebietes geben: wir führen nur das nöthige an, ohne bei Dingen, wo sie mit den übrigen Polynesiern übereinstimmen, uns in Einzelheiten einzulassen. — Die Rotumaner haben (Dillon 2, 96, Wilson 403, Erskine 241) die größte Aehnlichkeit mit den Tonganern, nur daß ihre Weiber minder schön und reinlich (Dillon eb.) und sie alle von hellerer Farbe sind (Wilson eb.), kupferroth, mit langen schwarzen, lockig bis auf den Rücken hängenden Haaren (Tromelin bei Bergh. Annalen 3, 280). Ganz ebenso, von heller Kupferfarbe, den Tonganern ähnlich, die Männer groß und schön

gewachsen, mit langem schlichtem Haar, starkem aber geschicktem Körper, die Weiber heller und kleiner als die Männer, aber immer noch außergewöhnlich groß und sehr schön, mit kurzgeschorenen Haaren, werden uns die Bewohner von Tukopia geschildert (Dillon 2, 138 d'Urville a Zoologie 24; a V 112; 306 f. 314). Von Tukopia stammen nach ihren eigenen Aussagen die Bewohner von Anuta, das Edwards (Reise d. Pandora 68) gut bebaut und bevölkert fand; sie sind den Tukopiern äußerlich ganz gleich (Dillon 2, 138). Auf Taumako fanden Quiros und Wilson große wohlgebaute Menschen mit krausem Bart und Haar und lebhaftem Ausdruck (Allg. Hist. d. R. 18, 530; Wilson 407). Beide nennen ihre Farbe kupfer- oder olivenbraun; sie war also wohl dunkler als die der Tukopier und Rotumaner. Wenn dagegen Hale (195) sagt, Quiros habe auf Taumako gelbe, schwarze und mulattische Bewohner gesehen, so irrt er, denn Quiros sagt dies von seinem Südland des heiligen Geistes (a. a. O. 522). Dagegen erzählte ihm der Sikayaner, daß es in seiner Heimat einige Eingeborene gäbe, welche schwarz seien, aber rothe (d. h. gebeizte) und krause Haare hätten; andere von Riesengröße. Er selbst war, wie man nach Allem schließen muß, braun (eb. 531). Wirkliche Mischung mit Melanesiern haben die Sikayaner, wie schon aus ihrer Sprache und Leibesbeschaffenheit hervorgeht, nicht erfahren. Jene Schwarzen waren also, wenn die Nachricht auf keinem Mißverständniß beruht, entweder solche einzelne dunkele Individuen, wie sie allerwärts in Polynesien vorkommen, oder zufällig auf der Insel verweilende Melanesier. Die Sikayaner heutzutage, welche nach Cheyne 63 hellkupferfarbig sind, nennen die Novarareisenden die schönsten Wilden, die sie gesehen, stark, groß, lichtbraun, mit vorspringenden Nasen, meist schlichtem, doch auch krausem Haar, geringem Bart und ganz europäischen Gesichtern. Die Weiber waren zwar groß und kräftig, aber unschön (Novara 433. 441, 443). Die Bewohner von Leueneuwa, welche auch Polack 2, 303 für Polynesier hält, sind nach Hunter (Mag. d. Reisen 11, 128) stark, gut gebaut, von dunkler Kupferfarbe und fast bartlos. Ihr schlichtes Haar trugen sie, wie fast alle die genannten Insulaner, in einen Knoten am Hinterkopf aufgebunden, ihre leibliche Reinlichkeit war groß. Seltsam war ein künstlicher Bart, den sie zwischen Nase und Mund befestigt hatten und der an den Enden der Fasern, aus

welchen er bestand, eine Reihe Zähne trug. Sie hatten die Nasenflügel und den Nasenknorpel durchbohrt und trugen in der Oeffnung ein Blatt oder einen Knochen. Aber trotz dieser melanesischen Sitte sind sie nach allem anderen (sie hatten z. B. 40′ lange Kähne mit Ausleger und dreieckigem Segel) reine Polynesier. Nicht anders die Matemaner, welche (Tromelin bei Berghaus 3, 284) den Tukopiern und Rotumanern ähnlich von röthlicher Farbe und schlichtem Haar sind. Die Eingeborenen der Tokelauinseln waren zwar den Samoanern ähnlich aber heller, gelbkupferfarbig (Hale 153), trotzdem sie auf niederen Inseln und dem Aequator so nahe wohnen, während sonst die Bewohner niederer Inseln z. B. in Paumotu dunkeler sind. Meinicke zwar (bei Koner 18, 128) behauptet, sie seien dunkeler; allein Hale ist selbst Augenzeuge und Meinicke's Behauptung auf den Ellicearchipel einzuschränken. Sie sind groß und wohlgebaut, allein ihr Bart und Haar ist dünn, daher sie häufig falsche Haare tragen (Hale 13). Dagegen sind die Bewohner von Vaitupu dunkler, tiefbraun, den Neuseeländern oder Hawaiern (eb. 162) an Farbe gleich; ihr Haar ist dickbuschig, lang und leicht gekräuselt, wodurch sie sich also von den Bewohnern der Tokelauinseln auffallend unterscheiden. Noch auffallender sind ihre Bärte, die bei ihnen voller sind als irgendwo sonst in Polynesien (Hale 13). Dagegen waren ihre Züge nie polynesisch, aber vom verschiedenartigsten Ausdruck (Hale 153), so daß man schon deshalb, wie Hale selber thut, jeden Gedanken an melanesischen Einfluß abweisen muß, der durch die Sprache vollkommen widerlegt wird.

Die Angaben über die Bewohnerzahl der Tokelaugruppe schwanken: nach dem Nant. Magaz. (Peterm. 1861, 478 betrug sie 560 Seelen, nach Turner (525) 600, nach Meinicke (a. a. 127) 800 und diese letzte Angabe, gestützt auf die Berichte der dort thätigen Missionäre ist wohl die zuverlässigste. Jene Auswanderung von 500 Fakaafern nach Uwea (1861) ist dabei berücksichtigt. Reichlicher ist trotz manchem Schweren, was sie erlitten, die Ellicegruppe bevölkert, die Missionäre schätzen sie auf 3500 Seelen (Einzelnheiten bei Meinicke a. a. O. 127; Gräffe im Ausland 1867, 1184). Von Vaitupu soll früher ein Theil der Jünglinge zur Auswanderung verpflichtet gewesen sein (Gräffe eb. 1185), um Uebervölkerung zu verhüten. So hat Vaitupu viele Inseln bevölkert, woraus sich seine

übergeordnete Stellung und sein großer Ruf leicht erklärt, so wie vielleicht auch der Zusammenhang, in dem wir diese Inseln fanden. Tukopia hat 4—500 (d'Urville a V 119; Gaimard eb. Zool. 23; a V 306), Rotuma 5000 Seelen (Turner 360); auch Matema war gut bevölkert (Tromelin bei Berghaus 3, 280); Sikayana, welches Cheyne (63) noch von 171 Menschen bewohnt fand, ist jetzt namentlich durch eine Blatternepidemie sehr verödet (Novara 2, 241). Sonst ist von einem Schwinden der Bevölkerung dieses Gebietes nicht die Rede; die Kinder sind zahlreich (Gaimard a. a. O.) und die Kopfzahl nimmt verhältnißmäßig zu. Auf Tukopia wurden alle männlichen Kinder außer den beiden ältesten bei der Geburt getödtet, um Uebervölkerung zu vermeiden (Dillon 2, 134; 136). Die Krankheiten des Gebietes sind die gewöhnlichen polynesischen. Beschneidung herrscht auf Rotuma; sie wird im fünften Jahr vollzogen (Turner 360). Auch über die Kleidung ist nicht viel zu berichten; sie ist im wesentlichen und war es schon zu Zeiten des Quiros der polynesischen gleich. Merkwürdiger Weise durchbohren die Nanomeaner (Gräffe im Ausland 1867, 189) die Nase; die Haare wurden roth oder weiß gebeizt auf Rotuma (Wilson 409; Dillon 2, 96), Tukopia (d'Urville a V 304) und zu Quiros Zeiten auch auf Vaitupu (allg. Hist. d. Reisen 18, 531), vielleicht auch auf Sikayana. Aber ganz und gar von der polynesischen Art abweichend ist ihre Tattuirung. Auf den Tokelauinseln sind die Frauen ebenso tattuirt wie die Männer und zwar meist mit Dreiecken, deren Spitze nach unten stand: auf der Brust aber mit rohen Abbildungen von Schildkröten. Diese letzteren waren auf dem Ellicearchipel, wo sonst die Zeichnung aus verschiedenen Linienornamenten bestand, durch Tauben vertreten. Diese Muster bedeckten die Arme, die Seiten, den Körper vom Bauch bis zum Knie und den Rücken (Hale 161—65). Nach Gräffe (a. a. O. 1187) waren indeß die Männer auf Vaitupu, Nanomea und Niutao gar nicht, die Weiber nur an Achseln und Schamgegend tattuirt. Auf Rotuma trugen die Eingeborenen Bilder von Fischen und Vögeln oder kreisrunde Figuren eingeritzt, in welchen letzteren Wilson gewiß mit Unrecht Abbildungen der Himmelskörper sah (403; R. d. Pandora 68); dagegen trug man auf Tukopia nur Parallelstreifen über die Brust und Längsstreifen über den Rücken, in sehr eleganten Mustern

und nur einige wenige Bilder von Fischen im Gesicht! (Gaimard bei d'Urville a Zool. 24; Quoy eb. V, 304; Sainson eb. 314). Man unterschied beide Arten der Tattuirung, die von Tukopia und von Rotuma ähnlich wie bei uns die Moden (Gaimard eb. V, 312).

Die Bauten sind hier meist schlechter als in Polynesien; einzelnes (Hale 157; Gräffe a. a. O. 1186—90) erinnert an Mikronesien. Jedes Dorf hat sein Geisterhaus auf einem freien Platz, dem Malae. Buhnenartige in die Lagune vorlaufende Wasserbauten, an deren Ende ein kleines Haus stand, fand Hale zu Oatafu (153) und Quiros auf einer Insel, die zu Taumako gehörte, einen künstlichen Berg, der mit Wällen befestigt, oben Häuser trug, eine Festung (allg. Hist. d. R. 18, 520).

Die Nahrung, nirgends reichlich, ist der Hauptsache nach wie in Polynesien. Doch scheint das ganze Gebiet ursprünglich keine Hühner und Schweine gehabt zu haben, wie diese Thiere ja auch in Mikronesien selten waren. Von den Tokelau- und Elliceinseln haben wir dies schon oben gezeigt; auf Rotuma sollten nach dem Gerede der Eingebornen Schweine sein, doch sah Wilson (404) kein einziges und Dillon (2, 94) fand nur ganz frisch von einem Waler eingeführte, da alle Schweine welche die Insel besessen hätte, durch einen furchtbaren Sturm getödtet sein sollten: Hühner dagegen sah er. Auf Tukopia aber fehlten beide Thiere; und (eb.) zwar wollten die Eingeborenen selbst sie getödtet haben, weil sie den Pflanzungen sehr geschadet hätten (Dillon 2, 134; Quoy bei d'Urville a V 305). Auf Sikayana gab es zwar Hühner und Schweine, doch scheinen sie auch hier nicht altes Besitzthum gewesen zu sein, denn die Eingeborenen essen sie nie, sondern halten sie für Fremde (Nov. 2, 443). Der Sikayaner, so ruhmredig er dem Quiros die Lebensmittel seines Landes aufzählte, erwähnt der Schweine mit keinem Wort. Jetzt sind natürlich diese Thiere überall eingeführt. Den Kawatrank kannte man auf Tukopia, doch ward er nur vom Priester gekostet und dann als Opfer weggegossen (Gaimard bei d' Urville 369). Dort kaut man auch Betel, was sonst im Gebiet nirgends vorkommt (Dillon 2, 138); auf Sikayana ist jetzt der Tabak sehr beliebt. Spirituosa finden keinen Eingang (Cheyne 52).

Kähne (welche am besten auf den Tokelau- und Elliceinseln waren, meist gedoppelt, den samoanischen ähnlich; Hale 150), Seetüchtigkeit

(welche früher nach den größeren Fahrten früherer Zeit zu schließen viel bedeutender war) und technische Leistungen sind im wesentlichen den polynesischen gleich. Auf Tokelau hatte man einen sehr ingeniösen Bohrer (Hale 159); auf Tukopia (Dillon) Messer und Waffen aus Holz mit Haifischzähnen besetzt und dadurch so scharf, daß man sich mit ihnen rasierte; auf Taumako machte man aus der Schale der vielgesuchten Perlenmuschel „Löffel und Teller" (Quiros allg. Hist. d. R. 18, 531). Im Handel sind sie eifrig und haben sich trotz ihres nicht allzu häufigen Verkehrs mit Europäern stets als regsame und geschickte Geschäftsleute gezeigt, was man namentlich von den Sikayanern rühmt (Cheyne 53). Sie hatten schon zu Quiros Zeiten genaue Kunde des Ozeans und seiner Inseln auf ziemlich weite Entfernung hin, dessen Bild sie aufzeichnen konnten. Das Jahr kannten sie und theilten es in zwei Hälften zu je sechs Monaten (Hale 169), den Horizont theilten sie in vier verschieden benannte Himmelsgegenden (Gaimard a. a. O. 311).

Wenn nun auch diese Insulaner dem Charakter nach reine Polynesier sind, so ist doch ihr Leben sittenrein und einfach. Als ein Tukopier gefragt wurde, wie den Schlechten im Jenseits vergolten würde: es gibt unter uns keine Schlechten, antwortete er (Gaimard bei d'Urville a V I, 310) und allerdings herrscht auf der Insel eine anständige kindliche Reinheit und Heiterkeit (Dillon 2, 132. Sainson bei d'Urville a V I, 314). Doch scheinen die Vaituper den scharfen Verstand der Tonganer bei all ihrer Heiterkeit zu besitzen (Wilson 404). Auch in neuerer Zeit ist man von diesem Lobe nichtzurück gekommen (Gräffe im Ausl. 1867, 1185 f., Meinicke Koner 18, 130 f.).

Krieg wurde wohl nur auf Rotuma, doch auch hier weder häufig noch blutig (Dillon 2, 95) und auf Taumako geführt (Quiros a. a. O. 522), die übrigen Inseln waren so friedlich, daß man in Tokelau nur angespülte Waffen kannte, welche man unter dem Namen Kriegsholz im Tempel aufbewahrte (Hale 158; vergl. 152; Dillon 2, 135 über Tukopia, Tromelin bei Bergh. 3, 284 von Matema). Bogen und Pfeile waren auf Taumako (Quiros 521) und Matema im Gebrauch, vielleicht in Folge melanesischen Einflußes.

Polygamie herrschte überall, auf Tukopia (Dillon 2, 135), auf Tokelau (Turner 527) wie im Elliceարchipel, welchem letzteren die Missionäre, indem sie dieselbe zu rasch verboten, mehr schadeten wie nützten. Die verheiratheten Weiber mußten durchaus streng leben, denn

Ehebruch wurde sofort mit dem Tode bestraft (Rotuma Dillon 2, 96; Tukop. 136); auch Wittwen durften auf Rotuma nicht wieder heirathen, vielmehr scheeren sie, zum Zeichen beständiger Trauer, den Kopf kahl und färben die Haut schwarz (Michel. y Rojas 170). Während nun das weibliche Geschlecht auf Tokelau und Sikayana sehr streng sich zurückzog (Hale 152, 158; Novara 2, 442), so waren auf Rotuma und Tukopia die Mädchen ganz frei mit ihren Gunstbezeugungen (Dillon 2, 95; 136), welche sie auch, auf Rotuma wenigstens, den Europäern reichlich zu Theil werden ließen. Allein ob früher nicht auch hier strengere Sitten geherrscht haben? Die Pandora (67) wurde bei ihrem Verweilen bei der Insel von keiner einzigen Rotumanerin besucht und wenn wir solche Schamlosigkeiten lesen, wie sie Tromelin (Berghaus 1, 100) von seinen jungen Leuten als erheiternde Anekdote erzählt, so liegt der Gedanke nahe, daß die Prostitution, welche freilich Dillon 2, 96 auf Rotuma vorfand, in diese Gegenden erst durch die Europäer eingeführt ist. Die Sittlichkeit wenigstens ist durch sie nicht gefördert. Auf Rotuma wurde die Ehe entweder ohne weitere Berücksichtigung der Eltern nur nach der Neigung eines Paares geschlossen; oder der Vater verheirathet, selbst wider ihren Willen, die Tochter; oder der Häuptling bestimmt die Ehe, dessen Willen durchaus entscheidend ist. Auch kennt man daselbst zeitweilige Ehen, welche man hauptsächlich mit Fremden schließt, doch nur gegen Erlegung von bestimmten Geschenken (Michel y Rojas 166). Sonderbar sind die Eheceremonien auf Tukopia. Der Mann fragt zunächst bei dem Mädchen, das er heirathen möchte, an: erhält er von der Geliebten und ihren Eltern bejahende Antwort, so läßt er seine zukünftige Frau Nachts von mehreren seiner Freunde wie mit Gewalt entführen. Dann sendet er der Familie der Frau Geschenke von Matten und Lebensmitteln und lädt sie zu einem zweitägigen Fest in sein Haus ein. Bei der Geburt eines Kindes bringen alle Weiber aus der Verwandtschaft des Mannes und der Frau Geschenke für die Wöchnerin (Dillon 2, 136); nach Gaimard (bei d'Urville a V 306 f.), jedoch nur bei der Geburt eines Knaben, obwohl von diesen nur die beiden ältesten leben bleiben durften. Daher gibt es denn eine viel größere Menge von Weibern als von Männern im Lande und dies mag wohl der Grund sein, weshalb die Weiber außerordentlich eifersüchtig auf einander sind. Glaubt sich eine zurückgesetzt,

so springt sie von einem hohen Baum herab oder hängt sich auf; und derartiger Selbstmord kommt nach Dillon 2, 135 gar häufig vor. — Wer eine Ehe schließen will, theilt dies dem Häuptling mit, der seine Zustimmung gibt, dafür aber einen Korb Früchte erhält (Gaim. bei d'Urv. a V, 309). Die Frauen werden nicht schlecht gehalten; doch hatten sie auf Tukopia mehr Arbeit als die Männer, deren Hauptbeschäftigung hier der Kahnbau war (Gaim. eb. 310). Ihr Zeitvertreib besteht in Tänzen und Gesängen; auf Fakaafo ist die Rattenjagd, die wir auf Tonga genauer kennen lernen werden, ein Spiel der Knaben (Turner 517). Auch gewisse Formen des Lebens haben sie: wenigstens war die Audienz, welche d'Urville bei den Fürsten von Tukopia hatte, nicht ohne Würde und Feierlichkeit (Sainson bei d'Urville a V 313). Auch die in Polynesien so verbreitete Sitte, den Fremden ein Freundschaftsbündniß anzubieten, fand Gräffe im Ellicearchipel (Ausl. 1867, 1189).

Von den Tokelauinseln hat jede einzelne ihren Häuptling, der aber wieder einem andern größeren Häuptling unterworfen ist. Dieser, der Tuitokelau, hat seinen Sitz auf Fakaafo (Hale 152 f.; 167) und ist zugleich hoher Priester. Nur drei Familien haben das Recht, ihn zu wählen (Turner 526), eine durchaus diesen Inseln angehörige merkwürdige Einrichtung, welche im übrigen Polynesien nicht ihres Gleichen hat, worauf auch Meinicke (Koner 18, 129) mit Recht hinweist. Ganz ebenso ist die Verfassung auf der Ellicegruppe. Denn auch auf Vaitupu lebte ein alter Häuptling, der sich zugleich als Gott der Insel vorstellte (Hale 167) und sowohl auf Nukufetau wie auf Nuitao heißt der erste Häuptling, dessen Einfluß freilich nicht groß ist, da er nur bei Schwankungen der Majorität die Entscheidung gibt, Tui (Gräffe Ausl. 1867, 1187). — Aehnlich ist die Verfassung von Rotuma. Dort sind 6 (nach Michel y Rojas 173 sogar 12) Bezirke, deren jeder einen Häuptling hat. Alle 6 Monate kommen diese zusammen, um die Staatsangelegenheiten zu besprechen nnd einen Oberhäuptling auf die folgenden 6 Monate zu wählen, die in ihren Versammlungen das Präsidium hat. Bisweilen behält dieser sein Amt auch noch die nächsten 6 Monate; will er es aber noch länger behalten, so setzen ihn die anderen Häuptlinge gewaltsam ab (Dillon 2, 95). Diese Versammlungen richten und schlichten auch die Streitigkeiten der Insel, welche man vor sie bringt (eb.).

Häuptlinge gab es auch auf der Matemagruppe für jede einzelne Insel (Tromelin a. a. O. 2, 285; 1, 105) und hier wie überall zeichneten sie sich durch den Besitz größerer Bildung, namentlich größerer geographischer Kenntnisse aus. Gleichfalls eine hervorragende Persönlichkeit war der Häuptling von Taumako, den Quiros schildert. Er hatte den Titel tamay (530), wobei man an das mikronesische tamol denkt und es scheint, als ob auch hier noch ein ganz besonders angesehener Oberhäuptling gewesen sei, der den Titel Taliquen (?) führte (Quiros 521). Sikayana ist wie der Tokelauarchipel ein Wahlreich: stirbt der Häuptling, so wählt man den ältesten Mann der Insel in seine Stellung (Novara 2, 444).

Auf Tukopia hat ein oberster Häuptling die höchste Gewalt, der von anderen untergeordneten, welche ihm als Magistrate dienen, unterstützt wird (Dillon 2, 135). Es sind im ganzen 4 solcher Fürsten, deren erster Ariki Tabu, d. h. heiliger Häuptling genannt wird. Ihm ist der erste der vier Districte, in welche die Insel zerfällt, untergeben und sein Titel ist Kafeka, sein District heißt Lavenha. Der zweite an Macht ist der Tafua, Beherrscher des Bezirkes Namo; der dritte Fan-harere, im Bezirk Uto, der vierte, Oberherr von Fäa, heißt, mit seltsamen Anklang an jene Inseln, Taumako. Ihre Macht ist ziemlich gleich: doch haben sie diese Reihenfolge des Ranges. Auch mit der Religion stehen sie im nahen Zusammenhang: der Hohepriester, der Taura-dua ist dem ersten Chef beigeordnet, gleichsam als erster Minister; er allein hat religiöse Bedeutung: denn die drei anderen Priester der Insel sind dem Taura-dua untergeordnet und dürfen bei den heiligen Handlungen, wobei sie nur die Ceremonien ausführen, nie reden. Auch bestimmte Götter sind mit diesen Häuptlingen in engster Verbindung: so mit dem Lafeka, der von jedem Fischfang Abgaben bekommt (d'Urville a V 119), ein Gott in Fischgestalt; Taumakos Gott ist die Muräne, die zugleich als Gott des Meeres gilt; der Gott des Himmels ist zugleich der Gott des Fanharere und die Fledermaus der des Tafua (Gaimard bei d'Urville a V 306 f.). Auch diese eigenthümliche Verfassung ist ganz und gar nicht polynesisch: wohl aber erinnert sie an Mikronesien und zwar an die Verfassung der Insel Ponapi, welche wir S. 118 geschildert haben. Merkwürdig ist es, daß die Fürsten hier wie die Männer aus dem Volke tattuirt waren (Gaim. a V 310).

Stirbt einer jener vier Würdenträger, so folgt ihnen sein Sohn in der Würde nach, hat er aber keinen oder ist derselbe zu jung, sein Bruder (eb. 311). Wie das Verhältniß des Volkes zu diesen Fürsten ist, wird uns nicht direct gesagt, doch läßt es sich erschließen. Gaimard berichtet (311), daß auf Tukopia Niemand einen der Fürsten mit einer Bitte anginge, ohne die Erde zu küssen. Ueberall sind die Fürsten zugleich im engsten Verkehr mit den Göttern und der oberste Häuptling Tukopias heißt geradezu Ariki tabu. Es scheinen also hier dieselben Verhältnisse zu herrschen, wie im übrigen Ocean, nur minder schroff wie im eigentlichen Polynesien, wofür auch die gleiche Tattuirung der Häuptlinge und des Volkes spricht; der mittlere Stand aber zwischen Adel und Volk scheint zu fehlen, was begreiflich ist, da das Volk selbst eine nicht sklavische Stellung hatte. Doch gab es wenigstens in früheren Zeiten auch noch Sklaven, Kriegsgefangene (Quiros 522).

Ueber die Rechtsverhältnisse ist wenig zu sagen. Auf Tukopia wird der Diebstahl dadurch bestraft, daß, wenn der Dieb gefangen wird, sein ganzes Vermögen dem Bestohlenen zufällt. Diese bestimmte Nachricht Dillons (2, 135) ist wohl genauer als der Bericht Gaimards (bei d'Urville a V 308), daß dies Verbrechen nur durch mündlichen Tadel gestraft werde, der aber oft so stark wirke, daß der Verbrecher wegziehe. Nach demselben Berichterstatter sollen auch die Streitigkeiten, die etwa vorfallen, durch den Hinweis auf die Strafe der Götter geschlichtet werden (eb. 309). Richter sind überall die Häuptlinge (Dillon 2, 135).

Auch in der Religion sind diese Inseln selbständig genug. Freilich erscheint das nach Meinicke, welcher nur rein polynesische Verhältnisse auch auf diesen Inseln schildert (Koner 18, 129 f.) nicht so, allein eine genauere Betrachtung des Einzelnen wird unsere nächste Behauptung erweisen. Allerdings ist es richtig, daß der Hauptgott Polynesiens Tangaloa auch auf den Tokelau- und Elliceinseln die Hauptgottheit ist (Gräffe a. a. O. 1188, Hale 156). Auf Nukunono nannte man ihn i lunga i te langi (Hale 156) d. h. den oben im Himmel; auf Vaitupu durfte man seinen Namen nicht aussprechen, weil er zu heilig sei (eb.). Neben diesem Hauptgott gab es verschiedene Nebengötter: zunächst auf Nukunono Fakaafo und wohl auch Oatafu den Tui Tokelau d. h. Herr von Tokelau, auf Nukunono dann ferner den Gott Debolo, dessen Name, sicher erst

durch christlichen Einfluß, aus διάβολος entstanden (Hale eb.), wahrscheinlich eine dritte einheimische Gottheit bezeichnete. Der Gott von Vaitupu hieß Foilape, welcher Name an mikronesische Götter wie Enga-lap, Eliu-lap erinnert. Der Tui-Tokelau wurde in Gestalt eines Steines verehrt, welcher mit Matten umgeben und so heilig war, daß ihn nur der König sehen durfte und auch dieser nur einmal im Jahre, wenn er mit neuen Matten umkleidet wurde (Turner 527). Dies 10′ hohe Steinidol stand an der Front des Tempels und hatte, als Hale es sah, durch die massenhafte Mattenumwickelung 10′ im Umfang (Hale 158; Turner 527). Auf allen Inseln hat der Gott sein Haus. Im Mai wird ihm auf Fakaafo ein großes Fest gefeiert und zwar den ganzen Monat hindurch, während dessen im Tempel Tag und Nacht ein Feuer brennt. Allein auch nur zu dieser Zeit darf Nachts Feuer angezündet werden, nie in der nicht festlichen Zeit, es sei denn zum Fischfang, für eine Wöchnerin und zum Kochen, denn das Feuer ist den Göttern heilig und die Nacht ihnen feindlich. Es stammt aus der Unterwelt und war im Besitz von Mafuike, einem alten Weibe, welchem es Talanga entriß (Turner 528) — ein Mythos, der mit denselben Namen nur ausgeführter in Samoa und auch sonst in Polynesien und Mikronesien lebt (S. 137). Der Tui-Tokelau war es auch, welcher Krankheiten schickte, daher denn Kranke sofort jenes Steinidol am Tempel mit neuen Matten bekleiden lassen, um durch dies (nicht geringe) Opfer den Gott zu beschwichtigen (Turner 530). Ein anderer Gott ist der Gott des Meeres, und von diesem haben wir die älteste Kunde. Denn der gefangene Sikayaner erzählte dem Quiros (a. a. O. 532), daß ihnen ein Gott die Ankunft einer fernen Nation vorausgesagt hätte, welche die Eingeborenen berauben und tödten würde. Daher erklärt sich der sonderbare Gebrauch auf den Tokelauinseln, daß die Bewohner, wenn ein Schiff kam, erst den König fragten, ob sie zu seinem Empfang gehen sollten. Gab er die Erlaubniß, so ging er selbst mit bis zum Strande, wo er betend verharrte (Turner 529). Schon deshalb hielt man überall die Weißen für Götter. Die Oatafer glaubten, Hale's Schiff käme vom Himmel und kehrten dahin zurück, daher gaben sie alle Antworten, wenn man sie fragte, singend, daher empfingen sie die Fremden mit feierlichen Tänzen, um die Gottheiten nicht zu erzürnen (Hale 151 f.). Aehnlich machten es die Bewohner von Taumako (Wilson 404,

vergl. Quiros 521). Und ganz derselbe Glaube, wie zu Sikayana, herrschte noch im Anfang dieses Jahrhunderts auf Tukopia (Dillon 2, 133). Natürlich mußte er bei genauerer Bekanntschaft mit den Europäern schwinden: durch die Ankunft der Europäer aber kann er nicht entstanden sein, da ihn Quiros und Schouten schon ausgebildet vorfanden.

Auch an eine seltsame Sage Rotuma's mag hier erinnert werden, welche diese Insel mit Tonga theilt. Dort, in Tonga, heißt es bei Mariner 1, 323—6, lebten zwei ungeheure Riesen, die bei einer Hungersnoth, welche die Götter zur Strafe ihres Uebermuthes gesendet hatten, auswanderten und zwar durchs Meer, das ihnen an den tiefsten Stellen nur bis zur Hüfte ging. Als ihnen Rotuma in Sicht kam, erschlug der eine den anderen, damit es ihm selber nicht an Nahrung fehle, und legte sich dann, als es Abend war, zum Schlafen nieder, mit den Beinen auf Fotuna, mit dem Kopf auf Rotuma gestützt. Sein Schnarchen verursachte auf beiden Inseln Erdbeben; daher beschlossen die erschreckten Rotumaner, ihn zu tödten. Auf ein Zeichen schlagen ihn alle Männer mit dem Beil, der Riese fährt schreiend auf und steht nun auf Rotuma, allein er wankt, fällt betäubt nieder und zwar, während die Beine auf der Insel hängen bleiben, mit dem Kopf ins Meer, so daß er stirbt. Seine Knochen, nach Mariner große Fischknochen, wurden zu Mariners Zeiten noch gezeigt, und kam Jemand von Rotuma nach Tonga, was indeß nicht oft geschah, so war die erste Frage nach den Knochen jenes Riesen, ob man sie gesehen. Und wie dieser Riese von Tonga kam, so wanderte in jenem oben erwähnten Mythos der Gott Raho nach Rotuma von Samoa ein.

Merkwürdig ist es ferner, daß es auf der Insel vier den Göttern heilige Orte giebt, an deren jedem einmal im Jahre ein Fest von einem Tage gefeiert wird. Jeder dieser Orte hatte also wohl seinen besonderen Gott. Auch auf Tukopia hatte jeder der vier Districte sein Geisterhaus, in welchem der Gott der Gegend wohnte. Diese vier Gottheiten waren gewiß jene mit den vier Fürsten der Insel so eng verbundenen Götter, wozu der Umstand paßt, daß der Name des ersten dieser Häuptlinge Arikitabu als Göttername auf den Gilbertinseln und den westlichen Karolinen sich wiederfindet: Tabu-eriki und Erigi-regers, (S. 137). Auch jeder Einzelne

hatte seinen besonderen Gott, einen Fisch oder sonst ein Thier (Quoy eb. 305), dem er bei jeder Mahlzeit etwas opferte (Gaimard eb. 301). Bei Sturm und Gewitter, wovor man sich sehr fürchtet, flieht alles in das Geisterhaus und bringt dem obersten der Geister, dessen Zorn das Unwetter verursacht, und der während der Dauer desselben auf dem höchsten Punkt der Insel verweilt, ein Opfer von Taro, Kokosnüssen, Kawawurzeln u. dergl., bis der Gott versöhnt zurückkehrt und das Unwetter aufhört (Dillon 2, 136 f.). Auf Sikayana glaubte man an einen „Teufel" Terva, der Nachts sich zeige und Tags unsichtbar mit den Menschen verkehre; man könne durch ihn hindurchgehen wie durch unfühlbare Luft (Quiros 532), was an die Schilderung des Paradieses der Tonganer (Mar. 2, 107—9) erinnert, da auch dies aus unfühlbaren Stoffen bestand.

Der erste Mensch entstand zu Fakaafo (wie auf den Marianen) aus einem Stein und machte sein Weib aus einer seiner Rippen (daher Rippe und Weib ivi heißen. So erzählt Turner 523, 526); der letzte Theil dieses Mythos aber beruht ganz sicher auf dem Einfluß, den Umdeutungen der Missionäre, welche durch den Doppelsinn des Wortes ivi und seinen Gleichklang mit Eva den hebräischen Mythus an diesen polynesischen anfügten.

Alle diese Insulaner glaubten an eine Fortexistenz der Seelen. Auf den Tokelaus wurden sie Sterne, wenn feindselige Götter sie sich nicht dienstbar machten. Diese letzteren wandelten Nachts umher — weshalb man außer in heiliger Festzeit mächtigerer Gottheiten Nachts kein Feuer anzünden durfte — und lauern an bestimmten Plätzen auf die Menschen; daher Nachts an diese Plätze kein Eingeborener zu bringen ist, denn sonst mußte seine Seele jenen Geistern ewig dienen (Turner 529). In gleicher Weise sind diese auch den Seelen der Abgeschiedenen gefährlich, mit denen sie also auf keine Weise zu identificiren sind. Den Sternengeistern nun, den Seelen der Todten, dient der Mond zur Speise; man glaubt, daß sie ihn verzehren, wenn er abnimmt; eine Mondfinsterniß, durch welche die Speise der Abgeschiedenen gefährdet wird, ist also ein großes Unglück, welches man gleich bei seinem Beginn durch ein großes Opfer von Kokosnüssen zu verhüten sucht. Uebrigens gehen viele Seelen auch in den Mond selbst, namentlich die der Häuptlinge: der Mann im Mond ist ein solcher abgeschiedener Geist (Turner 529—31). Auch glaubt man

ferner, daß die Weißen Götter oder Götterboten seien, welche die Seelen hinwegführten: und Weiße mit kurzgeschorenen Haaren hielten sie für solche Seelen selbst (Turner 529): wohl, weil es allgemeine Sitte war bei der Trauer um einen Todten sich das Haar zu scheeren, oder weil man in dem Haar eines Menschen ein ganz besonderes Zeichen seiner Lebenskraft sah. Auf Rotuma glaubte man, der Geist eines Sterbenden gehe in einen andern der Lebenden über (Turner 360). Auf Tukopia glaubte man nach Gaimard, (bei d'Urville a V 310), daß die Seelen alle in den Himmel gingen um dort ewig zu leben: nach Dillon 2, 136 bleiben sie im Geisterhaus und haben, wenn hier nicht ein Irrthum des Berichterstatters mit unterläuft, einen mächtigsten Geist an ihrer Spitze, denselben, der im Zorn Unwetter schickt. Ihnen opfern die Häuptlinge Früchte mit seltsamen Ceremonien und tragen diese Früchte dann in ihr eigenes Haus (Gaimard a. a. O. 307), um sie zu essen.

Es ist bekannt, daß in Mikro- und fast noch mehr in Polynesien der Cult der Abgeschiedenen die alten Götter fast ganz verdrängt hat. Allein diese Seelen- und Ahnenverehrung scheint auf den Inseln unseres Gebietes noch nicht durchgedrungen zu sein. Freilich wurden die Verstorbenen zu Geistern oder Halbgöttern, und auf Nanomea verehrte und salbte man ihre Schädel (Gräffe Ausl. 1867, 1189); allein noch gelten überall andere Gottheiten und es ist kein Grund, den Tui-tokelau, den Arikitabu u. s. w. für vergötterte Menschen zu halten. Vielmehr umgekehrt: Niemand war würdiger mit dem Gott zu verkehren, als der höchste Fürst; dieser vertrat den Gott, in ihn senkte sich der Gott herab. Wir sehen also die Insulaner dieses Gebietes auf einer älteren Stufe stehen als Mikro- und Polynesien. Denn bei ihnen vertreten die Fürsten noch die Götter, sie sind noch nicht selbst zu Göttern geworden, sondern nur so weit göttlich, als sich der Gott auf sie herabsenkt. Weil der Gott dies nur auf die Fürsten thut, so sind die Fürsten nachher überall selber zu Göttern geworden: hier aber sind sie es noch nicht. Denn einmal wird uns nichts von jener übermäßigen Verehrung, wie sie in Polynesien Sitte war, berichtet, sodann werden die Seelen selbst hier viel weniger verehrt und gefürchtet. Man sieht deutlich, sie haben noch nicht die ausgedehnte Macht. Ist dies aber richtig, so ist es nicht ohne Bedeutung für die Geschichte dieser Insulaner, sie

müssen dann in sehr früher Zeit selbständig geworden sein, und zwar stehen sie Mikronesien eben so selbständig gegenüber, wie Polynesien. Ueber Tempel, Opfer, Priester, welche oft auch Aerzte sind, ist schon zur Genüge geredet. Auch kannten die Bewohner dieser Inseln das Tabu der Polynesier, wenn es bei ihnen auch nicht in polynesischer Ausdehnung galt. Die Tempel auf Tokelau durften nicht betreten werden (Hale 157); der erste Häuptling von Tukopia hieß Arikitabu, in Nukunono (Hale 167) der Priester Fakatabu d. h. Vollzieher des Heiligen. Und ob es nicht auch eine Art Tabu war, welches Trauernde auf Sikayana von allem Handel und Verkehr fern hielt (Nov. 2, 444)? Gräffe (Ausl. 1867, 1189) beschreibt feierliche Ceremonien, welche man in Nanomea anwendete, um Fremde für den Besuch der Insel einzuweihen. Auch diese scheinen weiter nichts zu bezwecken, als ein Tabu aufzuheben, was wahrscheinlich auf den Fremden lag, da man diese als Götter ansah. Diese Ceremonien erinnern lebhaft an die, welche auf Eap (oben S. 147) zur Aufhebung des Tabus dienten. Tabubruch erregt, wie im westlichen Polynesien überhaupt, Krankheit: stirbt Jemand, so fragen die Verwandten den Priester nach der Ursache und dieser gibt dann, nachdem er den Gott befragt und indem er seine Stimme in die des Gottes verstellt, irgend einen Tabubruch als Grund der Krankheit an (Turner 530).

Sie haben allerhand Mittel, Krankheiten zu heilen. Auf den Tokelaus bestreicht man Kranke mit Oel, wärmt oder kühlt sie, je nachdem (eb.) es Noth scheint. Dasselbe Mittel, Einreiben mit Kokosöl, galt auch zu Tukopia und wurde dort von einem berufsmäßigen Arzte angewendet (Gaimard bei d'Urville a V 310). Sehr merkwürdig ist das Verfahren, welches die Bewohner dieser Insel in Anwendung bringen, um eine epidemische Krankheit aufhören zu machen: die ältesten Söhne der vier ersten Häuptlinge, also die vier vornehmsten Jünglinge, tragen eine kleine blumengeschmückte Pirogue durch die ganze Insel, lärmend gefolgt von der gesammten Bevölkerung. Von Fäa geht der Zug aus, dorthin kehrt er zurück, um bei seiner Ankunft daselbst die Pirogue ins Meer weit hinauszustoßen (eb. 311) — und mit ihr ohne Zweifel alles Unheil. So geschah es, als nach Dillon's Besuch eine Hustenepidemie ausbrach (eb.).

Stirbt nun einer, so kommen alle Freunde des Verstorbenen in

seinem Haus zusammen, wickeln die Leiche unter mancherlei Ceremonien in neue Matten ein und legen sie in ein tiefes Grab in der Nähe seiner Wohnung (Dillon 2, 136) oder, wenn der Verstorbene ein Häuptling war, in seiner Wohnung selbst (Gaimard a. a. O. 308). die Leidtragenden verwunden sich dabei um ihren Schmerz zu zeigen bis aufs Blut (eb.). Ebenso ist es in Rotuma, wo man sich mit Haifischzähnen Stirn und Wange zerfleischt, sich mit Speeren sticht und wo die Weiber aber nicht die Männer, — während in Tonga beide Geschlechter die Sitte haben — sich den kleinen Finger zum Zeichen der Trauer abschneiden (Wilson 404). Doch beschränkte sich dies wohl nur auf ein Glied des Fingers. Auf Sikayana und häufig auch auf Tukopia (Gaimard a. a. O. 310) wird den Todten das Gesicht roth gemalt (mit bixa orellana); die Trauernden tragen eine kapuzenähnliche Kopfbedeckung und halten sich vom Verkehr z. B. vom Tauschhandel fern (Novara 2, 444). Auch Menschenopfer scheinen früher gebräuchlich gewesen zu sein: wenigstens behauptet Michelena y Rojas (170), daß noch „vor wenigen Jahren" beim Tode eines Häuptlings ein Knabe, und am Grabe seiner Frau ein Mädchen geopfert sei.

Diese Inseln haben sich jetzt natürlich sehr geändert durch den Einfluß der Europäer. Von den Elliceinseln hat zwar Nanomea die alten Landessitten bewahrt: aber sonst finden sie sich auch nirgends mehr (Gräffe a. a. O. 1188). Auf Niutao hat sich durch Agenten von Kaufleuten (welche hauptsächlich Kokosöl einhandeln) eine Art von Civilisation ohne Christenthum gebildet, obwohl sie dem Heidenthum entsagt haben: Vergehen gegen Sitte und Gesetz werden durch Strafen die in Abgaben bestehen gebüßt und den Sonntag darf nicht gearbeitet werden (eb. 1187). Aehnlich ist es auf Vaitupu gewesen, nur minder feierlich. Dorthin waren 1862 Sträflinge aus Australien, welche nach den Kingsmillinseln wollten, gelangt, hatten sich aber so frevelhaft betragen, daß sie von den Eingeborenen, deren einen sie ermordet hatten, aus Nothwehr erschlagen wurden. Dafür blieb denn eine ächt englische Rache nicht aus: ein Kauffahrer aus Sidney erpreßte ihnen für diesen Mord an Engländern verübt als Buße einige Tonnen Kokosöl, die er natürlich als sein Eigenthum verwerthete (eb. 1184—5). Später, aber sind von Samoa aus englische und samoanische Missionäre gekommen und die ganze Gruppe ist jetzt christlich. Nukulälä hatte schon

früher auf Betrieb eines englischen Kaufmannes das Heidenthum aufgegeben (Meinicke bei Koner 18, 131). Auch die Tokelauinseln sind jetzt christlich und zwar sind hier hauptsächlich die Londoner Missionäre (z. B. Turner) thätig gewesen. Auch die Katholiken, deren Verfahren in der Südsee wir später genauer kennen lernen werden, versuchten es, hier ihre Lehre auszubreiten: doch ist es ihnen nur auf Nukunono und insofern auf Fakaafo gelungen, als sie den größten Theil der Einwohner zu jener oben (S. 175) erzählten Auswanderung nach Uwea bewogen haben, wo die katholische Lehre herrscht. Die übrigen Inseln sind seit 1861 und 1863 protestantisch (Meinicke a. a. O. 131 nach den engl. Missionsberichten).

Aehnlich ist die Geschichte auch der übrigen Inseln unseres Gebietes. Nach Rotuma kamen 1828 etwa 12 englische Matrosen von Walerfischen, welche sich mit einheimischen Weibern verheiratheten und große Achtung und bedeutenden Einfluß erlangten (Tromelin bei Berghaus 1, 100), indem sie dieselben an europäische Sitten gewöhnten. So nahmen sie denn auch die Missionäre, welche 1845 hinkamen, freundlich auf und behandelten sie gut; doch hatten die letzteren trotzdem keinen bedeutenden Erfolg (Turner 358). Ganz ähnlich waren die Verhältnisse auf Tukopia. Die Sikayaner sprachen alle gebrochen englisch und waren auch sonst an europäische Sitten gewöhnt (Cheyne 53. Novara 2, 440). Ueberall in diesem Gebiete wird das Christenthum, wo es noch nicht ist, leicht angenommen, die Insulaner leicht an europäische Sitten gewöhnt werden, vorausgesetzt, daß die Europäer sie nicht allzufeindselig behandeln. Der Sikayaner, den Quiros (522) mitnahm, brannte vor Eifer, den seinigen das Christenthum zu bringen; allein er starb jung in Mexiko. Wenn jetzt die Sikayaner keine Missionäre wollen, weil sonst alle ihre Nahrung aufhören werde (Nov. 2, 444), so ist dies Widerstreben nur auf Rechnung des vielen Unheils, der Krankheiten (letztere haben die Sikayaner arg mitgenommen) u. s. w. zu setzen, welche die Europäer mitzubringen pflegen.

Wir haben uns also die Frage zu beantworten gesucht, wie die Bewohner dieser Inseln ihr Gebiet betraten und wie sie sich in demselben vertheilt haben; jetzt aber müssen wir uns die andere schwierigere Frage zur Beantwortung vorlegen: wie kamen die übrigen Polynesier zu ihren Wohnsitzen? Wir müssen also über die **Wanderung der**

Polynesier sprechen. Zunächst ist von einigen, die erst in sehr späte Zeit fallen, leicht zu berichten. Der ganze Osten Melanesiens nämlich hat eine Menge polynesischer Einwohner, welche sich daselbst in älterer oder jüngerer Zeit niedergelassen haben. So sind die Inseln Immer und Erronan bei Tanna ganz polynesisch geworden, auch dem Namen nach: Immer heißt Niva, Erronan Fotuna und diese Namen verrathen den Ursprung der Einwanderer, welche alle von der Nivagruppe stammen (Hale 8; v. d. Gabelentz §, 249). Ebenso hat Uwea in den Loyalitätsinseln Namen und Bewohner von der gleichnamigen Insel empfangen und zwar durch Leute, welche vor angeblich 2—3 Generationen wegen einer Blutschuld aus ihrem Vaterland entflohen, die Urbewohner ihrer neuen Heimath in die Berge zurückdrängten (Erskine 340). Vate ist gleichfalls mit einzelnen polynesischen Kolonieen besetzt: 1830 landeten viele verschlagene Tonganer, welche hier blieben (Erskine 333), 1840 (Gill 55) 100 Samoaner, welche im Kriege flüchtig ihre Heimath verlassen hatten. Andere Schaaren tonganischer Abkunft sind nach Mare verschlagen (Erskine 373) und auf Tanna, wo mehrere Sprachen herrschen (Turner 83), soll eine derselben eine der tonganischen ähnliche polynesische sein (Forster ges. Werk 2, 205; 276). Auch Handelsgeschäfte und vor allem das Santelholz haben Polynesier öfters in diese Gegenden geführt, wie namentlich die Bewohner der Sandwichinseln; und so mag auch durch solche Fahrten manches polynesische Element hierher gekommen sein.

Schwieriger aber, ja eine der schwierigsten Aufgaben der ozeanischen Ethnologie überhaupt ist die Frage nach den ältesten Wanderungen dieser Stämme, durch welche sie in ihre jetzigen Wohnsitze gekommen sind. Hale hat sich ihr zunächst unterzogen: und seine Resultate sind in den Hauptsachen gewiß richtig, so viel Mühe sich auch neuere Forschung gegeben hat, sie zu alteriren.

Hale stellt nämlich die Ansicht auf, daß die Polynesier nachdem sie von Malaisien eingewandert seien, sich vom Samoaarchipel aus nach Süden und Osten über den Ozean verbreiteten. Hierfür spricht zunächst die geographische Lage dieser Inseln; sodann aber der Umstand, daß auf jeder Gruppe des Ozeans sich der Name der Hauptinsel Samoas, Savaii, mundartlich verschiedenfach umgestaltet (Hawaii, Havaiki u. s. w.) wiederfindet; daß die Eingeborenen in Sagen, Liedern und sonst die Abstammung von Savaii sicher angeben. Von Samoa schlugen

die Auswanderer hauptsächlich zwei Wege ein: nach Südwesten, auf dem sie nach Neuseeland gelangten und nach Osten, der nach Tahiti führte. Tahiti ward dann selbst wieder Mittelpunkt, denn von ihm aus sind Nukahiva, Hawaii, zum größten Theil Paumotu, die Austral- und die Herveyinseln bevölkert, obwohl die letzteren noch einen direkten Zuschuß von Samoa selbst empfingen. Dies müssen wir jetzt im einzelnen ausführen.

Auf Raiatea (Gesellschaftsinseln) hieß das alte Nationalheiligthum zu Opoa, wo die ersten Menschen von den Göttern geschaffen wurden, wo die Götter lebten, von wo aus sich die Gruppe bevölkerte (Ellis 1, 111), wo Oro, der spätere Kriegsgott, zuerst als Mensch geherrscht haben soll (eb. 123) nach einigen alten tahitischen Ueberlieferungen Hawaii, woraus Ellis (1, 123) den Schluß zieht, Malaien oder Japanesen, welche nach Amerika verschlagen dieses bevölkerten, hätten sich von da aus, etwa von Nutka über die Sandwichgruppe, deren Bewohner gleichfalls von ihnen abstammten, bis nach Tahiti und weiter ausgebreitet, eine Ansicht welche keine Widerlegung verdient. Auf Nukahiva glaubte man nach Crook (Hale 127; Stewart a 68; Baseler Miss. Mag. 1839), daß die Insel von einem unterirdischen Hawaiki, nach Porter aber, einem gleichfalls unter der Erde gelegenen Vavao aufgestiegen sei (Hale 127). Schirren (104, Anm.) hat vielleicht nicht Unrecht, in diesem Vavao eine falsche Wiedergabe des Namens, also ein Mißverständniß Porters zu vermuthen, da Mathias G*** nicht eine Spur von dieser Sage finden konnte. Dann liegt es nahe, an Havaiki selbst zu denken, das uns gleich in der Form „Vavai" entgegentreten wird. Die größte Insel der Sandwichgruppe führt gleichfalls den Namen Savaii oder nach der Mundart der Sandwichinsulaner Hawaii und es ist merkwürdig, daß beide Inseln, die samoanische und die berühmtere des nach ihr benannten Archipels in Gestalt und Erscheinung einander ähnlich sehen sollen (Hale 130), noch merkwürdiger aber, daß die Nordspitze der Insel den Namen einer anderen Insel des Samoaarchipel Upolu trägt und eine kleine Felseninsel Lehua, d. i. Lefuka, wie eine Insel im Tongaarchipel heißt. Auch auf Aitutaki und Rarotonga finden wir dies Hawaii oder Avaiki als das unterirdische Land wieder, von welchem die Eingeborenen abstammen wollen (Hale 136). Von den Australinseln gehört Rai-vavai hierher; vom Tongaarchipel die Habaigruppe.

Dabei ist wohl zu beachten, daß Raiatea zu den östlichsten Inseln der Gesellschaftsgruppe gehört, Hawaii wie die größte so die südlichste Insel des Sandwicharchipels und Aitutaki die nordwestlichste, Rarotonga die Hauptinsel der Herveygruppe ist. Nirgends aber war die Abstammung von Savaii lebhafter im Gedächtnisse des Volkes, als auf Neuseeland, wo sie schon Cook erzählen hörte (1. R. bei Schiller 3, 64) — und zwar nannte man ihm „heawije oder hiwije" als Heimathsland aller Südseeinsulaner — und wo sie in den Sagen, die Grey gesammelt hat, eine Hauptrolle spielt. Auch Ortschaften auf Neuseeland empfingen ihren Namen von samoanischen (Grey a 148).

Solche Sagen aber gab es überall, wie z. B. Ellis 1, 114 tahitische Erzählungen erwähnt, nach welchen alle Inselbewohner des Oceans (natürlich des Oceans um Tahiti) abstammten von einer westlich gelegenen Insel, von deren verschiedenen Namen die Eingeborenen freilich keinen mehr zu nennen wußten. Und Mörenhout gibt uns (1, 419 f.) alte heilige Gesänge, aus dem Munde eines tahitischen Priesters, in welchen Hawaii als erstes und ältestes Land von den Göttern geschaffen wird. Die Rarotonganer ferner erzählten, daß ihre Insel von Karika bevölkert sei, einem gewaltigen Kriegs- und Seehelden, welcher von dem westlich gelegenen Manuka gekommen sei. Doch hatten sie noch eine andere Mythe, daß die Bevölkerung abstamme von einem gewaltigen Riesen, Apopo iva roa „dem großknochigen Riesen", der über die See gekommen sei. Wie Hale (137) ganz sicher richtig in jenem Manuka das samoanische Manua sieht, so weist auch jene zweite Sage nach dem Westen des Oceans, denn sie hat große Aehnlichkeit mit jenen oben erwähnten rotumanischen Erzählungen von den beiden Riesen, die von Tonga, oder von dem Gott Raho und seinem Weibe Iva (d. h. Knochen), die von Samoa kamen.

Fast aber noch wichtiger als alles dieses, wenigstens noch schlagender ist folgendes. Cook nahm, als er auf seiner ersten Reise nach Tahiti kam, von dort einen Eingeborenen Namens Tupaya mit, welcher unterwegs eine Karte aller ihm bekannten Inseln des Oceans entwarf, welche sich bei Forster (Bemerk. 442 f.) findet. Diese Karte umfaßt nach Westen zu noch Fidschi und Rotuma, sie erwähnt Uwea, Savaii, Upolu, Tutuila, Vavao, sowie auch den Hervey-Archipel, die Austral-

inseln, Paumotu und Nukahiva; ihre Deutung — denn durch Cooks Beihülfe entstand ein Fehler in der Zeichnung, weil er die tahitische Bezeichnung der Himmelsgegenden nicht verstand — gehört zu den scharfsinnigsten Partieen in Hales Werk (124). Hale macht mit Recht darauf aufmerksam, daß diese Karte eher aufgezeichnet ist, als die Europäer jene westlichen Inseln entdeckt hatten; daß wir hier einheimische Namen und einheimische Ueberlieferung vollkommen rein vor uns haben. Tupaya nun zeichnete sein o-heawai d. i. samoanisch Savaii viel größer als alle anderen Inseln, sechs- bis achtmal größer sogar als Tahiti selbst und setzte hinzu „der Vater aller Inseln" (Forster 454). Auch der Lage nach kann nichts anderes damit gemeint sein, als das samoanische Hawaii; so daß wir hier einen unzweifelhaften und vollkommen unwiderleglichen Beleg für die Ansicht der Tahitier haben, daß alle Inseln von Savaii abstammen.

Wer also gegen Hales Behauptung auftreten will, muß zunächst die Unwichtigkeit dieser Karte darthun. Der bedeutendste Schriftsteller nun, der gegen Hale aufgetreten ist, ist Schirren, welchem Hochstetter (54 f.) ohne neue Gründe vorzubringen beistimmt. Von seinen Sätzen gehen uns zunächst zwei an: einmal, daß alle jene Wandersagen, seien es neuseeländische, tahitische oder andere, jegliches geschichtlichen Kernes und Werthes entbehren; und zweitens, daß auch Havaiki kein geographischer sondern ein nur und rein mythologischer Begriff sei. Und dennoch erwähnt Schirren die Karte des Tupaya, auf welche Hale und mit vollstem Recht das höchste Gewicht legt, er erwähnt sie auch nicht mit einem einzigen Wort, trotzdem er Hale fortwährend zu widerlegen bemüht ist! Muß uns dies schon sehr bedenklich machen, so ist das, was er gegen Hale vorbringt, vollkommen unannehmbar. Nach ihm (98—111) soll Hawaiki nur das Todtenreich, die Unterwelt bezeichnen; und nirgends käme es in der Bedeutung „Land" vor, sondern bedeute stets das Geisterreich. Die Karte des Tupaya freilich widerlegt ihn schon; ebenso aber auch jenes schon eben erwähnte Lied bei Mörenhout, wovon er freilich nur einige Zeilen anführt. Es lautet, so weit es uns hier angeht und in möglichst genauer Uebersetzung:

Parahi Taaroa te ïoa	(Es oder er) ist Taaroa der Name
roto ia te aere,	in dem Unendlichen (? Mör.),
aita fenua aita rai	nicht Land, nicht Himmel (war)

tiaoro Taaroa i nïa,	ruft Taaroa oben,
faariro noa i hora oïa	verwandelte sich selbst er
i te ohe narea eï.	in das All (Mörenh.).
te tumu Taaroa,	Der Baumwipfel (ist) Taaroa,
te papa Taaroa,	der Felsen Taaroa,
Taaroa te one,	Taaroa der Sand,
Toro Taaroa in naïo.	breitet aus Taaroa seinen Namen.
Taaroa tei te ao,	Taaroa er (ist) der Tag,
Taaroa tei te reto (repo?)	T. er Erde, Schmutz (?),
Taaroa te nahora,	T. der Keim (Mörenh.),
Taaroa tei raro,	T. er (ist) Grundlage,
Taaroa tei taïi.	T. er unvergänglich (Mörenh.).
Taaroa te paari	Taaroa (ist) der weise
fanau fenua Hoaïi,	bringt hervor Land Hawaii,
Hoaï nui raa	Hawaii groß geheiligt
ei paa no Taaroa,	zum Körper Taaroas,
te oriori ra fenua.	er erzeugte die Erde.

Diese letzten vier Zeilen übersetzt Schirren (105) anders:

Hawaiki erzeugt die Erde;
Das große Hawaiki
In oder zur Schale für Taaroa
Erzeugt die Erde.

Aber da nach dem Zusammenhang zu fanau (bringt hervor) nur Taaroa Subjekt sein kann, da die Construction dies sehr gut zuläßt, ja, da der Zusatz Hoai nui raa nur dann Sinn gibt, wenn er zu einem Objekt gehört, auch das Erzeugen eines Landes durch ein anderes Land ein solchen Urzeiten ganz fern liegender Gedanke ist: so können wir uns nicht überzeugen, daß er Recht hat, um so weniger als nun in den folgenden Zeilen alle jene Dinge, welche Taaroa ist, Bäume und Felsen und Sand, zur Bildung der Erde aufgerufen werden.

e te tumu e te papa	und der Wipfel und der Fels
e te one o o	und der Sand
otoina mai pohïa teï fenua.	Ihr hierher, daß gebildet werde die Erde.

Auch andere Sagen (Ellis 1, 326) lassen die Erde durch Taaroa entstehen. In der Uebersetzung der Schlußstrophe irrt Schirren gleichfalls. Sie lautet:

fa opia rai	er wickelt zusammen (den) Himmel
a toto (toro?) te rai;	und breitet aus den Himmel;
ïa hohonu	in der Tiefe
epau fenua no Hoaii.	ist gemacht das Land Hawaii.

Denn no bezeichnet sehr häufig ein genetivisches Verhältniß*). Auch in der Uebersetzung eines anderen Liedes irrt er (106), denn

teie te pehe na Taaroa i te tuvauvauraa ia Havaii i te fenua

heißt nicht, das ist der Gesang Taaroas während das Formen der Erde in Hawaii, sondern, da a eine Eigennamen vortretende Partikel, i Zeichen des Akkusativs ist, nichts anderes als: während er formte Hawaii das Land. So übersetzte Mosblech, den Schirren anführt, ganz richtig: und schon die Wortstellung verlangt diesen Sinn. Sehen wir hier also überall Haviki mit Land enge verbunden, und ist somit Schirren nach dieser Seite hin widerlegt, so ist es auch eine aus der Luft gegriffene Behauptung, wenn er sagt, nicht das Land Havaiki, sondern irgend ein anderes werde aus dem Meere in den Schöpfungssagen emporgezogen: vielmehr erzählen Dies, wie wir sehen werden, eine Menge Sagen von Havaiki selbst. Wir haben es also mit einem wirklichen Lande zu thun: wie wäre es denn auch denkbar, daß die Lebenden ihr Land mit dem so wenig einladenden Namen „Todtenreich" genannt hätten? Wie ist dies gerade bei den so abergläubischen Polynesiern denkbar? Alles aber löst und fügt sich, wenn man zu Hales Ansicht zurückkehrt, der zufolge Hawaii oder Savaii ursprünglich das wirkliche Stamm- und Heimathsland der Polynesier war und erst später, als die Bevölkerung sich über den ganzen Ocean verbreitet und nach jeder Gruppe den Namen Hawaii zur Erinnerung an das alte Vaterland gebracht hatte, erst später überging in die mythologische Bedeutung des Todtenreiches. Dieser Uebergang begreift sich doch so leicht. Hawaii war als das Land der Väter jedem bekannt und bald jedem heilig; die Todten aber, so glaubte man, kehrten in das Land der Väter, das die Phantasie dankbarer Enkel mit allen Reizen ausschmückte, zurück, zumal da dies Land nach Westen lag, wo die Sonne unterging: denn dieser Weg der Sonne war zugleich der Weg der Seelen, welche ins Jenseits eilten, bei vielen vielleicht bei allen Völkern. Auch der Name Hawaii trug vielleicht zu dieser Uebertragung bei. Er bedeutet (Schirren 98 f.) „das Untengelegene" und ist auch im eigentlichen Malaisien ganz häufig (Humboldt 1, 64) in dem Sinn „unter dem Winde

---

*) Matth. 2, 20: εἰς γῆν Ἰσραήλ: i te fenua o Iseraela. Mit diesem o stellt Hale unser no ganz gleich (243, § 20).

gelegen." Diesen altheimischen Namen legten die Einwanderer ihrer neuen Heimath, welche unter dem Südostpassat liegt, bei und sie konnten kaum anders, denn keine Eigenschaft des neugefundenen Landes mußte einem so seetüchtigen Volke, wie die Polynesier schon bei ihrer Einwanderung waren (sie hätten sonst gar nicht einwandern können) mehr auffallen als das beständige Vorherrschen des Südostwindes. Dieser Name, dessen ursprüngliche Bedeutung man nach und nach vergaß, übertrug sich dann sehr leicht auf das Todtenreich, welches gleichfalls ein „Untengelegenes" war, denn man dachte es sich unter der Erde, unter dem Meere gelegen, da die Sonne täglich ins Meer hinabsank, aus dem Meere hervorstieg. Auch erklärt sich aus der Bedeutung dieses Namens der Umstand sehr gut, welchen Schirren (103) in seinem Sinne deutet, daß das samoanische Savaii noch einen anderen Namen hatte, Salafaii (Hale 137): jener erste war Appellativ für die ganze Gruppe und die Hauptinsel der Gruppe welche unter dem Winde lag; jener andere war der Specialname der einzelnen Insel. Samoa selbst bedeutet (Hale 120) all, Allheit, Union, ist aber jetzt ganz zum Eigennamen geworden, denn jetzt heißt uma im samoanischen all, Allheit. Der Name selbst muß also schon alt sein: sollte er vielleicht der Gruppe beigelegt sein im Bewußtsein, daß von hier aus, der ursprünglichen Einheit, die Allheit der Polynesier ausgegangen war? Die fernsten Inselgruppen blieben immer noch in einem gewissen Verhältniß, in Kenntniß von einander, wie die Karte des Tupaya klar beweist.

Dafür, daß die älteste Heimath der Polynesier im stillen Ocean Samoa war, sprechen noch andere Umstände, welche Schirren zum Theil gar nicht erwähnt und die freilich untergeordneter Art sind. Hale macht (172) darauf aufmerksam, daß auf Neuseeland, Samoa, Karotonga, Tahiti und Hawaii der Südwind Tonga heißt und sagt, man könne diesen Umstand nur aus der Lage Tongas zu Samoa erklären, und wenn nun auch Schirren (102) hiergegen einwendet, Tonga, welches schon Hale s. v. von to fallen, sinken ableitet, bedeute eigentlich nur den Punkt, von welchem die Sonne zu sinken anfängt, den Mittagspunkt und daher hätten die Inseln, welche im Süden liegen sowie der Wind, der von Süden weht, unabhängig von einander diesen Namen, so könnte diese Widerlegung für alle anderen Inseln passen, nicht aber für Neuseeland, denn für diese südlich gelegene

Insel ist der Wendepunkt der Sonne im Norden, und Tonga mußte hier also Nordwind bedeuten, während es auch hier Südwind heißt. Daraus folgt nun freilich weiter noch nichts, als daß die Neuseeländer von einem nördlicher gelegenen Land eingewandert sind; allein da nun auch sonst die Polynesier den Wind nach den Inseln, wo er herkommt, zu benennen pflegen — heißt doch Tonga selbst Osten in Tukopia; der Nordwind heißt Tokelau von der nördlich von Samoa gelegenen Gruppe — so sieht man sich genöthigt, auch hierin Hale Recht zu geben und auch die Benennung des Südwinds Tonga für einen Beweis der Abstammung aus Samoa anzusehen. Der Name Tokelau für Nordwind beweist, wie wir schon oben andeuteten, dasselbe. Hale (171) macht ferner darauf aufmerksam (was Schirren wie die Karte des Tupaia ganz unbeachtet läßt), daß zu Tahiti die Monate, welche etwa unserem Juni und Juli entsprechen Tararomua und Tararomuri, d. h. vor und nach dem Tararo heißen. Ebenso auf Samoa Talolomua, Talolomuli und Talolo bezeichnet hier ein Seegewürm, eine Hauptdelikatesse der Samoaner, während man das Thier auf Tahiti gar nicht kennt und das Wort nicht versteht. Also auch diese Namen weisen nach Samoa.

Und es gibt noch manches Andere, was zwar nicht direkt an Samoa, wohl aber auf eine Einwanderung der einzelnen Stämme hinweist und zu einer Einwanderung von Samoa wenigstens vortrefflich daßt. So macht Gaussin (du dialecte de Tahiti, des isles Marqu. et de la langue Polynesienne, Fechner Centralblatt 1854, 3 f.) darauf aufmerksam, daß das Schwein den Neuseeländern fehlte, daß sie aber den polynesischen Namen für das Thier, puaka, in ihrer Sprache besaßen: sie müssen also aus einem Land gekommen sein, wo es Schweine gab. Noch wichtiger ist es, wenn im Tahitischen (Gaussin eb.) fatu eine Hochinsel, motu eine flache Koralleninsel, im Markesanischen und Neuseeländischen aber beides ohne Unterschied Insel bezeichnet, denn weder im Markesasarchipel, noch bei Neuseeland gibt es Koralleninseln. Diese Worte müssen also aus einer Gegend stammen, wo man hohe und flache Eilande hatte. Auch dies paßt auf Samoa und in Tahiti behielten beide Worte ihre Geltung, weil dort beide Inselarten vorkamen. Derartiges wird sich bei genauerer Durchforschung der Sprachen noch mehr finden lassen.

Nach einem wirklichen Lande und also nach Samoa weisen nun

auch die Wandersagen, namentlich der Neuseeländer, die, wenn Hawaii mythologisch zu deuten wäre, unmöglich von einem steten Hin- und Wiederfahren zwischen Neuseeland und Hawaii berichten könnten. Freilich Schirren gibt auf die Sagen nichts, denn er behauptet, daß die Wanderung selbst „im Lichte der Wandersagen nicht Thatsache, sondern nur Mythos“ ist, indem er ausführt (108), daß alle diese Wandersagen weiter nichts enthalten, als die Darstellung von Mauis Fahrten. Allein wie Schirren bei seinen Etymologien unkritisch ist und alles mit allem vermischt (eine Gefahr, die bei polynesischen Sprachen sehr nahe liegt), so ist er bei weitem unkritischer in seinen mythologischen Zusammenstellungen. Waitz hat sehr Recht, wenn er in seinen Excerpten über Schirren bemerkt: „Das Material, worüber wir bis jetzt verfügen, ist ein keineswegs kritisch gesichtetes. Vieles davon mag auf Mißverständnissen der Eingeborenen, der Berichterstatter, herrühren,“ vieles auch auf absichtlichen Täuschungen der Eingeborenen, die gar zu gern den Europäern eine Nase drehen, „bei jedem Stamm und fast von jedem Priester werden die einheimischen Traditionen abweichend erzählt, oft mit momentanen Abänderungen durch die stets rege Phantasie des Erzählers, große Zeiten und Räume trennen die Orte von einander, an welchen die Ueberlieferungen gesammelt sind — und auf solches Material hin unternimmt man es, Identifikationen verschiedener mythologischer Hauptpersonen zu gründen!“ Greys Sammlung bildet freilich einen festen Halt: und durch genaue Prüfung und kritische Vergleichung, welche bei einer so umfassenden Gelehrsamkeit wie Schirrens nicht allzuschwierig gewesen wäre, hätte sich manches feststellen lassen. Allein wie geht er zu Werke! S. 68—85 wird Maui mit so gut wie allen polynesischen Gottheiten dentificirt, was schon an sich undenkbar ist, und wird so zum Hauptgott; S. 156 f. zeigen sich alle Wandersagen als Sonnenmythen und zwar nach einer Methode, nach welcher sich Alles zu Allem deuten läßt, wie denn Schirren auch schließlich (170) auf ähnliche Weise weit über das polynesische Gebiet hinausgeht und eben alles, die gesammten Mythen der Welt als Sonnenmythen deutet, gerade wie ihm schon in Polynesien alles die Sonne ist: das Söhnchen Turis (Grey 202—220), das von Uenuku gemordet wird, ist die Morgensonne, Uenuku die Nachtsonne, sein Sohn, den Turi von Rache getrieben erschlägt, die Abendsonne; das Herz seines Sohnes, welches

ihm dann von Turi zugeschickt wird und das er ahndungslos verzehrt, das erste Sonnenflämmchen beim Aufgange. Turi hat noch zwei andere Kinder: beide gelten als Sonne; die beiden Kähne, in welchen er flieht, sind Gestalten der Sonne; auch Kupe, ein anderer Held der einwandernden Maoris (Grey a 207 f.), ist die Sonne, die Kalabasse, womit er einen riesigen Tintenfisch, der ihn verschlingen will, fängt, ist die Sonne; die beiden gegenübersitzenden Vögel, die er auf Neuseeland hört, sind Morgen- und Abendsonne.

Freilich ist in diese Wandersagen viel Mythisches mit eingeflochten, aber ihr Kern ist und bleibt die Thatsache, daß vor langer Zeit die Bevölkerungen Neuseelands und des östlichen stillen Oceans vom Centrum dieses Meeres ausgegangen sind. Führten uns bis jetzt unsere Wege nur nach Samoa, so leiten doch einzelne Spuren auch nach Tonga, die wir noch verfolgen müssen. So sind uns tonganische Namen schon begegnet, Lefuka auf Hawaii und vielleicht Vavao auf Nukahiva; in einer neuseeländischen Wandersage bei Grey (a 134. Thomson 1, 58) wird einer der berühmtesten Wanderkähne in Narotonga gebaut, welches die Sage in die Nähe von Hawaiki versetzt. Daß hiermit nicht die Insel im Herveyarchipel gemeint sein kann, ist klar, und so hält denn Schirren (103) auch dies Narotonga (Naro bedeutet unten) für mythisch und identisch mit Hawaiki; Thomson glaubt, die Narotonganer im Herveyarchipel seien früher ausgewandert als die Neuseeländer, und so hätten letztere von jener fernen Insel Kunde gehabt — eine Ansicht, deren Unhaltbarkeit auf der Hand liegt. Mit Narotonga (d. h. unten gelegenes Tonga) ist wohl nichts anderes gemeint, als Tonga selbst, denn raro unten heißt sonst auch südlich (einzelne Ausnahmen erwähnt und erklärt Schirren 101) und so würde Narotonga die unten gelegene Südinsel (zunächst von Samoa aus) bezeichnen. Beides, Tonga und Narotonga, wäre dann synonym: und so finden sich beide Namen abwechselnd für einen der südlichsten Punkte Neuseelands, für Centreinsel in der Foveauxstraße (Schirren 103, A. 2) und Narotonga auch an der Westküste der Nordinsel. Auch Taylor (186) denkt an Einwanderungen aus Tonga, nur daß seine Beweise nichts austragen. Merkwürdig ist, was er von einem dreifachen Hawaiki sagt (192): zuerst seien die Einwanderer von dem „sehr entfernten Hawaiki" (H. tawiti uni) nach dem „näheren" Hawaiki (H. patata) und dann nach Hawaiki ki te

moutere gekommen, welche drei Inseln Taylor auf Hawaii (Sandwicharchipel) Tahiti und Waihu deutet. Nach einem alten Häuptling kamen sie (1840) vor 16 Generationen von 3 Inseln im Osten, Hawaiki, Matatera und Wairota (eb. 193). Auch Angas (1, 306) und Shortland (a. 22) denken an das Hawaii der Sandwichgruppe: ohne allen Grund. Von Osten kamen sie freilich: denn sie kamen von Samoa und landeten an der Ostküste. Ob man aber nicht in jenem dreifachen Hawaii zunächst an Samoa, dann an Habai in Tonga denken darf? Letzteres war besonders heilig, denn es gab wie es neben Tongatabu noch ein hunga-tonga gab, neben Habai ein hunga-habai, d. h. ein nicht heiliges Habai (Erskine, Karte). Vielleicht ist letzteres mit dem dritten Hawaiki gemeint, vielleicht auch ein Punkt in Neuseeland selbst, wer mag es entscheiden? Könnte man doch bei dem „sehr entfernten" Hawaiki an die Urheimat der Polynesier denken, ehe sie nach Samoa einwanderten, oder an jenes mythologische, welches dann erst jüngerer Zusatz wäre; es ist für uns von keinem Gewicht, so wenig wie die drei Inseln jenes Häuptlings, dessen 26 Generationen ohnehin rein willkürlich sind. Als die 6 ersten Namen enthalten sie Götternamen.

Wir kommen hier zu einem Punkt, in welchem Schirren gegen Hale vollständig recht hat: Die Zeitbestimmungen nämlich, welche der amerikanische Gelehrte aus den einheimischen Geschlechtsregistern feststellen will. Fast auf allen Inseln finden sich Genealogien der Königsgeschlechter, welche bis auf die Einwanderung zurückreichen. So hörte Porter (Hale 128) auf Nukahiva, daß Ataia und sein Weib Ananuna vor 88 Generationen gekommen sei. Er brachte viele Pflanzen und 40 Kinder mit, welche alle Pflanzennamen trugen, während er selbst hanau-po „nachtgeboren" war, also aus dem po, dem großen Reich der Götter abstammte. Indem nun Hale die Generation zu 30 Jahren ansetzt, so würde nach dieser Angabe die erste Einwanderung vor 2640 Jahren (von 1840 an) geschehen sein, welche Zahl er selbst für zu groß, für mythisch hält. Für Hawaii erwähnt er (132) ein ähnliches Verzeichniß von 67 Generationen, welche in einer Art von historischem Epos, im Mu-olelo der Hawaier aufgezählt werden und ein Verzeichniß von 2010 Jahren geben würden. Allein auch hier sind die ersten Namen mythisch und stimmen z. Th. mit nukahivischen, z. Th. mit tahitischen überein, während wieder andere, gleich-

falls wie die nukahivischen, Pflanzen bezeichnen. Noch der 22. König dieser Genealogie ist mythisch, denn er gilt erst als der Vater der vier Mauis, und daß diese Götter sind, werden wir später sehen. Daher zieht denn Hale die ersten 22 Geschlechter als mythisch ab und behält als wirklich historisch noch die Zahl von 1400 Jahren, so daß er auf das Jahr 440 n. Chr. als den ungefähren Termin der Bevölkerung Hawaii's kommt. Für Narotonga gibt Williams (199) den Herrscher, den er 1825 vorfand, für den 29. seit der Einwanderung an, wodurch wir nach derselben Rechnung (Hale 138) etwa auf das Jahr 950 unserer Zeit zurückgeführt werden. Mangareva erhielt seine Bewohner von Narotonga: Die Mangarever nun geben die Zahl der Fürsten, welche seit der Einwanderung herrschten, auf 27 an (Meigret bei Hale 139 f.) und da nun Hale zwei dieser Herrscher, die wegen politischer Unruhen nur ganz kurz regiert haben sollen, von jenen 27 abzieht, so kommt er etwa auf das Jahr 1200 für den Zeitpunkt der ersten Bevölkerung Mangarevas, welche also nach dieser Berechnung statt fand, nachdem Narotonga 150 Jahre bewohnt war.

Scheint nun dies letztere zu stimmen, so sieht man doch leicht, wie unsicher Hales Berechnungen sind und hierauf zuerst hingewiesen zu haben, ist Schirrens Verdienst. Zunächst zeigt er, wie abweichend diese Berichte untereinander sind: so gab es auf Hawaii gleichfalls in jenen historischen Ueberlieferungen eine Genealogie von 74 Generationen von Tamehameha I (Jarves 28), ja von 100 Geschlechtern nach Ellis 1, 85, welcher letztere Gewährsmann, obwohl er die hawaiischen Ueberlieferungen viel sicherer fand als die tahitischen, als ganz ächt nur 30 gelten lassen will. Aehnliche Abweichungen erwähnt für Nukahivá Mathias G***, welcher mythologische Namen noch 18 Geschlechter weiter als Hale aufführt (Schirren 54 f.) und in den neuseeländischen Genealogien bei Shortland weist Schirren (60 f.) mit großem Scharfsinn und meist unwiderleglich eine ganze Reihe von Elementargeistern nach. So ist es denn ganz klar, daß man auf jene Genealogien als historische Beweis- und Hülfsmittel so gut wie nichts geben kann; und daß Hale in ihrer Benutzung ebenso willkürlich als irrthümlich verfuhr.

Einen ähnlichen Fehler macht Hale, indem er den Namen des polynesischen Paradieses Pulotu geographisch deuten will. Pulotu (Purotu u. s. w.) ist der Aufenthalt der Seelen und freilich wollten sowohl Samoaner als Tonganer und Fidschis dorther stammen. Es

ist nach dem Glauben der Tonganer eine große Insel im fernen Nordwesten (Mar. 2, 108), von der einst Götter nach Tonga kamen, sich daselbst niederließen und die Früchte des Landes aßen. Da starben plötzlich drei von ihnen: und als die übrigen, sehr erschrocken wieder nach Bolotu, wie in Tonga der Name heißt, zurückwollten, erhielten sie von den anderen Göttern die Weisung, da sie von irdischer Speise gegessen hätten, so seien sie nun selbst sterblich. So mußten sie bleiben. Um dies Bolotu zu erklären, denkt Hale an das malaiische Buro zwischen Celebes und Ceram und führt zur Unterstützung seiner Ansicht eine Notiz an, welche Quiros gibt. Letzterer sah auf Taumako einen mit Silber eingelegten Bogen, den ein Taumakaner von Puro, einem großen Lande schwarzer Bevölkerung mitgebracht haben wollte. Der Bogen, von malaiischer Arbeit, war von jenem Insulaner gewiß nicht aus Malaisien selbst, sondern von den Salomoinseln geholt, wohin die Bugis in alter Zeit zu fahren pflegten (Rienzi bei Hale 195). Auf die Salomoinseln war denn der Name Puro übertragen (Hale 196). Aber dies beweist doch für Pulotu und die bloß auf dem Gleichklang des Namens beruhende Identificirung mit Buro gar nichts.

So ist man denn von Hales Deutung mit Recht abgegangen. Aber auch Schirren ist hier im Irrthum, wenn er sagt, Bolotu sei (im Gegensatz zu Hawaiki) ursprünglich stets hochgedacht: die Sagen wissen davon nichts, ja sie erzählen das Gegentheil, wie denn z. B. in einer solchen der Gott Langi gerade erst den Himmel verlassen muß, um nach Bolotu zur Götterversammlung zu kommen (Mariner 2, 129 f). Die richtige Erklärung aber scheint Meinicke (b, 19) getroffen zu haben. Er denkt an po Nacht, Urraum wo die Götter wohnen, Chaos (im ältesten Sinne) und lotu Gebet oder lieber noch loto Mitte, so daß der Name also Mitte des Götteraufenthalts bedeutet. Freilich ist ja auch durch diese Erklärung noch nicht alles gesichert, da z. B. auf Fidschi neben mbulotu auch mbutu (Erskine 248) vorkommt und auf Tahiti der Name rohutu heißt (Hale s. v. pulotu). Allein das steht wohl fest, daß wir in jener Westinsel der Seligen kein geographisch bestimmteres Land zu denken haben: es liegt nach Westen, wie alle Inseln der Seligen und was davon berichtet wird ist so ganz und gar nicht individuell, daß wir klärlich hier nur einen mythologischen Begriff vor uns haben.

Läßt sich denn nun aber über diese Einwanderungen der Polynesier

gar nichts sicheres finden? Zunächst läßt sich einiges über die Zeit sagen*). Müller (Novarareise, Linguistik 291—95) schließt so: man findet schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die malaiische, javanische u. s. w. Sprache auf der Stufe ihrer jetzigen Entwickelung. Da sie nun doch eine sehr geraume Zeit brauchten, um von polynesischer Einfachheit zu ihrem jetzigen Bau zu gelangen, so setzt Müller das Jahr 1000 vor Christi als die — höchst ungefähre — Zeit der Lostrennung beider Stämme, des malaiischen und polynesischen. Und wenn dann die Einwanderung des letzteren wieder einige Jahrhunderte forderte, so würde nach dieser Rechnung etwa das Jahr 800—700 v. Chr. der Zeitpunkt ihrer Ankunft sein. Es ist dies jedenfalls der späteste Zeitpunkt, den wir ansetzen dürfen: wir müssen ihn aber wohl weit hinaufrücken, wenn wir folgendes bedenken. Hochstetter (94) erwähnt, daß einer der erloschenen Auklandvulkane Rangitoto „blutiger Himmel" heißt. Er glaubt, daß der Berg schon in „vorhistorischer Zeit" erloschen sei, da er keine Spur von Fumarolen oder sonstigen vulkanischen Erscheinungen zeige. Allein der Name beweist deutlich, daß ihn die Maoris noch thätig gekannt haben; daß also, wenn wir Hochstetters „vorhistorisch" auch in keinem sehr ausgedehnten Sinn nehmen wollen, wir ohne Uebertreibung auf das Jahr 1000 vor Chr. als die Zeit zurückgehen können, wo die Maoris schon in Neuseeland wohnten oder sich da festsetzten. Dann würde ihre Trennung von den eigentlichen Malaien gewiß wieder um 1000 Jahr zurückgesetzt werden müssen. Wie die Körpergleichheit aller Polynesier beweist, müssen sie schon vor ihrer Einwanderung durch sehr lange Zeiten ein für sich abgeschiedenes Volk gewesen sein. Die Körperbeschaffenheit eines ganzen Volkes ändert sich ohne fremde Mischungen nur äußerst langsam; fremde Mischungen aber haben die Polynesier, wie ihre Sprache ausweist, nicht erfahren und dennoch sind sie wesentlich genug von den Malaien unterschieden. Allerdings gibt es in Malaisien selbst Volksstämme, welche ein mehr polynesisches Aeußere haben, wie z. B. die Bewohner der Insel Engano, die Bergbewohner Sumatras u. s. w. und die Behauptung Hombrons (D'Urville 6, Zool. 295) und Rienzis, die Polynesier stammten von den Dajaken ab, beruht auf ähnlichen Gründen. Mag nun dies der ursprüngliche Typus des ganzen Stammes

*) Vergl. hierüber unseren Aufsatz „die Bevölkerung der austral. Inselwelt." S. 266 im 5. Bd. der Zeitschr. f. Völkerpsychologie.

gewesen sein, der sich nur in den unberührteren Gegenden (wie Polynesien) rein erhielt: so verlangt doch die Entwickelung der specifisch malaiischen Eigenthümlichkeiten in der Ausbreitung, wie wir sie finden, eine außerordentlich lange Zeit, da nicht nur in Hautfarbe, Wuchs und dergl. sich Unterschiede finden, sondern auch der Schädelbau beider Stämme sehr von einander abweicht. Ist das umgekehrte Verhältniß anzunehmen, daß nämlich sich die polynesische Eigenthümlichkeit aus der malaiischen Grundform entwickelt hat, was indeß nicht wahrscheinlich ist: so bleiben die Verhältnisse sich ganz gleich. Die Zeiten, welche man annehmen muß, dehnen sich dadurch noch mehr, daß hier auch die Mikronesier zu beachten sind: sie, welche mit den Polynesiern sprachlich und leiblich nahe verwandt aber doch immerhin noch selbständig genug sind, müssen jedenfalls noch eine geraume Zeit mit diesen zusammen als ein von den übrigen Malaien geschiedenes selbständiges Volk gelebt haben, bis dann die Polynesier nach Osten ziehend sich abtrennten; auch dann noch blieben die Mikronesier noch viele Jahrhunderte allein, bis sie in ihre jetzige Heimat gelangten. Sie können nicht zugleich mit den Polynesiern eingewandert sein: sonst müßten wir ihre Sprache von derselben Einfachheit wie die polynesischen und diesen fast gleich finden; sie können aber auch in ihrer neuen Heimat sich nicht erst zu ihren gemeinschaftlichen Eigenthümlichkeiten herangebildet haben, einmal weil ihr Gebiet viel zu sehr aus ganz kleinen Inseln besteht, welche eine gemeinsame Entwickelung unmöglich machte, dann aber, weil wir größere Unterschiede zwischen den äußersten Punkten der Karolinen und der Kingsmillinseln finden würden: man sieht, eine schon spezifisch entwickelte Bevölkerung zog ein, und durch die Trennung bildeten sich nur noch mundartliche, keineswegs durchgreifende Unterschiede. Durchgreifende Unterschiede hätten sich aber bei so weiter Entfernung nothwendig bilden müssen, wenn nicht die Einwanderer schon auf einer bestimmten für alle gleichen Stufe gestanden hätten, welche selbst wieder der Boden für spätere Differenzirung wurde.

Auffallend ist die große Aehnlichkeit einmal sämmtlicher polynesischer Sprachen, dann aber besonders der öffentlichen Zweige des Sprachstammes, das Neuseeländische mit eingerechnet. Nach der Höhe ihrer Bildung nimmt das Tonga, welches den Uebergang zu den westlichen Sprachen macht (Buschmann 45) den ersten Platz ein, dann folgen in bestimmter Abstufung zunächst das Neuseeländische,

dann das Rarotonganische, das Tahitische, Markesanische und Hawaiische (eb. 46). Obwohl das Tonga größere Abweichungen zeigt, so sind sie doch fast nur mundartlich verschieden von einander. Namentlich gilt dies von den drei zuletzt genannten (Buschmann 60 f.) und man könnte wegen dieser so überaus nahen Verwandtschaft auf eine ziemlich späte Einwanderung zu schließen geneigt sein. Allein wie schon alles obige eine solche unmöglich macht, so verlangten auch die weiten Wasserwege sicherlich zu ihrer Durchmessung, die oft so abgelegenen Inseln zu ihrer Auffindung, welche nicht gleichzeitig, sondern in Zeiträumen nach einander geschah, eine lange Zeit. Die Auswanderungen selbst waren meist erst durch die Uebervölkerung der Heimat veranlaßt, um aber einen Archipel wie z. B. Tahiti oder Nukahiva so dicht zu bevölkern, waren doch auch gewiß wieder Jahrhunderte nöthig — so daß wir durch alle diese Betrachtungen zu fast dem gleichen Ergebniß kommen. Die Gleichheit der Sprache wird auch weniger auffallen, wenn man bedenkt, wie einfach im großen Ganzen die Beschaffenheit aller dieser Inseln und das Leben auf denselben und wie gleichförmig es durch den ganzen Ocean hin ist. Auch historische Schicksale irgend wie bedeutender oder nachhaltiger Art erlebten diese Völker nicht und konnten sie nicht erleben. Daher denn ihre Sprachen im Wesentlichen auf der alten Stufe blieben, denn die Sprache eines Volkes ändert sich nur durch die Aenderungen, welche der Geist der Redenden durch erziehende Schicksale erleidet. Die Umbildungen der polynesischen Sprachen erhärten diesen Satz gleichfalls: sie zeigen eine mehr oder weniger fortschreitende Verweichlichung und ganz dasselbe zeigt der Charakter dieser Völker. Neuseeland freilich bietet eine andere Natur: aber einmal war eigentlich nur die Nordinsel bewohnt, andererseits waren die Einwanderer nicht im Stande, die Vortheile dieser Natur auszunutzen, weil sie für die ersten Lebensbedürfnisse zu wenig bot; sie waren daher angewiesen auf das wenige, welches sie aus der nördlicheren Heimat mitgebracht hatten, d. h. auf dieselben Thiere und Pflanzen wie das übrige Polynesien. Doch beruht die größere Kraft der Maoris sicher auf den kräftigenden Einflüssen ihres Landes.

Ueber den Wanderungsweg des gesammten polynesischen Stammes haben wir schon oben geredet (S. 184 f.); wir nehmen an, daß er an dem Nordrand des melanesischen Gebietes sich herziehe und hier in den einzelnen Inseln polynesischer Bevölkerung seine Spuren zeige.

Man könnte denken, er habe über Mikronesien geführt: allein dann ist es unbegreiflich, warum die Einwanderer nicht gleich diese Inseln bevölkerten, sondern weiter und weiter zogen bis nach Polynesien. Wollte man sagen, sie seien von den nachrückenden Mikronesiern gewaltsam verdrängt, so ist hiergegen einzuwenden, daß die Sage, welche in den einförmigen Verhältnissen des Oceans ebenso conservativ ist wie die Sprache, doch irgend welche Ueberlieferung von derartigen Kämpfen erhalten haben würde; während wir doch keine Spur davon finden. Zudem wissen wir, daß die Gilbertinseln erst spät von Ponapi und Samoa aus bevölkert sind: kam aber der Hauptstrom der Polynesier von Mikronesien, so ist es ganz unmöglich, daß sie unbevölkert blieben. Die Mikronesier dagegen gelangten gleich nach ihrer ersten Einwanderung in dies ihr jetziges Gebiet, sei es durch Zufall, sei es, weil sie den Weg, über welchen die Polynesier gekommen waren, besetzt fanden und sie sich deshalb nach Nordosten wandten: den Südosten bevölkerten streitbare Papuas. Noch später wanderten die Marianer: diesen aber blieb kein Gebiet als jene Inselkette im Norden, zu welcher sie an den Südwestcarolinen vorüberfahrend und wohl von den dortigen Einwohnern abgewiesen gelangten. Für den Weg, welchen wir so für die Polynesier bestimmen, sprechen auch die ethnologischen Verhältnisse der Fidschiinseln, welche merkwürdig genug sind, über die wir aber erst später ausführlich reden können: hier genüge die Bemerkung, daß die Melanesier auf dieser Inselgruppe durch den Strom der einwandernden Polynesier verdrängt und mit bis zu ihrer neuen Heimat fortgerissen scheinen. Die Polynesier ließen sich zunächst auf Samoa und Tonga nieder, von wo aus sie sich weiter verbreiteten und zwar ziemlich gleichzeitig, wie die Gleichheit der Sprachen beweist, südwestlich nach Neuseeland und östlich nach Tahiti.

Diesen östlichen Stamm müssen wir noch etwas genauer betrachten. Daß Tahiti von Samoa bevölkert ist, daß die ersten Ansiedler nach Raiatea kamen und von hier aus den Archipel bevölkerten, haben wir schon bewiesen; es bleibt uns noch übrig, zu zeigen, wie nun Tahiti selbst wieder Völkermittelpunkt für den Osten wurde. Auf Nukahiva ist zunächst die Hauptmasse der Sprache mit dem Tahitischen auf das engste verwandt (Hale 127; Buschmann 34); die Mythen, von denen wir schon einige betrachtet haben, die Sitten, die religiösen Anschauungen, weisen nach Tahiti (Vincend. Dum. Marquises 233;

244 f.); ferner macht Gaussin (du dialecte de Tahiti, des isles Marquesas et de la langue Polynesienne) darauf aufmerksam, daß in Tahiti eine Art Banane, welche Hauptnahrung ist, fei heißt; sie fehlt auf den Markesas, allein hier heißt eine Art Teig aus anderen Früchten fei-kai — eine Einzelnheit freilich, aber von nicht geringerer Beweiskraft. Die ersten Einwanderer kamen der Sage nach in ein nach Süden sich öffnendes Thal (Porter 30); und die ältesten Sprachformen sind in den gleichfalls nach Süden geöffneten Thälern der Taipis und Taiis erhalten (Hale 126). Es ist freilich zu beachten, daß die Nukahivagruppe, ja Nukahiva selbst eine große Menge verschiedener Mundarten besitzt, weit zahlreichere und schärfer geschiedene als Neuseeland, während Tahiti und Hawaii fast nur eine Sprache zeigen. Zunächst erklärt sich diese Erscheinung daraus, daß im Markesasarchipel keine Insel so entschieden die Hauptinsel ist wie Tahiti und Hawaii in ihrem Gebiet; wichtiger aber ist die geologische Bildung der Markesasinseln, durch welche die Bevölkerung jeder einzelnen Insel frühzeitig und streng von einander geschieden ist, und zwar schroffer als irgendwo sonst in Polynesien. Es ist daher kein Wunder, daß die Sprachformen dieser Stämme einmal ziemlich weit von einander abweichen, daß sie andererseits manches Alterthümliche erhalten haben, was an tonganisch-samoanische Sprache und Sitte erinnern könnte. Hierauf und auf jenen Mythus bei Porter gestützt, nach welchem die Markesaner von Vavau abstammen wollen, glaubt denn Hale, daß auch eine directe Einwirkung von Tonga aus auf diese Inseln stattgefunden habe. Möglich mag dies immerhin sein, allein nachweislich ist es nicht: denn jenes Vavau war, wie wir schon sahen, keineswegs sicher überliefert und Sprache und Sitte können eben Alterthümliches bewahrt haben, was sich in Tahiti verlor. Daß z. B. in früherer Zeit auch das Tahitische die Consonanten k, ng besessen hat, die ihm jetzt ganz fehlen, sagt Hale (144) selbst: finden wir nun auch diese Laute wie im Tonganisch-samoanischen auch im Markesanischen, so kann sie doch letzteres sehr gut aus dem Alt-tahitischen bewahrt haben. Auch was Hale von Sitten, die in Tonga von Fidschi stammten und sich dennoch in Nukahiva wieder fänden, zu beweisen denkt, ist nicht stichhaltig, da wie wir später sehen werden die Fidschiinsulaner schon weit eher mit den Tonganern verbunden waren, ehe die Auswanderer, welche Tahiti bevölkerten,

nach Osten wanderten. Diese Sitten (falls sie den Polynesiern überhaupt ursprünglich nicht zukamen) konnten also schon mitgebracht und nur in dem abgeschiedenen Nukahiva bewahrt sein. Fand aber eine directe Einwanderung nach den Markesasinseln statt, so muß diese in sehr frühe Zeit fallen: denn die Markesaner waren so wilde Krieger, daß sie jede Einwanderung von sich würden abgewehrt haben. Vorsichtiger nnd wahrscheinlicher ist der Schluß, daß Nukahiva nur von Tahiti aus bevölkert ist.

Alle Sagen auf Hawaii weisen gleichfalls nach Tahiti hin: von dort her sollen die ältesten Bewohner gekommen sein und in früherer Zeit war reger Verkehr zwischen beiden Gruppen (Jarves 24; Ellis 4, 94; 428; Hill 39; Michelewa y Rojas 81; Hopkins Hawaii London 1862, S. 74 nach Quarterly review Juli 1862). Die Einwohner von Bolabola (Gesellschaftsarch.) gelten (wie auch in Tahiti selbst) auf den Sandwichinseln für die tapfersten aller Menschen und es ist ein Sprichwort in Hawaii „alles ist gut, was von Bolabola kommt“ (Turnbull 158). Noch zu Turnbulls (eb.) Zeiten kamen viele Hawaier, um in Tahiti Kriegsdienste zu thun. Ferner weisen Hawaiische Mythen direct nach Tahiti (Hale 132). Wichtig ist namentlich, daß wie in Neuseeland das Feuer des Tongariro von Havaiki geholt wird, so die vulkanischen Götter Hawaiis, Pele und ihr Anhang von Tahiti kamen (Ellis 4, 248), obwohl in Tahiti keine Spur vulkanischer Thätigkeit der letzten Jahrtausende ist. Alles dies beweist die Abstammung der Hawaier von Tahiti schlagend. Freilich gab es (Ellis 4, 418) andere Sagen auf Hawaii, welche die ersten Menschen auf Hawaii selbst und zwar geformt durch die Göttin Haumea entstehen ließen. Allein dies ist nur Lokalisation einer allgemein polynesischen Sage, welche wir auf allen Inseln finden: sie beweist also nichts gegen die Einwanderung. Wie aber fand diese statt? Hale meint, die Sandwichinseln seien bevölkert durch Tahitier, welche wegen Ueberfüllung ihrer Insel nach der alten Heimat, nach Hawaii (Samoa) zurücksegeln wollten, aber verschlagen nach einer Gruppe kamen, auf welche sie nun die Namen der samoanischen Inseln übertrugen — man sieht, diese Annahme ist nur den Namen Hawaii Upolu zu Gunsten gemacht. Man kann aber viel einfacher und viel wahrscheinlicher annehmen, daß wie eine Kolonie von Tahiti ausgehend Nukahiva bevölkerte, so eine andere spätere, welche Nuka-

hiva schon bevölkert fand, weiter segelte und so die Hawaiigruppe fand. Die Polynesier, welche von Samoa nach Tahiti fahren konnten gegen den Südostpassat oder vielmehr zur Zeit der veränderlichen Westwinde: diese ebenso kühnen als geschickten Seefahrer konnten auch über diesen Passat und die Region der Aequatorialstille hinaus gegen den Nordwestpassat bis Hawaii gelangen. Da nun die obigen Sagen von Nukahiva nichts erwähnen; da das Hawaiische keineswegs dem Markesanischen näher als dem Tahitischen steht: so müssen wir eine unmittelbare Einwanderung von Tahiti nach Hawaii annehmen, während man doch denken könnte (und Hale hat es gedacht), daß erst von Nukahiva aus die Sandwichinseln ihre Bevölkerung erhalten hätten.

Auch Paumotu, welches schwach und östlich von Hau kaum bewohnt ist (Hale 155), hat gleichfalls von Tahiti den größten Theil seiner Bevölkerung erhalten, welche von den umwohnenden Völkern als Nation parata genannt wird (Mörenhout 1, 157). Zwar sind die Paumotuaner dunkler, kleiner und roher als die Tahitier, aber beides ist die nothwendige Folge ihrer Lebensart. Auf allen Inseln ist die Nahrung dürftig und schlecht und der Sonnenbrand viel ärger als auf Tahiti; daher wurden Paumotuaner, nach Tahiti gebracht, bei längerem Aufenthalt auf dieser schattigen und fruchtbaren Insel heller und umgekehrt Tahitier auf Paumotu dunkler (Mörenhout 1, 166). Die Weiber, welche ein außerordentlich elendes Leben führen müssen, sind noch kleiner, noch häßlicher, noch schwärzer als die Männer (eb.). Spricht ihre Leibesbeschaffenheit also nicht gegen, so spricht die geographische Lage für eine Einwanderung nach Tahiti und ebenso die Sprache, die zwar ein ganz fremdartiges Element enthalten soll (Hale 143—4), aber in der ganzen Form grammatisch wie syntaktisch (Mörenh. 1, 157—8) polynesisch und zwar tahitisch ist. Sie selbst erzählten, daß sie von Südosten, andere, daß sie von den westlichen Inseln, also Tahiti, gekommen seien (King and Fitzroy Append. 193) und noch andere, daß sie von den Markesas stammten. Hiermit steht vielleicht die Nachricht, welche Quiros auf den Markesasinseln von südlich wohnenden Negern erhielt, die Bogen und Pfeile hatten und mit denen man viel Krieg führen mußte, in Zusammenhang. Auch Waihu gehört seiner Sprache und Bevölkerung nach zu Tahiti.

Dagegen hat Mangarewa und die sämmtlichen Paumotuinseln

bis zu dieser Gruppe ganz rein die rarotonganische Sprache (Williams 526; Parkins 381; Hale 141; Mörenhout 1, 95). Rarotonga selbst wurde der Sage nach (wenn wir von jenen oben erwähnten Riesen absehen) von Karika, einem tonganischen Helden aus Manuka, bevölkert (Williams 194). Als er einst wieder in See gegangen war, begegnete ihm der Tahitier Tangiia, der vor seinem Feind und Bruder Tutabu aru roa „dem unermüdlichen Verfolger Tutabu" geflohen war. Beide vereinigten sich und bewohnten dann gemeinschaftlich Rarotonga, Tangiia im Osten, Karika im Norden (der Richtung der Einwanderung entsprechend) und tödteten gemeinschaftlich den Tutabu, den auch sowie den Tangiia selbst einheimisch tahitische Ueberlieferungen kennen (Williams 198). Man wird also in diesen Erzählungen einen historischen Kern nicht verkennen, trotzdem der Kahn des Tangiia Tarai-po „in der unsichtbaren Welt gebaut" hieß und von Vögeln auf einer Bergspitze gebaut sein soll, die ihn dann hinuntertrugen. Denn Schiffervölker behandeln Kähne mit derselben personificirenden Wichtigkeit wie andere Völker Roß und Schwert; und nicht minder natürlich ist es, daß die Rarotonganer in ihrem Ahnherrn statt eines Vertriebenen lieber einen von den Göttern unterstützten Auswanderer sahen. Noch bis zu Williams Zeiten theilen sich die Rarotonganer in Ngati Karika und Ngati Tangiia, d. h. in Abkömmlinge von Karika, welche noch jetzt im Norden und Abkömmlinge von Tangiia, welche im Süden wohnen und bei weitem die mächtigeren sind. Trotzdem aber wurde der andere Stamm höher geehrt und aus ihm der König gewählt, weil ihm ursprünglich die Insel gehört hatte. Die Sprache nennt Williams (198) ein reines Tahitisch mit härterem Consonantismus und Hale (138) nennt ihre Form älter als die des jetzigen Tahitisch und Samoanisch, was für das Alter der Rarotonganischen Bevölkerung wichtig ist. Andere Sagen erzählten, daß einst Rarotonga mit Raiatea zusammenhing, aber in Folge eines Frevels der Raiateaner von dieser Insel, welche die Götter in die Ferne rückten, getrennt wurde (Williams 104; 56 f.). Von Rarotonga aus wurde also Mangarewa bevölkert und wenn Hale (140) meint von den Ngati-Tangiia, so schließt er dies mit Recht zunächst aus der östlichen Lage jenes Stammes, sowie ferner aus der Sprache Mangarewas, welche dem Tahitischen nahe steht. Auch Rapa (eb. 141) ist von Hervey aus bevölkert, wie die Sprache be-

weist. Daß dagegen die Bewohner der Australinseln von Tahiti stammen, kann uns nicht wundern bei der Lage dieser Inseln, deren Sprache denn auch der tahitischen so nahe steht, daß die Eingeborenen in dieser letzteren im Christenthum unterrichtet wurden, was auf Hervey nicht möglich war (Williams 525; 122). Auch Religion und Sitten stimmen ganz mit Tahiti überein (Mörenh. 1, 138).

Die Annahme mancher Gelehrten, daß in sehr früher Zeit der ganze Ozean eine Negritobevölkerung gehabt habe und diese erst durch die einwandernden Polynesier verdrängt sei, haben wir schon oben widerlegt. Man findet nun aber auf sehr vielen Inseln unseres Gebietes uralte Bauten, welche die jetzigen Bewohner meist den Göttern zuschreiben, weil sie viel gewaltiger sind als sie jetzt zu bauen pflegen. Da man als ihre Erbauer an eine stammfremde Nation, wenn auch zweifelnd gedacht hat (Beechey 1, 41 f. Melville 2, 50 f.), so müssen wir hier einen kurzen Blick auf diese Alterthümer werfen. Die Steinpyramide und anderes, was Green auf der unbewohnten Insel Swallow fand (Petermann 1863, 486) sowie die 3′ hohen Steinflächen von Korallenkalk auf Malden (eb. 1859, 187), sind schon erwähnt. Aehnliche Reste finden sich, jetzt gänzlich unbenutzt, auf Hawaii und Tahiti (Cheever 54; 61; Ellis 1, 105). Auf den Markesasinseln fand Melville (2, 50—55) in den oberen unbesuchteren Gegenden des Taipithales eine ungeheure Terrasse, 300′ lang, 60′ breit aus enormen Steinblöcken gebaut, deren einzelne 10—15′ lang und hoch sind. Ihre Seitenflächen sind ganz glatt, aber ohne Meisselspuren; ohne Kalk sind sie auf einander gelegt und mit Gestrüpp und sehr alten Bäumen durchwachsen. Ringsher finden sich (wie auch sonst im Thal zur beliebigen Nutzung für Jedermann) eine Menge Steinflächen, auf welchen man Wohnungen aufzubauen pflegt, und welche so schön sind, wie man sie jetzt nicht mehr errichtet. Sie sollen „vor vielen Monden" an einem Tag erbaut sein, die Terrasse aber von den Göttern beim Weltbau mit aufgeführt sein. Ebenso fand Mörenhout (1, 124) auf dem jetzt unbewohnten Marutea (Lord Hood) parallel gestellte Mauern aus Korallenkalk, welche auf frühere Bewohner schließen lassen. Auf Mangarewa sollen gleichfalls (Caret bei Michelis 46) sehr alte Baudenkmale sich finden, Mauerwerk aus ungeheuren Blöcken „einer weichen (?) Steinart, die auf dem Meeressande wächst." Das Ganze lag im Sande vergraben; uralte Bäume wurzelten in

den Steinfugen. Nach Lesson (Mang. 110) waren die Mauern mit Mörtel aufgeführt. Eine uralte aus großen Steinen gebildete Steinfläche, welche jetzt zerfallen ist, befindet sich auf dem Pik von Pitkairn; eine alte große Bildsäule von guten Verhältnissen, deren Büste allein 3′ hoch ist, liegt umgestürzt daneben und früher sollen auch mehrere solcher Bildsäulen dagewesen sein (Mörenh. 1, 53). Steinäxte, den tahitischen ähnlich, so wie einen Schleifstein fanden die Meuterer der Bourty auf der Insel vor (Beechey 83), so wie rohe Zeichnungen an den Felsen, deren eine ein Menschenbild und einen Kreis darstellte, ähnlich den Darstellungen, welche man auf den neuen Hebriden und Salomosinseln gefunden hat; sie sind in einer Felsenschlucht ausgeführt und existiren noch (Ausland 1855, 163 aus den nouv. ann. d. voy.). Auch alte Gräber hat man daselbst gefunden, zwei Menschenskelette nebeneinander, deren Köpfe auf je einer Perlmuttermuschel lagen (Bennett a, 1, 57; Petermann 1856, 386). Pitkairn muß also schon sehr lange vor Adams und seinen Genossen Bewohner gehabt haben. Aehnliche Reste fanden sich auf Maitea (Mörenh. 1, 211). Auch die berühmten Bildsäulen Waihus gehören hierher, deren älteste Beschreibung wir Roggeween und seinen Gefährten verdanken (1721—2). Behrens (82) spricht (88) von vielen Götzenbildern am Strande, welche Menschen mit langen Ohren und einer Krone auf dem Haupt darstellten. Die holländische Beschreibung derselben Reise (tweejarige reyze u. s. w. 52) schildert und bildet die Statuen auf dem Titelkupfer ab als große hermenartige Felsblöcke mit einem Menschenkopf, der einen Kranz von mosaikähnlicher Arbeit trägt. Sie waren 30—40′ hoch bei einer Schulterbreite von 8—10′. Chamisso (140) glaubte einige dieser Bildsäulen auf der Südostküste durch sein Fernrohr zu erkennen, während Kotzebue an der Südküste nichts, an der Nordküste nur die Piedestale noch vorfand (a 1, 115). Lisiansky, der 1804 mit Langsdorff reiste, sah die Statuen noch auf der Westseite (56), wo sie jetzt gleichfalls verschwunden sind, Beechey (1, 41) sah nichts mehr davon, doch hält er kaum für möglich, daß die Eingeborenen mit ihren elenden Werkzeugen die Steine herbeigeschafft, bearbeitet und aufgerichtet hätten: sie umgeben die ganze Insel. Noch mehr fällt es ihm auf, daß man sie später wieder zerstört habe, und so kommt er zu der Ansicht, sie seien von einem früheren später verschwundenen Volksstamm aufgeführt. Da er schon nichts mehr

vorfand, so ist es auffallend, daß Du Petit-thouars 2, 225 von dunkelfarbigen pyramidalischen Steinen mit weißen Kapitälen und von 4 rothen Statuen mit weißen Steinen auf den Köpfen spricht. Auch Prichard 5, 147 erwähnt außer jenen Bildsäulen noch große cylindrisch aufgethürmte Steinhaufen daselbst. In ganz neuer Zeit aber will man (Palmer Schiffsarzt auf dem Topaze in the illustrated London News 1869, 20 März) in dem erloschenen Krater des Otu-iti auf Waihu viele solcher Bildsäulen gefunden haben, welche theils fertig dastanden, theils unfertig noch am Felsen fest oder abgetrennt aber noch nicht aufgerichtet waren; die Steinmeißel, womit die Figuren gemacht waren, lagen noch daneben. Die Statuen waren sehr groß, die Gesichter bis 20′ lang und Palmer, so heißt es, habe einige fürs britische Museum mitgenommen. Die Abbildungen zeigen lange schmale Gesichter mit edler etwas ägyptischer Physiognomie. Erregt nun die Abbildung so wie manches dieser Beschreibung große Bedenken, so wäre die Entdeckung, wenn auch nur Etwas daran wie die Angabe des Fundortes z. B. wahr ist, doch von großem Interesse. Palmer will auch ebendaselbst Steinbauten ähnlich den Dolmen gefunden haben, welche er für jünger als die Ankunft der Europäer hält: ein schmaler Gang führte in eine Halle, die 15 Schritt lang, 5′ breit und 6—7′ hoch war. Die Steine, mit welchen sie gedeckt war, waren mit Erde bedeckt, die Wände z. Th. mit bildlichen Darstellungen, unter denen auch Rosse genannt werden, geschmückt. Palmer weiß auch, daß sie unter dem König Tu-ku-hu gebaut sind. Diese Bauten könnten Grabkammern sein.

Mögen nun die letzteren Nachrichten wahr oder falsch sein: ganz gewiß ist die Annahme irrig, daß jene Bauten und Statuen von einem anderen älteren Volke errichtet seien. Solche Bildsäulen sind ächt polynesisch und waren ganz ähnlich nur kleiner und in Holz geschnitzt z. B. auf Neuseeland (Dieffenbach 2, 92), auf Hawaii (Kotzebue a 2, 13 Abbildung), auf Nukuhiva (Melville 1, 176 f.) und sonst häufig; ganz gewöhnlich war ihre Bildung hermenartig. Sie stellten Schutzgottheiten vor und standen stets am Rande des Heiligthums, der Insel, kurz des zu schützenden; man pflegte sie nach unglücklichen Ereignissen (Mörenh. 1, 358—61) besonders groß aufzustellen, allein man achtete sie nicht sehr, man zerbrach sie, wenn sie nicht den Willen thaten (Melville a. a. O., Meinicke 6, 36) — und so ist kein Grund sich zu wundern, wenn die Eingeborenen selbst sie wieder

vernichtet haben: war doch gerade auf Waihu schon Roggeveens Aufenthalt und später fast jeder andere Besuch der Europäer für die Eingeborenen so unheilvoll! Auch die Größe der Steine kann nicht auffallen, wenn wir bei Cook (3. Reise 1, 297) lesen, daß auf Lefuka in einen künstlichen 40′ hohen sehr alten Hügel oben ein Stein eingelassen war, der 4′ breit 3½′ dick 14′ aufragte, während er zugleich ebensotief in der Erde steckte: er war, wie die Eingeborenen erzählten, von ihren Vorfahren als Erinnerungszeichen für einen verstorbenen König eingesenkt. Aehnliche Steine fanden sich auf einer unbewohnten Insel des Herveyarchipels (eb. 1, 232); und während Cook (eb. 2, 6) in neueren Bauten auf Tongatabu Blöcke von 12′ Länge, 2′ Breite und einem Fuß Dicke verwendet sah, fand Wilson (395) daselbst in älteren Bauwerken, die wie jene zu Nukuhiva terrassirt waren, Felsstücke von 24′ Länge 12′ Breite und 4′ Dicke, welche gut behauen aber gewiß lange vor Tasman mit Steinwerkzeugen verfertigt waren: die Eingeborenen gaben an, sie seien in Doppelkähnen von Lefuka hergeschafft. Auch in den heiligen Bauten zu Tahiti fanden sich riesige Baustücke: und haben wir es nicht schon ähnlich in Mikronesien gesehen? Dazu kommt, daß die Form aller jener uralten Bauten eine durchaus polynesische ist: denn solche Terrassen, solche umwallten Steinflächen, die oft sehr groß waren, fanden sich überall, wie wir noch sehen werden. Es ist also kein Grund anzunehmen, jene alten Denkmäler seien von einem anderen Volk: wohl aber zeigen sie, daß früher die Polynesier eine kräftigere und unternehmendere Nation waren als später, wie wir dieselbe Erscheinung schon in ihrer Sprache fanden und bei der Specialbetrachtung ihres Lebens auch sonst noch finden werden. Dazu stimmt sehr genau, daß wir im Westen des Ozeans, wo die Bevölkerung kräftiger geblieben ist, solche mächtige Werke aus viel späterer, ja aus ganz neuer Zeit finden.

Auch sprachliche Alterthümer müssen wir berühren. Es gibt nämlich auf Neuseeland (Thomson 1, 80) eine dem Volk unverständliche heilige Sprache, die aber auch die Priester, welche sie anwenden nicht mehr recht verstehen; ebenso auf Tahiti und Hawaii (Chamisso 46; Mörenh. 1, 484), auf Mangarewa (Jaquinot bei d'Urville b Zoologie 261) und da jene alten Lieder auf Tahiti hauptsächlich im Besitz des Areois waren, einer religiösen Gesellschaft, die wir zu Nukuhiva und Rarotonga gleichfalls finden, so kam man auch hier

Spuren einer solchen Sprache erwarten. Auch auf Tonga und Samoa finden wir sie: Mariner gibt 2, 217 einen Satz in derselben, der ihm und den meisten Tonganern unverständlich vorkam. Allein alle jene Sprachen sind nichts als ältere Niedersetzungen der Mundart, welche auf der betreffenden Insel sich später weiter entwickelt hat. Sie stehen daher dem Gemeinpolynesischen einer früheren Epoche nahe, wie man an dem aus Mörenhaut oben mitgetheilten Texte schon deutlich sehen kann; für Tonga hat dies Schirren 50—51 (Note) an jenem Satz Mariners sehr gut nachgewiesen und Dieffenbach (2, 306) sagt dasselbe von den Maoriliedern, was auch durch Greys Sammlung ganz bestätigt wird.

Etwas anders verhält es sich mit der doppelten Sprache, die zumeist in Westpolynesien (Tonga, Somoa und ebenso Fidschi) vorkam, indem hier neben der gewöhnlichen Umgangssprache noch eine Sprache der Höflichkeit herrscht, welche man gegen Vornehmere anwendet (W. v. Humboldt 3, 452; 2, 295; Erskine 107 gibt Proben). Man könnte hier an den Rest einer Sprache der Besiegten denken, ähnlich wie ja die Weibersprache der Cariben (vergl. den vierten Band dieses Werkes 355 f.) manches aus der Sprache der (den Cariben nahverwandten) Völker erhalten hat, welchen jene die Weiber raubten. Allein dann müßte die vornehme Sprache die geläufigere und reichlichere, die Volkssprache eine trümmerhaft gemischte sein, was keineswegs der Fall ist: vielmehr weicht jene Höflichkeitssprache nur in einzelnen Ausdrücken von der Volkssprache ab und was Wilh. v. Humboldt (1, 53 f.) von der vornehmen und gewöhnlichen Sprache einzelner Völker Malaisiens (Javaner, Malaien, Batta, Bali vergl. das 1. Heft dieses Bandes 12—13) sagt, gilt auch von Polynesien. Die abweichenden Ausdrücke, welche man gegen Vornehmere gebraucht, sind nur gewählter und dadurch höflicher. Ulu heißt Kopf im Malaiopolynesischen; spricht man aber in Tonga mit einem Vornehmen, so nennt man den Kopf langi, „Himmel," oder fofonga, von fonga Gipfel, Scheitel; samoan. heißt ati sterben, vom Häuptling aber sagt man ma-liu abscheiden, gehen. Die Fürsten werden abgöttisch verehrt: was sie berühren, ist heilig und dem gemeinen Brauch entzogen. Deshalb wählte man auch in der Anrede an sie besonders feierliche Worte — ein Gebrauch der von der byzantinischen Gesuchtheit unserer Hofsprache wenig verschieden ist. Daher stammt auch der merkwürdige Gebrauch, die Worte, welche den Namen des

Herrschers bildeten oder zu bilden schienen aus der Sprache so lange ganz ausfallen zu lassen, als jener Herrscher lebte. Ja Tamehameha soll (Cham. 46.) bei der Geburt eines Sohnes bestimmt haben, daß die ganze Sprache geändert würde, daher denn die Fürsten, weil die Sache nicht durchzuführen war, jenen Sohn und damit die Neuerung aus der Welt schafften. Allein auch diese Sitte, so auffallend sie auch ist, hat durchaus nicht bemerklich in Wesen und Wortschatz der Sprachen eingegriffen. Man hob das Tabu, das auf diesem Namen lag, auf oder es erlosch von selbst und auch bei den neu eintretenden Worten ist nicht an einen fremden Sprachstoff zu denken — wo sollte er hergekommen, wie verstanden sein? — man nahm vielmehr seltenere Synonyme der eignen Sprache, die jedem verständlich, wenn auch nicht gerade geläufig waren. (Vergl. Wilh. v. Humboldt 1, III). Wenn die Fürsten auf Hawaii eine Sprache für sich hatten, welche sie abänderten, sobald die Ausdrücke dem Volke bekannt wurden (Jarves 34): so kann diese Sprache in keinem anderen Verhältniß gestanden haben als etwa die Studentensprache bei uns, deren Ausdrücke gleichfalls leicht veränderlich sind. Und so haben wir in dieser letzteren Nachricht, welche Jarves, wie es scheint, aus einheimischen Quellen entnommen hat, wohl den Schlüssel zu jener ganz unglaublichen Nachricht von Tamehamehas Sprachumänderung: nicht die Volkssprache wollte er umändern, denn dieser Gedanke konnte doch auch einem Könige von Hawaii trotz seiner polynesischen Allmacht nicht kommen; wohl aber konnte es ihm einfallen, jenes Jargon des Adels umzugestalten und der Adel tödtete das Kind, weil er ein so gewaltiges und gewaltsames Eingreifen eines Einzelnen, und wenn es auch der König war, vereiteln wollte. Auch die sprachlichen Alterthümer geben also nicht den mindesten Beweis für eine frühere Urbevölkerung des polynesischen Gebietes an die Hand: im Gegentheile zeigen sie nur, daß schon in frühester Zeit die Sprache aller dieser Inseln eine rein polynesische war, ohne fremde Einmischung. Fanden aber die ältesten Einwanderer Urbewohner mit einer fremden Zunge vor, so müßten die ältesten Sprachreste nothwendigerweise fremde Bestandtheile aufweisen, denn jedenfalls hätten die später Unterdrückten doch nicht so auf einmal vernichtet und vertilgt werden können, daß sie nicht noch eine Zeit lang mit den Siegern wenn auch als Sklaven gelebt und irgend welchen Einfluß auch auf diese gehabt hätten. Die Eigennamen der Inseln, der Berge, der Flüsse — nicht der

Naturprodukte, da diese alle sich im Westen heimisch finden — würden dann doch wenigstens zum Theil aus der Sprache der ersten Bewohner übrig geblieben sein. Aber auch davon zeigt sich nicht die leiseste Spur. Auch sage man nicht, daß jene altpolynesischen Sprachreste, jene Lieder auf Tonga und Tahiti aus so junger Zeit stammten, daß als man sie abfaßte schon alle fremden Elemente, welche in früheren Epochen sich vorgefunden hätten, verschwunden gewesen seien. Denn erstens, wie will man dann jene fremden Elemente überhaupt nachweisen? Und zweitens, bei der beispiellos conservativen Beharrlichkeit der polynesischen Sprachen ist eine solche Annahme vollkommen unmöglich. Diese Beharrlichkeit aber ist ethnologisch eine der merkwürdigsten Erscheinungen auf die man nicht genug hinweisen kann, wenn sie sich auch durch die Naturbeschaffenheit des Gebietes vollständig erklärt; gerade dadurch jedoch, daß sie in dieser Naturbeschaffenheit ihre volle Erklärung findet, wird sie außerordentlich belehrend ebensowohl anthropologisch für die Geschichte und das Wesen der Menschheit, als auch linguistisch für die Geschichte und das Wesen der Sprache. Wir sahen uns gezwungen (S. 215), die Einwanderung der Neuseeländer in ihre jetzige Heimat noch vor das Jahr 1000 vor Christi Geburt zu setzen; und dennoch stimmt das Neuseeländische mit dem Tahitischen und Hawaiischen, mit den fernsten Endpunkten Polynesiens aufs genaueste überein, sowohl was Wortschatz und Lautgestalt, als was Form und Syntax der Sprache betrifft; wobei die konsonantischen Abschwächungen des Hawaiischen zwar nicht zu vergessen, aber auch nicht zu hoch anzuschlagen sind. 3000 Jahre erhielten sich also die Sprachen auf derselben Entwickelungsstufe fast ohne Aenderung und doch in fortwährendem Leben! Damit vergleiche man die Entwickelungsgeschichte der Indogermanen und erwäge was aus diesen geworden wäre, wenn sie in polynesischer Natur hätten leben müssen — wohlverstanden, wenn sie dort hätten leben müssen vor jeglicher höherer Entwickelung, zu welcher sie im Laufe der Zeiten durch ihre wechselvollen Schicksale erzogen sind; denn jetzt freilich, auf der Stufe der Cultur, die sie heut zu Tage inne haben, bietet ihnen auch die dortige Natur natürlich kein Hindern mehr.

Wir können nicht alle die Folgerungen, die sich an diese Betrachtungen knüpfen, hier zu Ende führen, begnügen uns vielmehr einstweilen damit, darauf hingedeutet zu haben, um sie vielleicht später aufzunehmen und auszuführen. Aber zweierlei müssen wir hier noch er-

wähnen, indem wir uns zu den Polynesiern zurückwenden. Einmal also zeigt sich aus dem Vorstehenden uns wieder dasselbe Ergebniß, zu welchem wir oben (Seite 33) schon gelangten, daß die polynesische Sprache durchaus keine Mischung mit irgend welchen fremden Elementen zeigt, daß wir also auch hier bei der Betrachtung der sprachlichen Alterthümer nothwendig zu dem Schluß gelangen müssen: Die Polynesier sind die ersten Bewohner ihres Gebietes, welches bis dahin unbewohnt oder wenigstens zur Zeit ihrer Einwanderung völlig menschenleer war. Zweitens aber können wir wenn irgendwo dann bei dieser Betrachtung erkennen, von welch' ungemeiner Lebenskraft der Stamm der Polynesier und wenn wir vom speciellen Falle einen weiteren Schluß machen dürfen, die Menschheit im Allgemeinen ist. Denn in einer so ungünstigen Naturumgebung, in so völliger Isolirtheit haben es die Polynesier vermocht, sich zu der Stufe der Bildung und des Lebens zu erheben, welche wir im folgenden Band betrachten wollen. Und nicht blos sich zu erheben vermochten sie: sie haben sich auch, was viel bedeutsamer ist, im großen Ganzen auf dem errungenen Standpunkt gehalten. Denn wenn wir auch, wie sich später genauer zeigen wird, schon einen mehr oder minder deultichen Verfall in einzelnen Zweigen ihres Lebens sehen werden, so ist einerseits dieser Verfall doch sicher erst in den letzten Jahrhunderten eingetreten und keineswegs sehr weit vorgeschritten, andererseits sehen wir auch mannigfaltige Keime einer neuen Entwickelung bei ihnen, welche aus den alten Zuständen Neues, Beßeres anstrebten. So war der Stand der Dinge bei ihnen, als sie mit den Europäern bekannt wurden: und erwägt man alles wohl, so muß man sagen, dies Bekanntwerden konnte in keinem fruchtbareren, in keinem zweckmäßigeren Momente statt finden. Ob es gute oder böse Früchte trug, das lag nicht am Moment: es lag an der Tüchtigkeit nnd moralischen Kraft sowohl der Polynesier als auch namentlich der Europäer. Wir werden auch hierüber das Genauere im folgenden Bande sehen.

Druck von Hütbel und Legler in Leipzig.

Druckfehler.

1. Abtheilung.

Seite 2 Zeile 18 v. o. statt p. III, 217 lies: p. III; II, 217.
„ 13 „ 13 u. 24 v. o. statt v. d. Funk lies: v. d. Tuuk.
„ 25 „ 14 v. u., S. 35, Z. 4 v. u. ist derselbe Fehler.
„ 172—3 Kolumnentitel statt Poesie des Panton lies: Poesie; das Panton.

2. Abtheilung.

Seite 90 Zeile 3 v. u. statt Kalge lies: Klage.
„ 110 „ 4 v. u. „ östlichen lies: westlichen.
„ 159 „ 11 v. u. „ Aquarin lies: Aguarin.
„ 173 „ 1 v. u. ist am Anfang der Zeile das Wort Kopf ausgefallen.
„ 207 „ 10 v. o. statt Haaviki lies: Havaiki.
„ 216 „ 5 v. u. „ öffentlichen lies: östlichen.
„ 224 Kolumnentitel „ Eigenthümer lies: Alterthümer.

Außerdem ist vielfach z. B. S. 203 Z. 18 v. o., 213 Z. 11 v. u., 218 Z. 4 v. u., 219 Z. 10 v. o., 4 v. u., 220 Z. 8 v. o., 221 Z. 7 v. o. u. s. w. fälschlich Nukahiva für Nukuhiva gedruckt.





